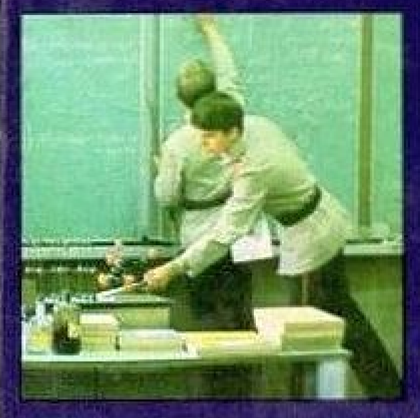
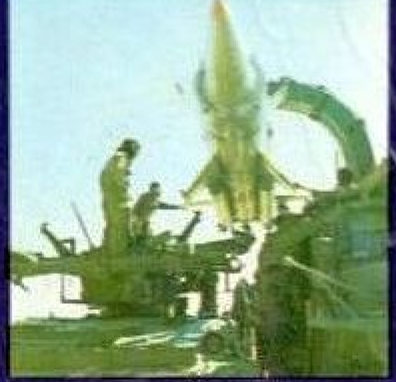
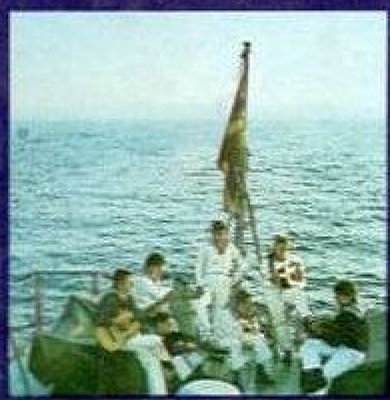
Arsenal

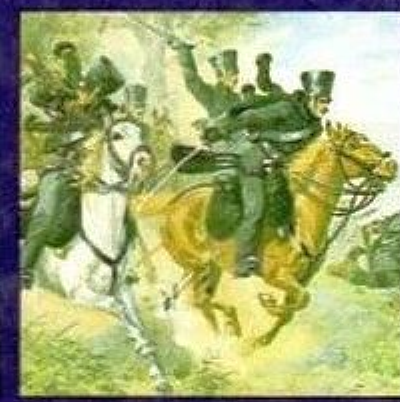








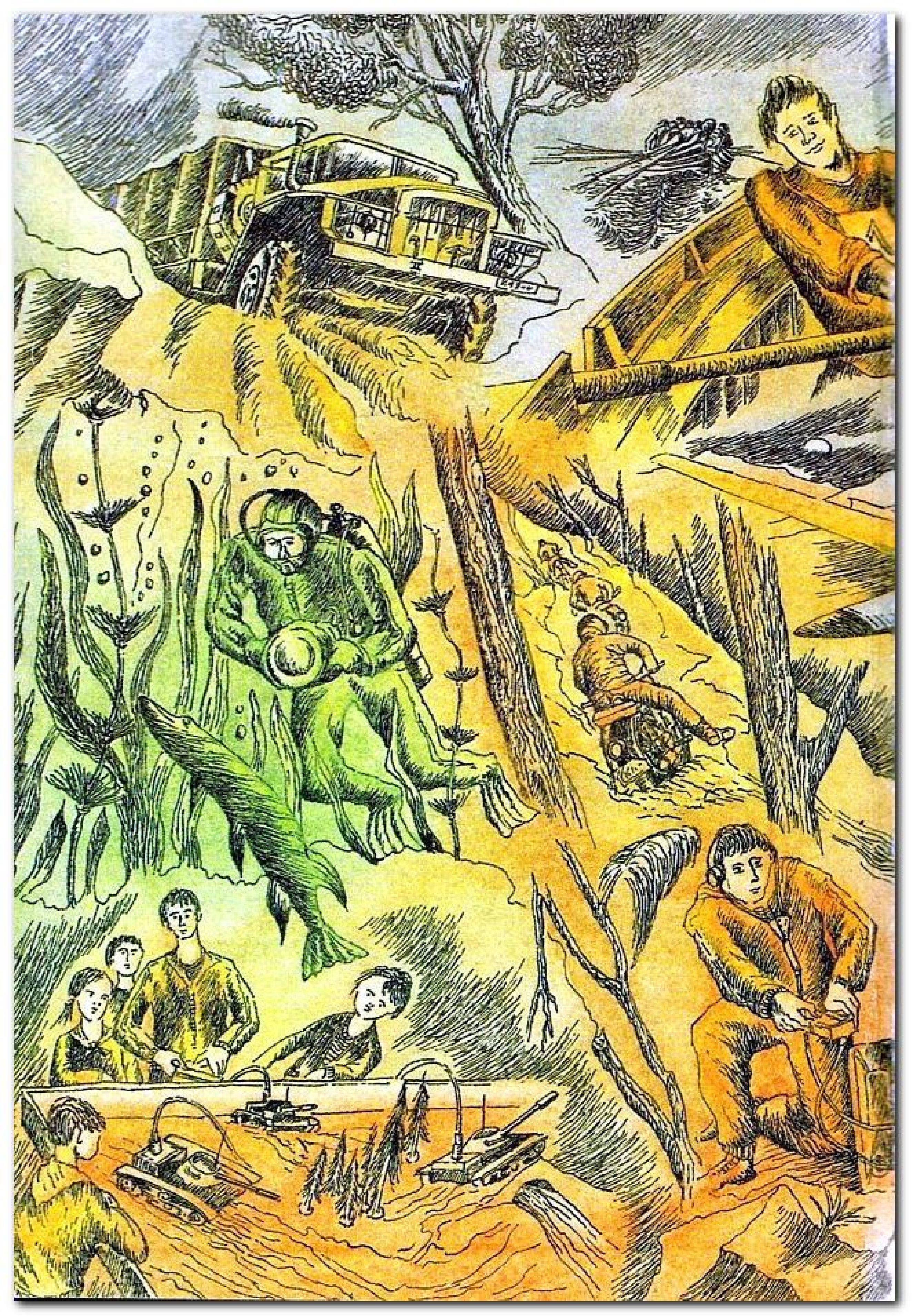


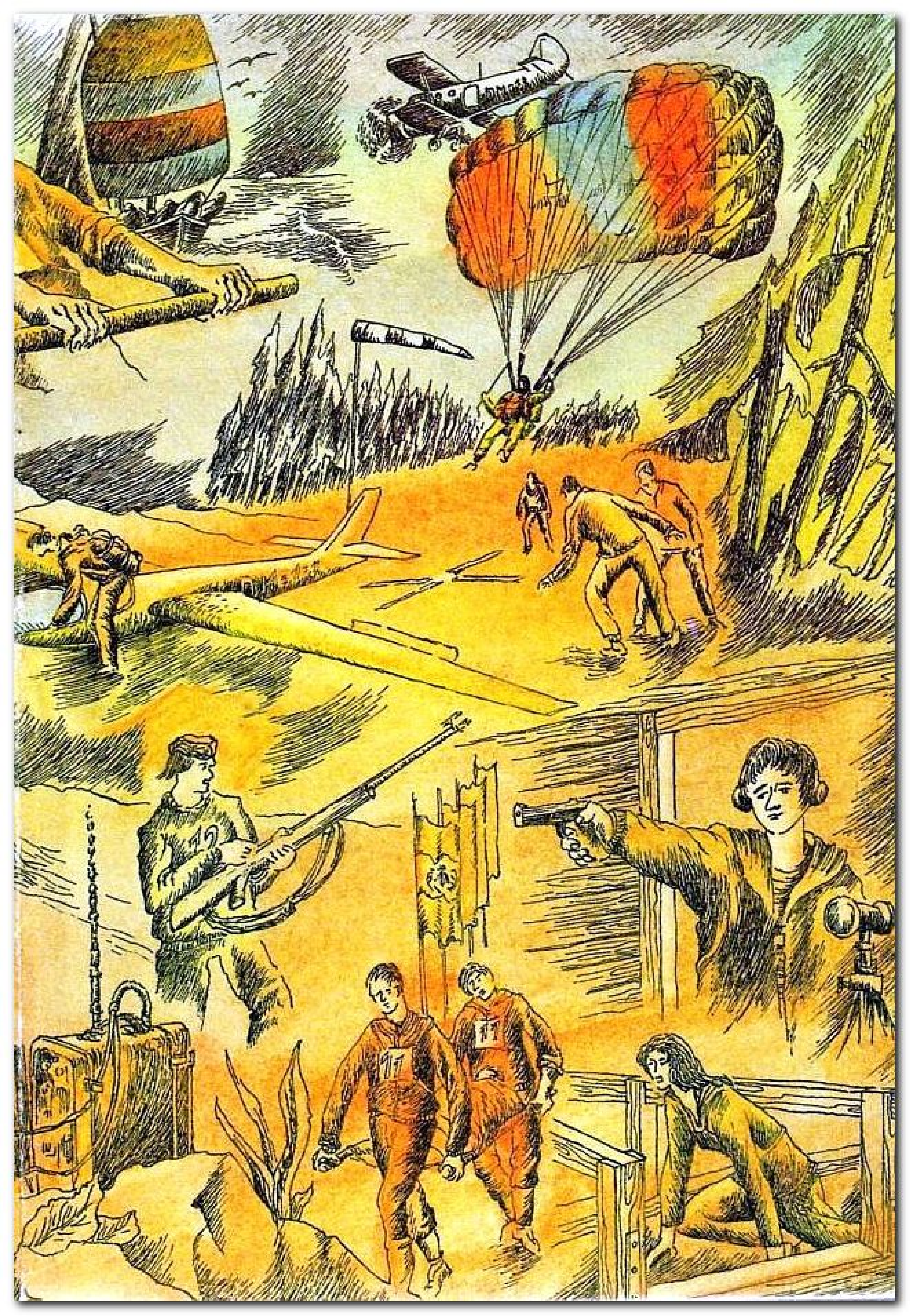


Die GST wird dreißig.
Eine moderne Waffenfamilie: die Kalaschnikows.
Wie die FDJ Pate der bewaffneten Kräfte wurde.

Besuch bei den Suworow-Schülern in Moskau.
Deutsche Antifaschisten an der Seite der Roten Armee.
Aufklären, Heranleiten, Zuweisen.
Geschichten vom „Dampfer".

Notlandung.
Lützows wilde, verwegene Jagd.
Die Leistungen der „Rückwärtigen".
Zwischen Brombeerkopf und Kuckucksstuhl.





Arsenal 4

Ein Sammelband
über Militärwesen und
sozialistische Landesverteidigung
für junge Leute



Militärverlag
der
Deutschen
Demokratischen
Republik

Inhalt

9 *Generalleutnant Günther Teller*
Mit ganzer Kraft für die Sicherung des Friedens und den Schutz des Sozialismus

18 *Oberstleutnant Kurt Glawe*
Die Kalaschnikows

25 *Major Roland Fischer*
Heimat, dich werden wir hüten!

33 *Gisela Reimer*
Suworows Erben

39 *Oberst Dr. Willy Wolff*
An der Seite der Roten Armee

47 *Oberstleutnant Helmut Hillen*
Aufklären – Heranleiten – Zuweisen

54 *Oberstleutnant Ernst Gebauer*
Geschichten vom „Dampfer"

62 *D. P. Chochlow*
Notlandung

69 *Oberstleutnant Karl-Heinz Kaufmann*
Wer wollte uns schlagen?

74 *Oberst Dr. Hansjürgen Usczeck*
Lützows wilde, verwegene Jagd

81 *Anatoli Semljanski/Günther Deicke*
Beim Manöver

82 *Oberstleutnant Peter Michalke*
Von 3 bis 90 Kilogramm pro Mann und Tag

91 *Oberstleutnant Ernst Gebauer*
Zwischen Brombeerkopf und Kuckucksstuhl

100 *Hans-Joachim Purwin*
Aus dem Leben der Bruderorganisationen der GST

112 *Peter Jacobs*
Die Alte unterm Mandelbaum

122 *Generalmajor Walter Paduch*
Waffenbrüderschaft der Nachrichtentruppen

127 *Prof. Dr. sc. Olaf Groehler*
Hinterm Bretterzaun lauert der Tod

133 *Oberstleutnant Karl-Heinz Otto*
Jede Rakete ein Treffer

140 *Torsten Boger*
Zeit des Begreifens

144 *Fregattenkapitän Robert Rosentreter*
„Wilhelm Pieck" auf Großer Fahrt

156 *Sławomir Wiloński*
Minen im Rhododendron

163 *Bernhard Krause*
Maßstabmodelle – die Hohe Schule des Modellsports

171 *Axel Frelau*
Der Mann aus Bulawayo

175 *Oberstleutnant Klaus Wurm*
Masse kontra Rückstoß

179 *Dr. Erwin Nippert*
Die Hölle von Sonnenburg

183 *Georg Hausen*
Raketen-U-Schiffe der USA

192 *Egon Krenz*
Vom Feuerrohr zur Makarow

208 *Dr. Harald Müller*
Garibaldi, der Soldat der italienischen Revolution

217 *Kurt Henze*
Von der „Atlas" zur „Trident"

231 *Oberst Ján Lipták*
Die „Thälmann"-Partisanenabteilung

242 *Heinz Kruschel*
Zufällige Betrachtung eines Gesichts

247 *Dr. Laurenz Demps*
Die Festung Berlin

259 *Oberst Dieter Peißker*
Ein Admiral spielt va banque

272 *Rolf Martens*
Elektronisch gesteuertes Kettenfahrzeugmodell

280 *Ottokar Domma*
Was uns bei den Soldaten gefallen hat

283 *Helmut Lorenz*
Der freche Zeichenstift:
Militärisch danebenbegriffen

Mit ganzer Kraft für die Sicherung des Friedens und den Schutz des Sozialismus

Generalleutnant Günther Teller

Für die zukünftigen Militärkraftfahrer, Funker, Matrosenspezialisten, Fallschirmjäger und Flugzeugführer der Nationalen Volksarmee ist es heute schon eine Selbstverständlichkeit, daß ihnen zur Vorbereitung auf ihren Armeedienst in der Gesellschaft für Sport und Technik moderne Technik zur Verfügung steht. Das sind z. B. die bewährten LKWs vom Typ W 50 und der schwere „Ural 375" aus der Sowjetunion; das sind moderne Funkgeräte, Ausbildungsschiffe und Motorflugzeuge vom Typ „Z-42" aus der ČSSR.

Von solcher Technik konnte man 1952, dem Gründungsjahr der GST, nur träumen. Da machten die Flugsportler ihre ersten Starts auf dem guten alten Schulgleiter SG 38, der heute nur noch Museumswert besitzt. Und nicht selten mußten sich 40 bis 50 seesportbegeisterte Jungen mit einem Kutter begnügen. Aber alle, die sich damals der neugegründeten Organisation anschlossen – innerhalb weniger Wochen gab es bereits über 200 000 Mitglieder der GST –, waren ungeachtet der zeitbedingten Anfangsschwierigkeiten mit großem Eifer bei der Sache. Und diese Sache diente dem wichtigen Anliegen, sich Kenntnisse und Fähigkeiten für die Verteidigung des jungen, im Aufbau begriffenen ersten Staates der Arbeiter und Bauern auf deutschem Boden anzueignen. Zu schützen, was durch des Volkes Hände in angestrengter und fleißiger Arbeit geschaffen wurde, dazu war und ist vor allem die junge Generation berufen. Das wurde auch bereits auf dem IV. Parlament der FDJ im Mai 1952 bekräftigt. Dort unterbreitete Genosse Erich Honecker als damaliger Vorsitzender der Freien Deutschen Jugend konkrete Vorschläge für die Entwicklung von Wehrsportarten und begründete ihre Notwendigkeit im Interesse der Landesverteidigung. Er setzte sich auch sehr für die Verwirklichung dieser Vorschläge ein und hatte großen persönlichen Anteil an der Gründung der Gesellschaft für Sport und Technik, die dann auf Initiative der Partei der Arbeiterklasse und auf Beschluß des Ministerrats der DDR am 7. August 1952 erfolgte.

Mit der Gründung dieser neuen Organisation wurde einem gesetzmäßigen, objektiven Erfordernis der sozialistischen Landesverteidigung entsprochen; denn die schon damals vorhandene ernste Bedrohung unseres noch jungen Staates durch die gefährliche und abenteuerliche Politik reaktionärer und aggressiver Kräfte des wiedererstandenen Imperialismus in der BRD machte es notwendig, bei den Bürgern der DDR und vor allem bei der jungen Generation eine hohe Wehrbereitschaft und Wehrfähigkeit zu entwickeln.

Und als dann 1956 die Nationale Volksarmee geschaffen wurde, ergab sich daraus für die GST die verantwortungsvolle Aufgabe, die zukünftigen Soldaten gut auf ihren Ehrendienst zum Schutz des Vaterlandes und des Sozialismus vorzubereiten. Mehrere hunderttausend junge Wehrpflichtige haben seitdem mit der Teilnahme an einer immer qualifizierteren vormilitärischen Ausbildung in der GST ein gutes politisches und fachliches Rüstzeug für ihren Armeedienst er-

halten. Das hat ihnen geholfen, schneller den Anforderungen dieses Dienstes gerecht zu werden und sich bei der Erfüllung ihres Klassenauftrages an der Seite ihrer Klassen- und Waffenbrüder der ruhmreichen Sowjetarmee und der anderen Streitkräfte des sozialistischen Verteidigungsbündnisses zu bewähren. Zur erfolgreichen Bilanz, die die GST im dreißigsten Jahr ihres Bestehens ziehen kann, gehört auch die an Umfang und Qualität ständig gewachsene wehrsportliche Arbeit. Immer mehr junge und erwachsene Bürger unseres Landes beteiligten sich an einer der zahlreichen Wehrsportarten, die ihnen die Möglichkeit einer interessanten und sinnvollen Freizeitgestaltung mit der Aneignung technischer Kenntnisse und Fähigkeiten und mit der Bewährung im sportlichen Wettstreit bot.

Die Besten von ihnen trugen mit ihrem erfolgreichen Abschneiden bei Olympischen Spielen sowie bei Welt- und Europameisterschaften dazu bei, das internationale Ansehen unseres sozialistischen Staates zu stärken. Dort errangen Leistungssportler in den Wehrsportarten der GST allein in der Zeit zwischen dem IX. und X. Parteitag der SED insgesamt 60 Gold-, 95 Silber- und 83 Bronzemedaillen.

So hat die Gesellschaft für Sport und Technik – unter der Führung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, geleitet von ihrer wegweisenden Politik und stets umgeben von ihrer Aufmerksamkeit und Fürsorge – in den nunmehr drei Jahrzehnten eine Entwicklung genommen, die zu Freude und Stolz berechtigt. Als sozialistische Wehrorganisation der DDR nimmt sie heute im gesellschaftlichen Leben unseres Staates einen festen und geachteten Platz ein.

Darin widerspiegelt sich auch das enge und bewährte Zusammenwirken mit der Freien Deutschen Jugend und allen anderen Verbündeten an der Front der sozialistischen Wehrerziehung sowie die tatkräftige Unterstützung durch die staatlichen Organe, durch viele Kombinate und Betriebe und vor allem durch die Nationale Volksarmee. Es ist der angestrengten und erfolgreichen Arbeit der Werktätigen der DDR zur Mehrung des Nationaleinkommens zu danken, daß für die Arbeit der GST immer bessere materiell-





technische Voraussetzungen geschaffen werden konnten, wie sich das an vielen neuentstandenen modernen Ausbildungszentren und der Bereitstellung moderner Ausbildungsgeräte zeigt. Unvergessen bleibt auch, wie die GST in den Jahren des schwierigen Anfangs wertvolle Hilfe und Unterstützung durch die sowjetische Wehrorganisation DOSAAF erhielt. So halfen erfahrene Funktionäre und Instrukteure aus ihren Reihen bei der Entwicklung des Sportschießens, des Motorflugs und Fallschirmsports der GST. Auch die ersten internationalen Wettkämpfe wurden mit Sportlern der Bruderorganisation ausgetragen.

So wurde schon damals das Fundament der herzlichen Freundschaft und engen Verbundenheit gelegt, das die beiden Wehrorganisationen bis heute verbindet und auf dem eine fruchtbare Zusammenarbeit gewachsen ist, die der Festigung der Freundschaft zwischen unseren Brudervölkern und ihrem gemeinsamen Ringen zur Sicherung des Friedens und zum Schutz des Sozialismus dient.

Davon sind ebenfalls die vielfältigen und herzlichen Beziehungen der GST mit den Wehrorganisationen in den anderen sozialistischen Staaten bestimmt.

Die heute nach Hunderttausenden zählenden Mitglieder der GST sehen in dem dreißigjährigen Jubiläum ihrer sozialistischen Wehrorganisation aber keinen Gedenktag, bei dem man sich nur des zurückgelegten guten Weges erfreut. Sie richten dabei vielmehr im Thälmannschen Sinne den Blick nach vorn und stellen sich mit ganzer Kraft den anspruchsvollen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft.

Der Minister für Nationale Verteidigung der DDR, Armeegeneral Heinz Hoffmann, der 1. Sekretär des Zentralrates der FDJ, Egon Krenz, und der Vorsitzende der GST, Generalleutnant Günther Teller, im angeregten Gespräch mit den Delegierten des VI. GST-Kongresses

Ein junger Offiziersbewerber überreicht dem Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, die Verpflichtungen der GST-Mitglieder, die sie anläßlich des Jugendfestivals 1979 erfüllt haben

Mit den Beschlüssen des X. Parteitages der SED ist dafür eine klare Orientierung gegeben, sind zugleich aber auch hohe Maßstäbe gesetzt.

Jeder Bürger unseres Staates kann aus eigenem Erleben bestätigen, wie die auf das Glück und Wohl unseres Volkes gerichtete Politik der Partei immer reichere Früchte trägt.

Hier führen die Ergebnisse angestrengter und fleißiger Arbeit der Werktätigen zur ständigen Verbesserung des Lebensstandards aller Bürger, machen ihr Leben reicher und erfüllter.

Hier in unserem sozialistischen Staat hat die junge Generation eine großartige und gesicherte Perspektive, kann sie ihre schöpferischen Fähigkeiten und Talente für die persönliche Entwicklung und zum Nutzen der Gesellschaft frei entfalten. So werden allein bis 1985 rund eine Million junge Facharbeiter und davon etwa 55 000 mit Hochschulreife herangebildet, denen nach Abschluß ihrer Lehre bzw. ihres Studiums ein guter Arbeitsplatz sicher ist.

Bei dieser für unsere Jugend so selbstverständlichen Feststellung ist der Vergleich mit der BRD angebracht, wo jährlich fast 200 000 Jugendliche nach ihrem Schulabschluß nicht einmal eine Lehrstelle finden, wo sich Zehntausende nach ihrem Lehrabschluß gleich in das Millionenheer der Arbeitslosen einreihen müssen.

Zugleich aber betreiben die in der BRD herrschenden reaktionären Kräfte des Imperialismus im Verein mit den USA und den anderen NATO-Staaten eine gefährliche, friedensbedrohende Politik. Sie setzen den konsequenten und konstruktiven Bemühungen der sozialistischen Staaten mit der Sowjetunion an der Spitze um echte Entspannung und friedliche Koexistenz eine militärische Aufrüstung in bisher nie gekanntem Umfang und einen harten Konfrontationskurs entgegen. Sie streben mit aller Macht nach militärischer Überlegenheit und wollen so ihre aggressiven Ziele gegenüber dem Sozialismus von einer Position der Stärke aus durchsetzen. Dabei haben sie auch eiskalt das Risiko eines militärischen Abenteuers – bis hin zu einem Kernwaffenkrieg – einkalkuliert.

Diese friedensgefährdenden Pläne der NATO-Strategen müssen unbedingt durchkreuzt werden. Das wird in entscheidendem Maße durch die militärische Macht des Sozialismus, durch hohe Verteidigungsanstrengungen in den Staaten der sozialistischen Gemeinschaft gewährleistet.

Für die Nationale Volksarmee als Hauptkraft unserer Landesverteidigung und festen Bestandteil der sozialistischen Militärkoalition bedeutet das, die wachsenden Anforderungen in den achtziger Jahren – die sich aus der zunehmenden Aggressivität des Gegners und aus den Auswirkungen der wissenschaftlich-technischen Revolution auf das Militärwesen ergeben – in traditioneller Zuverlässigkeit zu meistern.

Mehr denn je wird heute und in Zukunft der Grad der Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft der NVA von den politisch-moralischen Qualitäten, dem psychischen und physischen Leistungsvermögen und der Kampfmoral sowie vom bewußten und disziplinierten Handeln der Armeeangehörigen und Kampfkollektive bestimmt. Den zukünftigen Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren zu helfen, daß sie darauf rechtzeitig und richtig eingestellt und auf ihren verantwortungsvollen Dienst zum Schutz des Vaterlandes und des Sozialismus allseitig gut vorbereitet sind, ist und bleibt verpflichtende Aufgabe und vorrangiges Anliegen der Gesellschaft für Sport und Technik. Damit sind auch im Sinne der Beschlüsse des X. Parteitages der SED die Maßstäbe gesetzt für eine vormilitärische Ausbildung in hoher Qualität und Effektivität.

Sie soll die jungen Wehrpflichtigen – anknüpfend an die Erziehung im Elternhaus, in der Schule und im sozialistischen Jugendverband – im Wissen und Gefühl ihrer Verantwortung zur Verteidigung der Heimat und in dem Willen bestärken, gute Soldaten zu werden.

Diese Ausbildung soll ihnen fundierte, anwendungsbereite Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten für ihren zukünftigen Armeedienst als mot. Schützen, Militärkraftfahrer, Funker, Matrosenspezialisten, Taucher, Fallschirmjäger oder Flugzeugführer vermitteln.

Das verlangt eine programmgetreue und

kontinuierliche Ausbildung, bei der jede Stunde maximal genutzt und inhaltsreich gestaltet wird, bei der die jungen Kameraden echt gefordert werden und einen Nutzen für sich persönlich sowie für die Sache der Landesverteidigung spüren.

Dafür müssen in erster Linie die Ausbilder der GST sorgen, unter denen sich viele Tausende Reservisten der NVA befinden, deren verantwortungsbewußte und unermüdliche Arbeit große Anerkennung verdient. Zugleich gebieten es die wachsenden Anforderungen an die vormilitärische Ausbildung, daß sich noch mehr Reservisten, die über umfangreiche Spezialkenntnisse und Erfahrungen in der Führung von Kollektiven verfügen, für die Mitarbeit in der GST als Ausbilder bereit finden. Aber auch in anderen Funktionen bei der GST sind ihr Wissen und Können, ihr Rat und ihre Tat von großem Wert für die Meisterung der in den kommenden Jahren zu lösenden anspruchsvollen Aufgaben.

Vormilitärische Ausbildung in hoher Qualität und Effektivität verlangt zugleich ein aktives Mitwirken der Kameraden selbst, ihr energisches Ringen um beste Ergebnisse.

So steht es in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft der Nationalen Volksarmee, wenn in den Ausbildungseinheiten der GST der Kampf darum geführt wird, daß alle Kameraden die Normen mit der Note Eins oder mindestens Zwei erfüllen und damit nachgewiesen wird, daß sie treffsicher schießen können, ein hervorragendes technisches Wissen und Können besitzen und körperlich fit sind.

Mit dieser Orientierung auf hohe Leistungen in breiter Front ist auch die Zielstellung verbunden, daß immer mehr Teilnehmer an der vormilitärischen Speziallaufbahnausbildung das Bestenabzeichen der GST erwerben. Die heute schon nach Tausenden zählenden Träger dieses Abzeichens werden bestätigen, daß sich die Anstrengungen dafür gelohnt haben; denn damit verfügen sie über ausgezeichnete Voraussetzungen für den Dienst in der Nationalen Volksarmee oder bei den Grenztruppen der DDR.

Im engen und bewährten Zusammenwirken mit der Freien Deutschen Jugend wird die GST auch in ihrer weiteren Arbeit der Gewinnung und Vorbereitung des militärischen Berufsnachwuchses besondere Aufmerksamkeit widmen.

Darin ist eingeschlossen, bei den zukünftigen Berufsunteroffizieren und -offizieren mit der Teilnahme an einer qualifizierten vormilitärischen Ausbildung und mit einer ersten Bewährung als Gruppenführer, stellvertretender Zugführer oder in einer anderen Funktion ein gutes Fundament für ihre militärische Laufbahn zu schaffen. Damit ist zugleich das Anliegen verbunden, sie in ihrer persönlich so wichtigen und gesellschaftlich bedeutsamen Entscheidung für einen militärischen Beruf zu bestärken.

Es entspricht den vom X. Parteitag der SED gestellten Aufgaben zur kommunistischen Erziehung, wenn mit dem Wehrsport der GST ein wachsender Beitrag zur Formung allseitig gebildeter sozialistischer Persönlichkeiten, zur sinnvollen Freizeitgestaltung im Interesse von Wohlbefinden, Leistungsfähigkeit und Lebensfreude der Bürger unseres Staates geleistet wird.

Für Hunderttausende Bürger unseres Landes – in der Mehrzahl davon Jungen und Mädchen – ist die regelmäßige und aktive wehrsportliche Betätigung schon zu einem echten Bedürfnis geworden. Damit wurden bei ihnen zugleich die Erkenntnis und Einstellung gefördert, durch solch eine Tätigkeit auch zum Nutzen der Landesverteidigung zu handeln.

In diesem Sinne wird die GST in ihrer weiteren Arbeit verstärkte Anstrengungen unternehmen, um den Wehrsport noch breiter zu entwickeln und ihn zu einem anziehenden Betätigungsfeld für immer mehr junge und erwachsene Bürger zu machen. Das gilt für alle Wehrsportarten – für das Sportschießen und den militärischen Mehrkampf genauso wie für den Motorsport, den Nachrichtensport, den Seesport, den Tauchsport, den Flug- und Fallschirmsport und den Auto-, Schiffs- und Flugmodellsport.

Ein wichtiger Aspekt dabei ist, daß mit solch einer regelmäßigen wehrsportlichen Arbeit in Verbindung mit wehrpolitischer Einflußnahme schon frühzeitig an viele Schüler der Gedanke der notwendigen Wehrbereitschaft und Wehrfähigkeit her-

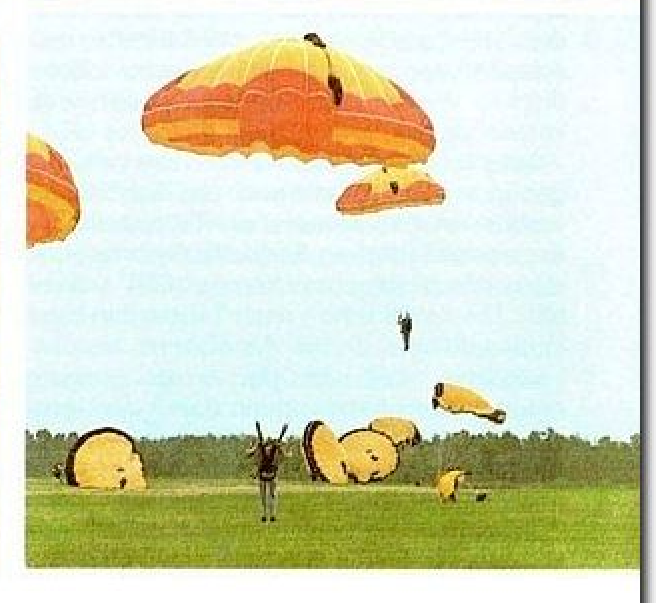







64









angetragen und dies mit einem entsprechenden praktischen Handeln verbunden wird.

Das liegt im Interesse einer notwendigen langfristigen und kontinuierlichen Vorbereitung auf den Dienst in der Nationalen Volksarmee.

So kann und soll mit der Teilnahme an einer der Wehrsportarten der GST die Bereitschaft der Jugendlichen entwickelt und gefördert werden, diesen Weg über die entsprechende vormilitärische Spezialaufbahnausbildung in der GST bis zum Dienst in der jeweiligen Laufbahn der NVA fortzusetzen.

Die schon vorhandenen Erfahrungen in der Arbeit der GST bestätigen, daß mit solch einem Weg eine wirklich gute Vorbereitung der zukünftigen Soldaten gewährleistet ist. Deshalb soll das Voranschreiten auf diesem Wege zunehmend forciert werden.

Das gilt vor allem auch für den Wehrkampfsport, bei dem es um treffsicheres Schießen und gute körperliche Kondition geht.

Die Gewährleistung einer wirksamen und zuverlässigen Landesverteidigung, auf die der X. Parteitag der SED mit Nachdruck verwiesen hat, verlangt von den Reservisten der NVA, für die Erhaltung ihrer Wehrkraft zu sorgen. Für diejenigen jungen Facharbeiter, die nach dem Abschluß ihrer Lehre und der vormilitärischen Ausbildung nicht gleich

Vormilitärische Ausbildung im Zentralen Ausbildungslager der GST „Wilhelm Pieck" in Breege auf Rügen

Ausbildung auf dem schweren LKW „Ural"

Kutterrudern gehört zum Seemanns-Abc der künftigen Matrosen, Maate und Offiziere der Volksmarine

Nachrichtenausbildung am UKW-Funkgerät R105

Auf einer Großflugschau zeigen die GST-Flieger und Fallschirmspringer ihr Können

Der Modellsport ist eine Wehrsportart, die sich zunehmender Beliebtheit erfreut

Diese Führungsbahn der GST-Automodellsportler in Bitterfeld entstand in vielen Freizeitstunden. Sie hat inzwischen einen Wert von mehr als 10 000 Mark

Jürgen Wiefel, Leistungsschütze der GST, errang bei den Olympischen Spielen 1976 in Montreal die Silbermedaille in der Disziplin Olympisches Schnellfeuer





ihren Armeedienst antreten, kommt es darauf an, bis zum Zeitpunkt der Einberufung gut vorbereitet zu bleiben. Dieser Aufgabenstellung zur Wehrkrafterhaltung und zur Stabilisierung bestimmter vormilitärischer Kenntnisse und Fähigkeiten dient der Wehrkampfsport der GST, dessen weitere Entwicklung in der zukünftigen Arbeit der sozialistischen Wehrorganisation ein Schwerpunkt sein wird.

Das soll im noch engeren Zusammenwirken mit den Reservistenkollektiven der NVA sowie mit Unterstützung durch die staatlichen Leiter in den Betrieben erreicht werden.

Bei der auf noch größere Breite und Wirksamkeit orientierten Arbeit der GST zur Förderung einer hohen Verteidigungsbereitschaft in unserem Lande werden auch zukünftig vielfältige und bewährte massensportliche Aktivitäten – wie das Schießen um die „goldene Fahrkarte", der Fernwettkampf der Schulen und Heime sowie die Pokalwettkämpfe für Brigaden der sozialistischen Industrie und Landwirtschaft im Sportschießen, Schützenfeste in Städten und Gemeinden, militärische Geländeläufe usw. – einen wichtigen Platz einnehmen.

Für die besten Wehrsportler der GST wird es ehrenvolle Verpflichtung sein, bei Olympischen Spielen sowie bei Welt- und Europameisterschaften neue Erfolge zum Ruhme unserer sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik zu erringen.

So geht die Gesellschaft für Sport und Technik im vierten Jahrzehnt ihres Bestehens mit Tatkraft und Elan an die Erfüllung der verantwortungsvollen Aufgaben, die ihr von der Partei der Arbeiterklasse übertragen sind und die dazu dienen, den Frieden zu sichern, die Verteidigungskraft der DDR zu stärken und den Sozialismus zuverlässig zu schützen. In dieser Arbeit der sozialistischen Wehrorganisation der DDR wird immer der Gedanke des sozialistischen Patriotismus und proletarischen Internationalismus, der engen Verbundenheit mit dem Lande Lenins und den anderen sozialistischen Bruderstaaten und -völkern, mit den sozialistischen Wehrorganisationen in diesen Ländern sowie der tatkräftigen Solidarität mit den um ihre Freiheit und Unabhängigkeit ringenden Völkern lebendig sein.

Die Bewahrung und Pflege der Traditionen des revolutionären wehrhaften Kampfes der Arbeiterklasse und beim bewaffneten Schutz des Sozialismus, die Wahrung des verpflichtenden Vermächtnisses der antifaschistischen Widerstandskämpfer und der bei der Befreiung unseres Volkes vom Hitlerfaschismus gefallenen heldenhaften Kämpfer der ruhmreichen Sowjetarmee werden dieser Arbeit stets aufs neue wertvolle Impulse verleihen und die Mitglieder der GST sowie die an der vormilitärischen Ausbildung teilnehmenden Jugendlichen zu hohen Leistungen anspornen.

Mit einem zielstrebigen und angestrengten Wirken zum Wohle unseres Volkes und für die edle Sache des Sozialismus/Kommunismus bekundet die GST ihre unerschütterliche Treue zur Partei der Arbeiterklasse und die feste Entschlossenheit, sich mit einer weiteren erfolgreichen Tätigkeit zum Nutzen der Landesverteidigung jederzeit des großen Vertrauens der Partei würdig zu erweisen.

Die „Ernst Thälmann" ist eines der modernsten Ausbildungsschiffe der GST

Die Kalaschnikows

Oberstleutnant Kurt Glawe

In der Sowjetischen Militärenzyklopädie geblättert

Automatische Waffen gibt es bereits seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Russisch-Japanische Krieg (1903–1905) bestätigte den Kampfwert solcher Waffen, und in der Folgezeit eroberten sich schwere Maschinengewehre einen festen Platz in der Bewaffnung der Armeen. Die Kampferfahrungen der Infanterie aus dem ersten Weltkrieg führten zur Entwicklung einer, verglichen mit dem Gewehr, leistungsfähigeren neuen Waffe für den Einzelkämpfer: zur Entwicklung der Maschinenpistole.

Bereits 1916 machte der russische Waffenkonstrukteur W. G. Fjodorow auf sich aufmerksam. Als einer der ersten hatte er eine Waffe entwickelt, mit der es möglich war, ähnlich wie mit dem Maschinengewehr ununterbrochenes Feuer zu führen. Diese Waffe hatte eine geringere Masse und war kürzer als die strukturmäßigen Gewehre. Obwohl Erprobungen und Versuchsschießen recht erfolgreich verliefen, wurde diese Maschinenpistole nur in geringer Stückzahl produziert. Eine umfangreiche Produktion war unter den Bedingungen der ökonomischen Zurückgebliebenheit des zaristischen Rußlands nicht möglich.

Trotzdem war die Entwicklung der ersten russischen Maschinenpistole von Bedeutung, da sie später den sowjetischen Waffenkonstrukteuren gute Dienste bei der Entwicklung neuer Typen automatischer Waffen für die Infanterie geleistet hat. So stand bald ein neuer Typ der leichten automatischen Waffen im Mittelpunkt der Entwicklung. Mit einer solchen Waffe konnte Pistolenmunition verschossen werden, und so nannte man sie anfangs Pistolen-Maschinengewehr, später aber auch Maschinenpistole. In dieser Maschinenpistole waren die guten Kampfeigenschaften der automatischen Pistole (geringe Masse, Handlichkeit) und des Maschinengewehrs (hohe Feuergeschwindigkeit) vereinigt worden. Ein Modell war die von W. A. Degtjarjow entwickelte Maschinenpistole *34/38*. Sie wurde vor allem im Sowjetisch-Finnischen Krieg 1939/40 bei den Kämpfen auf der Karelischen Landenge eingesetzt.

Weitere erfolgreiche Waffenkonstrukteure waren G. S. Schpagin, der die Maschinenpistole *PPSch-41* entwickelte, und A. I. Sudajew, von dem die Maschinenpistole *PPS-43* stammt. Diese Maschinenpistolen erwiesen sich an den Fronten des Großen Vaterländischen Krieges als einfache, leichte und zuverlässige Waffen. Sie wurden in allen Gefechtsarten erfolgreich eingesetzt. Insgesamt produzierte die sowjetische Industrie im Zeitraum vom 1. Juli 1941 bis 30. Juni 1945 6 103 000 Maschinenpistolen und sicherte damit die Versorgung der Streitkräfte.*

Der massenhafte Einsatz von Maschinenpistolen in modernen Gefechtshandlungen

---

* Von 1956 bis 1961 war auch die Nationale Volksarmee mit der MPi 41, der „Schpagina", ausgerüstet.



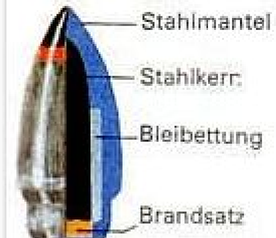
Die 7,62-mm-Patrone M-43 und ihre Geschoßarten
a – scharfe Patrone;
b – Platzpatrone



1 das Stahlkerngeschoß (ohne Kennfarbe), zur Vernichtung lebender und ungepanzerter Ziele



2 das Leuchtspurgeschoß (grüne Geschoßspitze), zur Zielzuweisung und Feuerkorrektur sowie zum Inbrandsetzen trockener Bodenbewachsung und anderem



3 das Panzerbrandgeschoß (schwarze Geschoßspitze mit rotem Ring), zum Bekämpfen leichtgepanzerter Ziele und zum Entzünden von leichtbrennbaren Stoffen



4 das Brandgeschoß (rote Geschoßspitze), zum Entzünden leichtbrennbarer Stoffe



MPi-Schütze der Sowjetarmee, ausgerüstet mit der Maschinenpistole PPD-34



Maschinenpistole Degtjarjow PPD-40

Maschinenpistole Schpagin PPSch-41

Maschinenpistole Sudajew PPS-43

führte zu der Erkenntnis, daß die bisher möglichen Schußentfernungen und auch die Durchschlagswirkung der Geschosse nicht mehr ausreichen. Daraufhin wurde die auch bei uns bekannte 7,62-mm-Patrone *Modell 43* entwickelt. Mit ihren ballistischen Eigenschaften, ihrer Masse und ihren Ausmaßen nimmt sie eine Zwischenstellung zwischen Gewehr- und Pistolenpatrone ein. An der Entwicklung von Maschinenpistolen, mit der diese Munition verschossen werden konnte, waren viele Waffenkonstrukteure beteiligt. Sie mußten eine konstruktiv neue Lösung finden. Das bisher praktizierte Prinzip – Rücklauf des freien Verschlusses – war nicht mehr anwendbar; denn das Schloß mußte eine große Masse haben, was wiederum die Ausmaße der Waffe vergrößert hätte. Als rationell und günstig zeigte sich das Prinzip „Gasdrucklader", das einen Teil der Pulvergase zum Zurückführen des Verschlusses ausnutzt. Die Pulvergase werden hierbei durch eine Bohrung in der Laufwand vom Lauf über das Verbindungsstück zum Gaskolben geleitet und drücken den Gaskolben mit der Schloßführung und dem Schloß zurück.

Diesen Weg beschritt auch M. T. Kalaschnikow, und es gelang ihm, eine leichte, zuverlässig und schnell schießende Maschinenpistole zu entwickeln, die, nach ihm benannt, bald zum Inbegriff für Qualität in der Schützenbewaffnung werden sollte.

Aus dem Leben M. T. Kalaschnikows

Michail Timofejewitsch Kalaschnikow wurde am 10. November 1919 in Kurja im Gebiet Altai geboren. Er ist sowjetischer Konstrukteur automatischer Schützenwaffen, zweifacher Held der sozialistischen Arbeit (1958 und 1976), Doktor der technischen Wissenschaften (1971), Oberst (1969) und seit 1953 Mitglied der KPdSU. Dreimal wurde er mit dem Lenin-Orden ausgezeichnet. Er erhielt den Staatspreis (1949), den Lenin-Preis (1964), den Orden des Roten Arbeitsbanners und den Orden „Roter Stern".

Im Jahre 1938 wurde M. T. Kalaschnikow zur Armee einberufen. Er diente als Panzerfahrer. Schon an der Schule für Panzerfahrer zeigte er Fähigkeiten eines Erfinders und Konstrukteurs. Als Panzerkommandant nahm er an den Kämpfen des zweiten Weltkrieges teil und wurde im September 1941 bei Brjansk schwer verwundet. In der Folgezeit war es ihm möglich, seine langgehegte Idee zu verwirklichen, eine neue Maschinenpistole zu entwickeln. Er konstruierte ein Versuchsmodell, es wurde durch eine Kommission überprüft und – abgelehnt; doch kurze Zeit später versetzte man Kalaschnikow in die Abteilung Forschung und Entwicklung des Ministeriums für Verteidigung. Hier setzte er die Arbeit in einem Kollektiv zielgerichtet und konzentriert fort. Nach vielen Versuchen gelang es, eine zuverlässige und treffsichere Waffe zu entwickeln, geeignet für die 7,62-mm-Kurzpatrone *M-43*. Ab 1949 wurde diese mit der Bezeichnung „7,62-mm-Maschinenpistole Kalaschnikow Modell 1947 (AK)" in die Sowjetarmee eingeführt, und sie ist heute in ihren modernen Versionen die Standardwaffe in den sozialistischen Streitkräften und in anderen Armeen.

Eine Generation moderner Schützenwaffen

Das große Verdienst M. T. Kalaschnikows besteht nicht nur in der Entwicklung der genannten Maschinenpistole. Es besteht vor allem darin, daß es ihm mit seinem Kollektiv gelungen ist, auf der Basis der *AK-47* eine ganze Generation in der Konstruktion vereinheitlichter automatischer Schützenwaffen hervorzubringen. Die Vorteile einer solchen Standardisierung reichen von der Produktion über die Ersatzteilversorgung und Instandsetzung bis hin zur Ausbildung und zum Gefechtseinsatz.

Die Truppenpraxis zeigt, wer seine MPi *Kalaschnikow* beherrscht, kann auch mit dem IMG *Kalaschnikow* schießen, und fällt im Gefecht z. B. am IMG ein Teil aus, so kann es vom Schützen problemlos durch das gleiche Teil der MPi ersetzt werden. Das gab es bisher im Militärwesen noch nicht.

Ab 1959 wurde die NVA mit diesen hervorragenden Schützenwaffen ausgerüstet,

und heute kommen sie bereits aus der eigenen Produktion. Bemerkenswert ist, daß in der DDR eine Kleinkaliber-Maschinenpistole entwickelt worden ist, im Grundaufbau eine „Kalaschnikow" mit all ihren Vorzügen im treffsicheren Schießen, die mit Erfolg zum Übungsschießen genutzt wird. Die KK-MPi 69, so ist die Waffe bezeichnet, hilft dem Schützen, ein Meister seiner persönlichen Waffe zu werden und, bei entsprechend vorbildlichem Verhalten, mit der Schützenschnur ausgezeichnet zu werden.

Der erfahrene Soldat weiß von seiner *Kalaschnikow*: Sie ist leicht, einfach und sicher in der Funktion und bei Wind und Wetter zuverlässig. Mit ihr kann ich im Einzelfeuer oder im Dauerfeuer mit hoher Feuergeschwindigkeit treffsicher schießen. Ihre Geschosse haben ein großes Durchschlagsvermögen, so daß ich auch Ziele hinter Deckungen wirkungsvoll bekämpfen kann.

1

2

3

4

5

6

Einige Waffen der Familie „Kalaschnikow"
1—MPi-KM (AKM); 2—MPi-KmS (AKMS); 3—MPi-KMS-72; 4 — IMG-RPK; 5 — IMG-RPKS; 6 — sMG-PK

Über die Hauptteile der Waffe

Lauf mit Verbindungsstück, Gehäuse und Kolben/ Schulterstütze

Im Lauf wird die Pulverladung der Patrone entzündet, und dem Geschoß werden Richtung, Drehung und Geschwindigkeit gegeben. Ein Kompensator, auf der Laufmündung aufgeschraubt, verringert beim Schießen von Feuerstößen die Schwingungen der Waffe und erhöht somit die Treffdichte.

Das Verbindungsstück leitet die zum automatischen Zurückführen des Verschlusses erforderlichen Pulvergase vom Lauf zum Gaskolben.

Das Gehäuse verbindet die wichtigsten Teile der Maschinenpistole miteinander und nimmt den Verschluß in sich auf. Der Kolben, richtig in die Schulter eingezogen, gibt der Maschinenpistole beim Schießen eine ruhige Lage.

Visiereinrichtung

Mit der Visiereinrichtung wird das Visier eingestellt und gezielt. Sie ist auf dem Lauf befestigt und besteht aus Visier und Korn. Das Visier ist um jeweils 100 m Schußentfernung verstellbar.

Verschluß

Der Verschluß führt die Patrone in den Lauf ein, verschließt ihn von hinten, entzündet die Treibladung und entfernt die leere Hülse nach dem Schuß aus der Waffe. Zum Verschluß gehören das Schloß, die Schloßführung mit Gaskolben und die Schließeinrichtung.

Führungsrohr und Handschutz

Das Führungsrohr gibt dem Gaskolben die Führung. Der Handschutz erleichtert die Handhabung der Waffe und schützt vor Verbrennungen bei erhitzter Waffe.

Abzugseinrichtung mit Griffstück

Die Abzugseinrichtung bewirkt, daß der Schlagbolzen bei verriegeltem Lauf vorschnellt und die Patrone entzündet. Sie ist so eingerichtet, daß Einzel- oder Dauerfeuer geschossen werden kann.

Zubehör

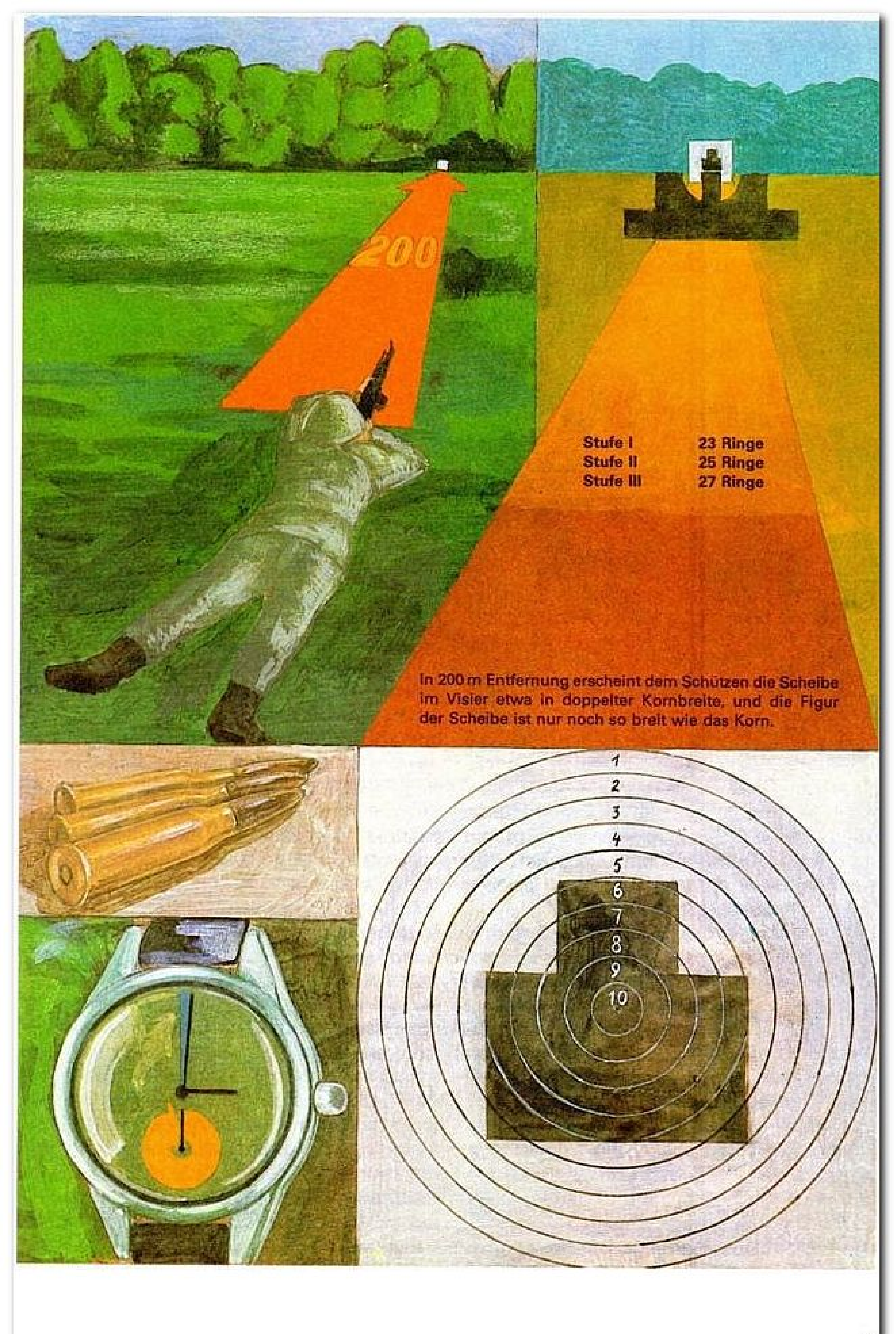
Zum Zubehör gehören die Magazine, das Seitengewehr, das Zusatzvisier für das Nachtschießen, das Reinigungsgerät, der Trageriemen, die Mündungskappe, die Platzpatronenhülse und die Magazintasche.

Die Maschinenpistole „Kalaschnikow" – ein Gasdrucklader mit Drehverschluß



Aus den taktisch-technischen Angaben

Günstigste Schußentfernung	
– für einzelne Schützen bis	400 m
– bei zusammengefaßtem Feuer bis	800 m
– auf Luftziele bis	500 m
Theoretische Feuergeschwindigkeit	600 Schuß/min
Praktische Feuergeschwindigkeit	
– bei kurzen Feuerstößen	100 Schuß/min
– bei Einzelfeuer	40 Schuß/min
Visierreichweite	1 000 m
Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses	715 m/s
Durchschlagswirkung des Geschosses bleibt erhalten bis	1 500 m
Masse (ohne Seitengewehr, mit gefülltem Magazin)	3,1 kg
Länge (ohne Seitengewehr)	870 mm
Fassungsvermögen des Magazins	30 Patronen


200
Stufe I 23 Ringe
Stufe II 25 Ringe
Stufe III 27 Ringe
In 200 m Entfernung erscheint dem Schützen die Scheibe im Visier etwa in doppelter Kornbreite, und die Figur der Scheibe ist nur noch so breit wie das Korn.
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10

Das schwere Maschinengewehr PKS (mit Dreibein) in Stellung



Die Schützenschnur – eine begehrte Soldatenauszeichnung

Die Schützenschnur wird an Soldaten, Matrosen, Flieger, Unteroffiziere, Maate, Unteroffiziers- und Offiziersschüler verliehen,
– die in ihrer politischen und militärischen Haltung und Führung vorbildlich sind;
– deren Waffen ständig einsatzbereit und gut gereinigt sind;
– die die festgelegten Schießübungen mit Schützenwaffen entsprechend den Bedingungen erfüllt haben.

Sie wird in drei Stufen verliehen:
Stufe I – die Schützenschnur;
Stufe II – eine Eichel zur Schützenschnur;
Stufe III – die zweite Eichel zur Schützenschnur.
Die Übungen sind mit der persönlichen Waffe zu schießen.

Heimat, dich werden wir hüten!

Major Roland Fischer

Aus der Geschichte der FDJ-Initiativen zum Schutz des sozialistischen Aufbaus in der DDR

Endlich war es soweit! Am 5. August 1951 stiegen im Stadion in der Chausseestraße in Berlin 20 000 Friedenstauben auf, um damit die Eröffnung der III. Weltfestspiele der Jugend und Studenten zu bekunden. Rund 26 000 junge Menschen aus 104 Ländern, 2 Millionen Jugendliche und 20 000 Junge Pioniere aus der DDR sowie 35 000 Mädchen und Jungen aus der BRD und aus Westberlin trafen sich in diesen Augusttagen, um erstmals seit dem verheerenden zweiten Weltkrieg auf deutschem Boden über den Frieden und die Völkerverständigung zu sprechen und gemeinsam fröhlich zu sein. Mit großer Begeisterung und erstaunlichem Eifer hatten sich unsere FDJler und Pioniere überall in unserem Land auf dieses Treffen mit der Weltjugend vorbereitet.

Erich Honecker, damals Vorsitzender der FDJ, erinnert sich: „Es ist kaum zu beschreiben, mit welchen Gefühlen der Freude und Genugtuung wir den Vorschlag des Rates des Weltbundes der Demokratischen Jugend aufgenommen hatten, diese Weltfestspiele in Berlin auszurichten. Lag doch die Zeit, da die deutsche Jugend – in Hitlers Aggressionsarmee gepreßt – den anderen Völkern als Feind und Okkupant gegenübergestanden hatte, erst wenig mehr als ein halbes Jahrzehnt zurück."

Nun war die Hauptstadt der DDR für 14 Tage die Heimstatt der Abgesandten der fortschrittlichen Weltjugend. Besonders stürmisch wurden die Delegationen des Leninschen Komsomol und der um ihre Freiheit kämpfenden Völker Koreas und Vietnams gefeiert.

Was war das für ein Staat, der noch nicht einmal zwei Jahre alt war und von dem man sagte, daß sich hier seit der Zerschlagung des Faschismus ein grundlegender Wandel vollzog?

Mit dem Präsidenten Wilhelm Pieck an der Spitze war der erste Arbeiter-und-Bauern-Staat in der Geschichte des deutschen Volkes entstanden, der die Entwicklung in die Bahnen des Sozialismus lenkte. Der III. Parteitag der SED hatte beschlossen, die revolutionäre Umwälzung in der DDR konsequent fortzusetzen und wichtige Grundlagen des Sozialismus zu schaffen. Dabei mußten die Genossen beachten, daß die reaktionärsten Kräfte des Weltimperialismus im Juni 1950 die Koreanische Demokratische Volksrepublik überfallen hatten, eine heftige antikommunistische Hetze gegen die Sowjetunion entfachten und damit die Gefahr eines neuen Weltkriegs drohte.

In der BRD hatten die alten Monopolherren ihre Macht wieder inne. Sie heizten eine Kriegspsychose an, unterdrückten die revolutionären Kräfte und militarisierten schrittweise das gesellschaftliche Leben. Sie warteten darauf, daß unser Staat zusammenbräche, und organisierten eine üble Greuelpropaganda sowie zahlreiche Wirtschaftsverbrechen, und sie schreckten auch



Berlin, Ecke Friedrichstraße/ Unter den Linden

Freie Deutsche Jugend und Komsomol – für immer in tiefer Freundschaft verbunden

vor Morden nicht zurück. Große Unterstützung erhielten wir in dieser schweren Zeit von der Sowjetunion. Ihre ruhmreichen Streitkräfte, die den Hitlerfaschismus zerschmettert hatten, übernahmen den Schutz der DDR vor den imperialistischen Todfeinden. Die Komsomolzen der Sowjetarmee hatten uns 1946 geholfen, die Freie Deutsche Jugend zu gründen. Gemeinsam mit ihnen empfingen wir nun die Teilnehmer an den III. Weltfestspielen aus allen Kontinenten unserer Erde. Das Berlin von 1951 war noch gezeichnet von den Wunden des Krieges. Aber wieviel Mut, Zuversicht und Optimismus strahlte Genosse Wilhelm Pieck aus, als er den Mädchen und Jungen zurief: „Der Friede wird der Jugend der Welt nicht Kasernen, sondern Schulen und Hochschulen geben. Sie wird nicht auf Schlachtfeldern, sondern auf Sportplätzen im friedlichen Wettstreit ihre Kräfte messen. Sie wird die Schönheit ihrer Heimat und befreundeter Länder kennenlernen und sie nicht in Bomben- und Granathagel zusammenrutschen sehen. Alles, was wir an Schönem und Gutem in diesen Tagen der III. Weltfestspiele

der Jugend und Studenten hier in Berlin sehen werden, wird im Frieden zu noch höherer Vollendung geführt werden. Nicht der Krieg, der Frieden bringt das Glück der Jugend."

Deshalb trafen sich junge Menschen aller Hautfarben und diskutierten über Erfahrungen im Kampf um Frieden, um nationale und soziale Befreiung und beim Aufbau der neuen sozialistischen Gesellschaft. Überall wurde gesungen, getanzt und gelacht bis spät in die Nacht. Es erklangen Lieder wie „Im August blüh'n die Rosen", „Ami go home" oder „Freundschaft – Einheit – Frieden".

Daß Wachsamkeit und Kampfentschlossenheit der Jugend geboten war, sollten die Festivalteilnehmer bald selbst spüren.

1951, als sich die Jugend der Welt in Berlin traf, war unsere Hauptstadt noch von den Auswirkungen des zweiten Weltkrieges gezeichnet

Westberliner Polizeiknüppel gegen Frieden und Fortschritt

Die Glut der Nachmittagssonne lag über Berlin, als Tausende FDJler, Teilnehmer der Weltfestspiele, am 15. August 1951 die Sektorengrenzen nach Westberlin überschritten. Sie waren einer Einladung des Westberliner Oberbürgermeisters Reuter gefolgt, der Tage zuvor mittels Flugblätter,



Junge Pioniere besuchen die Friedensdemonstrationsteilnehmer, die von der Stummpolizei in Westberlin zusammengeschlagen wurden, im Krankenhaus

über Rundfunk und am Vormittag mit Lautsprecherwagen unsere Jugend eingeladen hatte. So marschierten die FDJler geschlossen, ohne Fahnen, ohne Transparente, eingehakt und singend nach Westberlin, um dort mit der Bevölkerung darüber zu sprechen, wie es gemeinsam gelingen muß, den Frieden zu erhalten.

Doch plötzlich kreischten Bremsen, Stiefel dröhnten übers Pflaster, und scharfe Kommandos hallten durch die Straßen. Mit Knüppeln, Wasserwerfern und gezogenen Pistolen stürzten sich Stummpolizei-Horden auf die FDJler, warfen sie nieder, rissen ihnen die Haare aus und bearbeiteten sie mit Fußtritten. Mutig schlossen die FDJler ihre Reihen. Sie riefen „Frieden" und „Freiheit" und wehrten die Knüppelhiebe der sich rasend gebärdenden Polizeischergen ab. Fritz Amm, ein sechzehnjähriger Lehrling aus Schönbrunn, stellte sich vor die Mädchen seiner Gruppe, um sie zu schützen. Er wurde zur Seite gerissen und gegen ein Auto geschleudert. Mehrere Polizisten hieben auf ihn ein. Schwerverletzt zog er sich immer wieder hoch und wurde erneut niedergeschlagen. Trotzdem half er kurze Zeit später, bewußtlose Mädchen aus der Reichweite der Banditen zu bringen.

Die vierundzwanzigjährige Dorothea Seibert wurde in einen U-Bahn-Schacht gestürzt, die hochschwangere Gisela Pirsch aus Blankenfelde mit Fußtritten mißhandelt, und der siebzehnjährige Lehrling Heinz Helmschrodt aus Pößneck erlitt eine schwere Gehirnerschütterung. Im Krankenhaus schilderte Siegfried Kippers: „Wir haben die entstellten, haßerfüllten Gesichter der Reuterschen Schläger gesehen, wie sie auf uns losstürmten, Sturmriemen nach unten, in der einen Hand den Holzknüppel, in der anderen die Pistole oder den Schlagring. Sie stürmten mit den Rufen ‚Hier habt ihr eure Rechnung!' und ‚Schlagt die Kommunisten tot!' auf uns ein. Wir haben die französische Militärpolizei gesehen, die wehrlos am Boden Liegende mit Gewehrkolben mißhandelte. Wir haben die Achtgroschenjungen erlebt, die siedendes Wasser über unsere Köpfe schütteten. Wir haben die Wasserwerfer, die Stinkbomben, die ganze moderne Gangsterausrüstung der Westberliner Knüppelgarde spüren müssen, und wir sahen sogar, wie sie aus panischer Angst vor uns zwei Maschinengewehre auf Dächern aufbauten."

Hunderte Jugendliche wurden verhaftet, 976 zum Teil schwer verletzt. Unmittelbar nach dem unmenschlichen Vorgehen der Stummpolizei fanden an den Sektorengrenzen Protestkundgebungen statt, an denen sich in großer Zahl auch Westberliner Einwohner beteiligten.

An der Schlesischen Brücke sprach der Vorsitzende der FDJ, Erich Honecker, am Arkonaplatz der Sekretär des Zentralrates, Margot Feist. Die „Junge Welt" veröffentlichte in den folgenden Tagen zahlreiche Augenzeugenberichte, überall protestierte die Jugend gegen die faschistische und imperialistische Politik der Führungscliquen in Bonn und Westberlin. Der Zentralrat der FDJ würdigte die Teilnehmer an der Friedensdemonstration: „All diese tapferen Jugendlichen haben durch ihre mächtige Demonstration für Frieden und Freundschaft mit allen friedliebenden Menschen einen großen Sieg an das Banner der aufgehenden Sonne geheftet."

Aggressiv nach außen – reaktionär nach innen!

Die herrschenden Kreise in der BRD und in Westberlin forcierten die systematische Wühltätigkeit gegen unsere Republik. Staatsfeindliche und andere kriminelle Elemente nutzten die offene Grenze zwischen unserer Hauptstadt und Westberlin aus. Besonderen Angriffen mußten sich junge Volkspolizisten, die freiwillig den Arbeiter-und-Bauern-Staat schützten, erwehren.

Am 27. Januar 1951 besetzten 50 Westberliner Polizisten widerrechtlich den Anhalter Bahnhof und griffen unsere Genossen an. Kurze Zeit später überfielen sie erneut diesen Bahnhof und verschleppten zwei Transportpolizisten, die einen Buntmetalldieb festgenommen hatten. Westberliner Terroristen erhielten Feuerschutz durch die Stummpolizei, als sie Volkspolizisten angriffen und schwer verletzten. Im Juni 1951 wurden ein Posten unserer Transportpolizei

zusammengeschlagen und vier Genossen in die Untersuchungshaftanstalt Moabit verschleppt. Sie blieben in den Verhören durch die Westberliner Behörden standhaft und traten in einen fünftägigen Hungerstreik. Auf Grund des Protestes der Werktätigen mußten sie freigelassen werden.

Die Imperialisten haßten die unbestechlichen und standhaften Grenzpolizisten ganz besonders, weil sie mit fester Disziplin und viel persönlichem Mut die täglichen Angriffe und Provokationen an der Westgrenze abwehrten. Junge Genossen setzten ihr Leben für den Schutz unseres friedlichen Aufbaus ein. Am 21. Februar 1951 ermordeten Angehörige der US-Armee hinterhältig VP-Wachtmeister Herbert Liebs, der sich auf Streifengang an der Westgrenze der DDR befand.

Eine Gruppe verrohter US-Söldner drang im März 1951 auf DDR-Territorium vor, überwältigte die Genossen VP-Wachtmeister Werner Schmidt und Heinz Janello, schleppte sie über die Grenze und ermordete sie auf dem Boden der BRD. Gegen solche heimtückischen und skrupellosen Feinde im harten und komplizierten Dienst zu bestehen stellte hohe Ansprüche an Bewußtsein und Können unserer FDJ-Mitglieder im Waffenrock. Die Jugend der DDR mußte sich auf neue Klassenkampfbedingungen gegen die äußeren und inneren Feinde des Sozialismus einstellen.

Während die Werktätigen der DDR großartige Leistungen beim friedlichen Aufbau vollbrachten, trieben die Imperialisten in der BRD die vollständige Remilitarisierung voran. Sie verhinderten den Abschluß eines Friedensvertrages zwischen den Hauptmächten der Antihitlerkoalition und versperrten damit den Weg zu einem einheitlichen, demokratischen, friedlichen deutschen Staat. Der Bonner Bundeskanzler Konrad Adenauer unterschrieb im Mai 1952 den Generalvertrag und stimmte dem Beitritt der BRD zu einer „Europäischen Verteidigungsgemeinschaft" zu. Damit sollte die Einverleibung eines „wiedervereinigten Deutschlands" in ein westeuropäisches, antisowjetisches Paktsystem besiegelt werden. Der Generalvertrag ermöglichte den Westmächten auf unbegrenzte Zeit, Truppen in der BRD zu stationieren. Das gab den imperialistischen Kräften Auftrieb, es entstand ein neuer Kriegsherd in Mitteleuropa.

Fortschrittliche Kräfte in der BRD wurden brutal unterdrückt.

Ein blutiger Sonntag in Essen

Weit über 40 000 fortschrittliche Jugendliche aus der ganzen BRD protestierten am 11. Mai 1952 mit einer Friedenskarawane in Essen gegen den Generalkriegsvertrag und forderten den Friedensvertrag. Dieser Tag sollte als ein blutiger Sonntag in die Geschichte eingehen. Die Vorgänge kann man in der „Jungen Welt" vom 13. Mai 1952 nachlesen.

„Essen feiert heute sein elfhundertjähriges Bestehen, es beherbergt nicht nur die jungen Friedenskämpfer Westdeutschlands, sondern gleichzeitig auch Delegierte des europäischen Kongresses der christlichen Arbeiterjugend und die Gäste der großen Ruhrländischen Gartenbauausstellung. Die Straßen der Stadt sind belebt. Es war vorgesehen, auf dem Gerlingplatz eine große Kundgebung der jungen Friedenskämpfer stattfinden zu lassen, die Kampfkundgebung gegen den Generalkriegsvertrag, die unter Leitung des jungen Theologen Arnold Haumann stehen sollte. Das Bonner Innenministerium jedoch hat gestern nicht nur die Friedenskarawane und die Kundgebung verboten, sondern gleichzeitig auch für heute ein gewaltiges Aufgebot von Bereitschaftspolizei nach Essen befohlen ... Auf allen Plätzen – Überfallwagen, in den Toreinfahrten – berittene Polizei, durch die Straßen patrouillieren Lehrpolizisten mit Bluthunden ... Doch die jungen Friedenskämpfer lassen sich nicht beirren. Weiter geht die Demonstration, Lieder der demokratischen Jugendbewegung werden gesungen, Sprechchöre fordern zum Kampf gegen den Generalkriegsvertrag und gegen die beabsichtigte Rekrutierung der Jugend Westdeutschlands auf ... Die uniformierten Banden schreiten zur verbrecherischen Gewaltanwendung. In dem Augenblick, in dem mehrere tausend Jugendliche in Sprech-



chören rufen: ‚Fort mit Adenauer' und ‚Ami, go home', in diesem Augenblick gibt einer der entmenschten Polizeioffiziere den Befehl, die Schußwaffen zu ziehen ... Unter den Kugeln brechen mehrere Friedenskämpfer zusammen ...

... durchbohrt von Pistolenkugeln fällt – tödlich getroffen – der 21jährige junge Friedenskämpfer Philipp Müller aus München-Neuaubing" – ein Mitglied der FDJ, die von der Adenauerregierung in der BRD verboten wurde.

Der Frieden muß geschützt werden!

Unsere Partei erkannte die historische Notwendigkeit, daß dem deutschen Imperialismus, der seine Kräfte formierte und die Ergebnisse des zweiten Weltkriegs revidieren wollte, ein starker, verteidigungsbereiter Staat gegenübergestellt werden mußte. Unter Führung der Partei der Arbeiterklasse und gemeinsam mit den staatlichen und gesellschaftlichen Kräften begann eine umfangreiche politisch-ideologische, organisatorische und wehrsportliche Arbeit des Jugendverbandes zum Schutz unserer Heimat. Erich Honecker schreibt darüber: „So erläuterten wir die marxistisch-leninistische Auffassung von Krieg und Armee, die Stellung der Arbeiterklasse zur Militärfrage, den Charakter gerechter und ungerechter Kriege. Wir verwiesen darauf, daß auch das deutsche Volk und die deutsche Arbeiterklasse ihre progressiven militärischen Traditionen besitzt.

Damit war der Boden bereitet, als Wilhelm Pieck am 1. Mai 1952 erklärte, daß es notwendig sein werde, die militärische Verteidigung unserer Heimat zu organisieren, wenn die BRD und die drei Westmächte den





Auf dem IV. Parlament der FDJ in Leipzig 1952 übergibt ein Volkspolizist dem Vorsitzenden der FDJ, Erich Honecker, das erste KK-Gewehr als Symbol des Vertrauens der Arbeiterklasse in ihre Jugend

Bereit zur Verteidigung des Friedens. Demonstration 1952 in Leipzig – die FDJ übernimmt die Patenschaft über unsere bewaffneten Kräfte

sogenannten Generalvertrag in der vorgesehenen Form unterzeichnen würden."

Die Partei orientierte die FDJ darauf, die Wachsamkeit der Jugend zu stärken, aktiv zu helfen, die Feinde der Republik zu entlarven und die Volkspolizei und die Organe des Ministeriums für Staatssicherheit überall und allseitig zu unterstützen. Die Landesvorstände und Kreisleitungen der FDJ sorgten für eine breite Aufklärungsarbeit unter der Jugend über die lebenswichtigen Aufgaben der bewaffneten Kräfte der DDR und unterstützten die FDJ-Gruppen in der Volkspolizei bei der Verbesserung ihrer ideologischen und organisatorischen Wirksamkeit.

Die FDJ übernimmt die Patenschaft über die Deutsche Volkspolizei

Leipzig, Messehalle am Abend des 29. Mai 1952. Sprechchöre der 2900 Delegierten des IV. Parlaments der FDJ wogen durch die Halle: „Die Jugend folgt der Partei, sie führt uns zum Siege. Hurra!"

Plötzlich richten sich die Strahlenbündel der Scheinwerfer auf den Eingang. Mit klingendem Spiel und festen Schrittes marschieren junge Volkspolizisten und Angehörige der Deutschen Seepolizei in die Tagungshalle. Mit Hurra-Rufen werden sie stürmisch von den Delegierten empfangen. Der Sprecher der Delegation meldet dem IV. Parlament: „Wir sind bereit, Schulter an Schulter mit der ruhmreichen Sowjetarmee den Frieden bis zum Äußersten zu verteidigen." Als Symbol der festen Kampfgemeinschaft zwischen der FDJ und der Deutschen Volkspolizei übergeben die Genossen dem Vorsitzenden der FDJ, Erich Honecker, eines der hundert Kleinkalibergewehre, die sie dem Jugendverband schenken. Als Erich Honecker mit dem Gewehr in den Händen im Präsidium steht, brausen Sprechchöre auf: „Vorwärts, vorwärts, zurück nicht einen Schritt, die Verteidigung der Heimat ist unsere höchste Pflicht!" Die Delegierten erheben sich von den Plätzen und singen das Lied: „Heimat, dich werden wir hüten!" Dieses von Armin Müller und Günter Fredrich geschaffene Jugendlied drückt aus, was alle fühlen und wollen:

„Heimat, im sonnigen Kleide, droht dir verrufene Hand,
hüll dich in stählerne Seide, webe aus Erz dein Gewand!
Jugend voll Kühnheit geladen, stark ist dein Herzschlag und warm.
Greift zum Gewehr, Kameraden!
Herz, trommle zornig Alarm!"

Als der Vorsitzende des FDJ-Landesverbandes Sachsen-Anhalt den Antrag an das IV. Parlament stellt, daß die Freie Deutsche Jugend die Patenschaft über die Deutsche Volkspolizei übernimmt, läßt der Beifall keinen Zweifel über die Annahme dieses Antrages offen. Alle Fäuste recken sich in die Höhe und stimmen dem Beschluß des Parlaments zu, neue Initiativen zum Schutz der DDR in der Jugend zu wecken und zugleich die besten FDJ-Mitglieder zum Ehrendienst in die Reihen der Deutschen Volkspolizei zu delegieren.

Unter Führung der Partei leistete der Jugendverband eine umfangreiche Arbeit, um FDJ-Mitglieder für den Dienst in den Reihen der Volkspolizei zu gewinnen. In Interessengemeinschaften Sport der FDJ steigerten Zehntausende Jugendliche ihr Leistungsvermögen und bereiteten sich auch so auf den Dienst in den bewaffneten Kräften vor.

Dem Vorschlag des Zentralrates der FDJ entsprechend wurde am 7. August 1952 die Gesellschaft für Sport und Technik gegründet. Tausende Funktionäre des Jugendverbandes gewährleisteten den schnellen Aufbau der Wehrorganisation. Mit Begeisterung traten die Mitglieder der Interessengemeinschaften Sport der FDJ in die GST ein, die dadurch bereits Ende 1952 über 462000 Mitglieder zählte.

Die GST hatte den Auftrag, den Segel- und Motorflugsport, den Motor- und Wasserfahrsport, den Schieß- und Geländesport sowie das Amateurfunken zum Massensport zu entwickeln. Unschätzbare Werte an Ausbildungsgeräten wurden der Wehrorganisation vom Staat übergeben und von den Mitgliedern sorgsam gehandhabt.



Wilhelm-Pieck-Aufgebot – Alles für den Arbeiter- und-Bauern-Staat!

Die zweite Parteikonferenz der SED im Juli 1952 analysierte die internationale Entwicklung und die Pläne des Imperialismus an der Westgrenze des Sozialismus. Sie kam zu der Schlußfolgerung, daß mit dem planmäßigen Aufbau der sozialistischen Gesellschaft gleichzeitig der Schutz vor konterrevolutionären Anschlägen und imperialistischen Interventionen organisiert werden muß.

Die kommenden Aufgaben erforderten die wachsende Aktivität der Jugend beim sozialistischen Aufbau, höchste Verteidigungsbereitschaft und einen stabilen und festen Jugendverband.

Deshalb unterbreiteten 300 junge Bergarbeiter am 13. August 1952 dem Zentralrat der FDJ den Vorschlag, ein Wilhelm-Pieck-Aufgebot auszurufen. Überall wurde in den FDJ-Kollektiven offensiv über die Schaffung nationaler Streitkräfte diskutiert. Dazu gehörte die Klärung solcher Probleme wie „Was ist und soll Pazifismus?", „Was ist Militarismus?" oder „Was heißt revolutionäre Disziplin und Wachsamkeit?". Tausende FDJ-Mitglieder meldeten sich zur Kasernierten Volkspolizei. Allen voran 5000 Funktionäre der FDJ. Auf dem Lande übernahmen Mädchen Traktoren und Erntetechnik und delegierten die Jungen zur Volkspolizei. Die FDJ-Patenschaft über die bewaffneten Kräfte bestand wichtige Bewährungsproben.

10000 FDJ-Mitglieder gelobten am 16. und 17. August 1952 in Halle während des Wiedersehentreffens der Teilnehmer an der Friedensdemonstration im Sinne Ernst Thälmanns, alle Schwierigkeiten, die sich dem sozialistischen Aufbau in der DDR entgegenstellen, zu überwinden. Der Vorsitzende der FDJ, Genosse Erich Honecker, verlieh an beste FDJ-Grundeinheiten den Hans-Beimler-Pokal, den Ehrennamen des in Essen ermordeten Friedenskämpfers Philipp Müller sowie Wettbewerbskampfbanner. Verdienstvolle FDJler erhielten die Ernst-Thälmann-Medaille „Bereit zur Verteidigung der Heimat". Unter ihnen Werner Byszio, der in Westberlin eingekerkert war und vom WBDJ als „Partisan des Friedens" geehrt wurde, oder Lothar Gottwald, der persönlich 151 Freunde für den Dienst in der Deutschen Volkspolizei gewonnen hatte.

Das XI. Parlament der FDJ beschloß 19 Jahre später, die Ernst-Thälmann-Medaille als höchste Auszeichnung des Jugendverbandes für besondere Verdienste bei der Stärkung und Verteidigung des Sozialismus zu verleihen.



Ein Jahr später, auf dem Wiedersehenstreffen der jungen Helden des 15. August 1951, zeichnet Erich Honecker in Halle die besten Gruppen mit dem Hans-Beimler-Pokal und die Teilnehmer mit der Ernst-Thälmann-Medaille aus

SUWOROWS ERBEN

Gisela Reimer

Ein Septembermorgen in Moskau. Mild scheint die Sonne, die Blätter an den Bäumen bewegen sich kaum. Ein Wetter also ganz nach dem Geschmack so manches Vierzehnjährigen. Was könnte man mit diesem Tag nicht alles anfangen! Beispielsweise Fußball spielen. Mit dem Fahrrad das nahe gelegene Wäldchen durchstreifen. Oder einfach nur auf der Parkmauer sitzen und mit den Beinen baumeln, oder ...

Die Jungen auf dem Appellplatz scheinen über derartige Wünsche erhaben zu sein. Sie üben im Schweiße ihres Angesichts angestrengt militärisch vorschriftsmäßiges Exerzieren. Rechts um, links um, exakte Kehrtwendungen, stillgestanden. Und immer wieder im Gleichschritt um das Geviert des Platzes. Gut sehen sie aus in ihren neuen Uniformen. Und wenn vielleicht auch hier und da der Schuh drückt oder die noch ungewohnte Mütze mit der Zeit lästig wird, sie lassen sich nichts anmerken. Es sieht aus, als seien sie mit sich und der Welt sehr zufrieden.

Und sie fühlen sich auch als Glückspilze; denn sie haben vor reichlich einem Monat die Aufnahmeprüfung an der Schule erfolgreich bestanden. Das war beileibe keine leichte Hürde; denn die Auswahl war groß. Nur einer von jeweils sechs Bewerbern konnte berücksichtigt werden. Doch diese hier überzeugten mit ihren guten Kenntnissen in Russisch, Mathematik, Physik und Geschichte. Sie erfüllten die geforderten Sportnormen und bekamen schließlich auch das Ja und Amen einer überaus strengen Ärztekommission.

Das Prüfungsfieber liegt also hinter ihnen, ebenso der unvergeßliche Tag, an dem ihnen der Direktor der Schule, Generalmajor Kiwolja, in einer Feierstunde die roten Schülerausweise überreichte. Von nun an durften sie sich „Suworow-Schüler" nennen, waren sie Suworows Erben ...

Alexander Wassiljewitsch Suworow lebte von 1730 bis 1800. Er zählt zu den größten russischen Heerführern. Beispielsweise erfochten die von ihm befehligten Truppen in den beiden Russisch-Türkischen Kriegen (1768–1774 und 1787–1791) glänzende Siege.

Von nicht geringerer Bedeutung sind einige theoretische Werke des Marschalls, z. B. „Die Wissenschaft vom Siegen" und „Die Regimentseinrichtung". Seine Leitsätze für die Erziehung und Ausbildung junger Soldaten haben bis heute wenig an Aktualität eingebüßt. In der Sowjetunion werden die meisten Jugendlichen, die Offizier in der Sowjetarmee werden wollen, an Suworow-Schulen auf ihre künftige Laufbahn vorbereitet. Derartige Einrichtungen gibt es in Moskau, Leningrad, Minsk, Kiew, Swerdlowsk, Kasan, Kalinin und Ussuri. Künftige Flottenoffiziere werden in ähnlicher Weise an der Leningrader Nachimow-Schule, benannt nach einem russischen Admiral des vergangenen Jahrhunderts, ausgebildet.

Die ersten dieser Schulen wurden während des Großen Vaterländischen Krieges geschaffen. Die Söhne von Rotarmisten, von Partisanen und von anderen Sowjetbürgern, die im Kriege ihr Leben lassen mußten, erhielten hier ein neues Zuhause. Die ersten

Schüler der Moskauer Suworow-Schule, in der wir zu Gast sind, waren Waisen aus dem belagerten Leningrad. Sie wurden auf Beschluß der Sowjetregierung 1941 nach Gorki evakuiert, an eine spezielle Militärschule, die dann nach dem Krieg nach Moskau verlegt wurde. Heute bereiten sich an den acht Suworow-Schulen und an der Leningrader Nachimow-Schule Söhne von Arbeitern, von Kolchosbauern und Armeeangehörigen auf ihren künftigen Offiziersberuf vor. Als Vierzehnjährige kommen die Jungen an diese Schulen. Innerhalb von zwei Jahren erwerben sie hier das Abitur und damit die Voraussetzung für das Studium an einer der sowjetischen Offiziershochschulen. Das Lehrprogramm an den Suworow-Schulen entspricht dem der allgemeinbildenden Oberschulen in der Sowjetunion. Hinzu kommt natürlich die Ausbildung in militärischen Grundlagenfächern, wie beispielsweise Exerzieren.

Da sind wir also wieder bei den eifrigen Moskauer Suworow-Schülern. Sie kommen aus Städten und Dörfern des ganzen Landes, und so unterschiedlich wie ihre geographische Herkunft sind auch ihre Charaktere, sind auch die Motive, die sie hierherführten. Für den langaufgeschossenen Serjosha z. B. war schon als fünfjähriger Steppke alles ganz klar. Mit Vorliebe ließ er seine Augen am Himmel entlang wandern, stets auf der Suche nach Kondensstreifen. Überschallraketenträger zeichneten die Spur seiner Träume in das Blau des Himmels. Jedes Flugzeug, jeden Hubschrauber kannte er mit Namen und wußte die Daten auswendig – was freilich kein Wunder war, weil Serjoshas Großvater Held der Sowjetunion und Generaloberst der Luftstreitkräfte ist. Auch Serjoshas Vater hat sein Leben der Fliegerei verschrieben. Und da sollte er nicht? Die geheimsten Wünsche des Vierzehnjährigen gehen sogar noch weiter, noch höher. Weshalb sollte es nicht gar der Kosmos sein?

Der Großvater, sein lieber Großvater, schien seine Wünsche zu ahnen. Heimlich nahm er ihn beim Abschied zur Seite: „Trau dir's nur zu, mein Enkelchen. Je schwieriger, desto interessanter, desto besser für dich. Aber du mußt vom ersten Tag an auf dein großes Ziel hinarbeiten, auch wenn es manchmal sehr schwer sein wird." Liebevoll strich er ihm übers Haar und gab ihm zum Schluß diesen großväterlichen Rat: „Serjosha, mein Enkelchen, gib niemals vorzeitig auf. Nimm dir einen Menschen mit starkem Willen zum Vorbild." Da brauchte Serjosha aber gar nicht weit zu suchen: der Großvater, der Vater. So wie sie möchte er werden.

Anders liegt die Sache bei Wiktor. Er kann auf keinen „militärischen Stammbaum" verweisen. Bauer war schon sein Urgroßvater; Großvater und Vater sind Kolchosbauern, und auch Wolodja, der große Bruder, wird nach seinem Wehrdienst in den Kolchos zurückkehren. Wiktors Wunsch, Offizier der Sowjetarmee zu werden, möglichst bei den Panzern, hat seinen Ursprung in der Literatur. Er ist eine Leseratte. Und so hat er auch alles, was er an Büchern über den Großen Vaterländischen Krieg unter die Finger bekommen konnte, regelrecht „verschlungen". Allerdings zum Leidwesen seiner Mutter. Denn über den Büchern vergaß Wiktor nicht selten seine kleinen häuslichen Aufgaben. Da blieben die Hühner ohne Futter; Tanja, die kleine Schwester, wurde zu spät vom Kindergarten abgeholt... Als er die Aufnahmeprüfung an der Suworow-Schule bestanden hatte, war die Mutter aber dann doch sehr stolz auf ihren Zweiten. Und mit ihr freute sich das ganze Dorf über den Suworower, den ersten aus ihrem Ort. Wiktor ließ es natürlich gern geschehen, daß er gefeiert wurde. Wann wird einem jungen Burschen schon mal soviel Aufmerksamkeit gezollt!

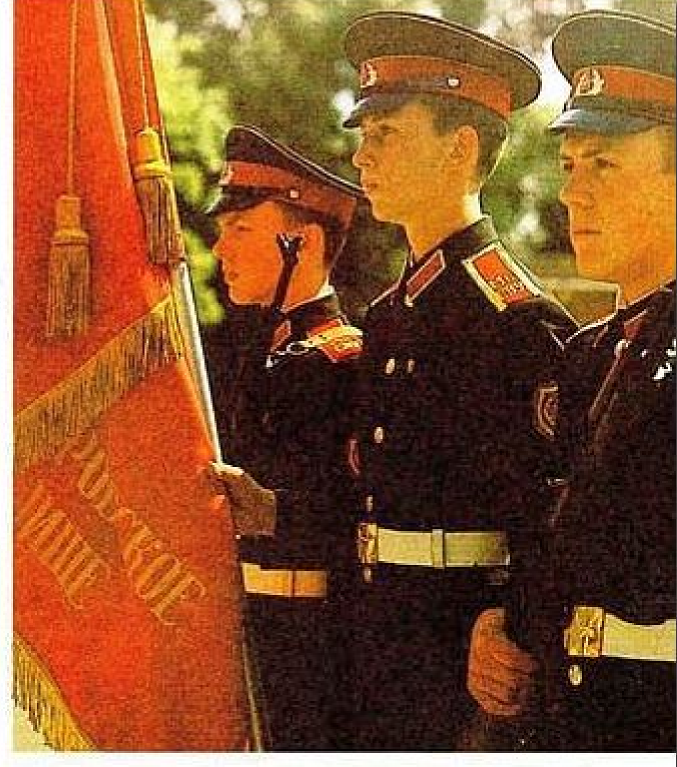
Endlich in Moskau! Wiktor war selig. Aber ganz unerwartet befiel ihn schon nach kurzer Zeit ein merkwürdiger Kummer: Heimweh. Er sehnte sich nach dem Birkenwäldchen hinterm Haus, nach dem Fluß, ja, auch nach der kleinen tolpatschigen Tanja. Manchmal glaubte er sogar den herzhaften Duft des frischgebackenen Brotes zu riechen. Dies alles bedrückte ihn in der ersten Zeit, aber es warf ihn nicht um. Und aufgeben kam natürlich gar nicht in Frage. Mit ähnlichen Gedanken hatten auch andere Jungen in ihren ersten Wochen als Suworower zu kämpfen. Natürlich waren sie mächtig stolz auf ihre Uniform. Am liebsten wären sie anfangs

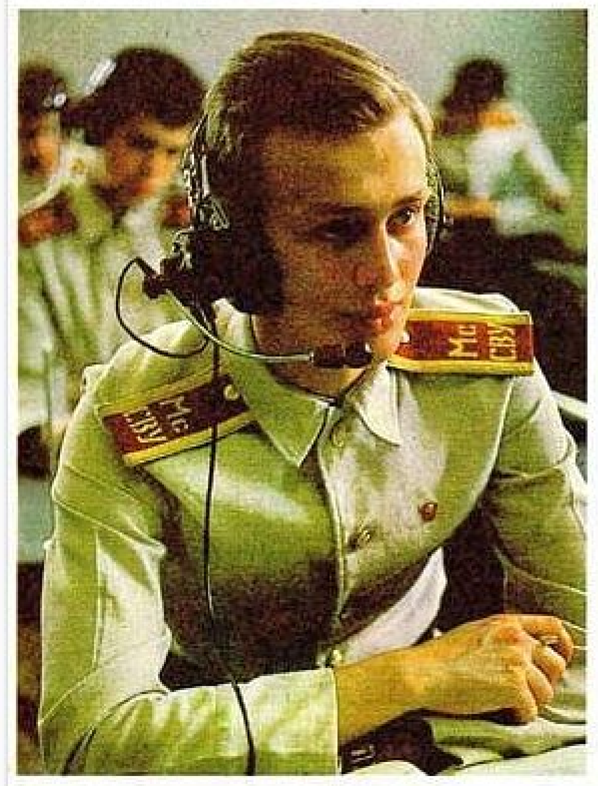
stundenlang vor dem Spiegel auf und ab spaziert, immer wieder ihre „Generalshosen" (wegen der roten Biesen) bewundernd. Aber da war halt auch die plötzliche Umstellung auf einen völlig neuen Tagesablauf. Gestern noch baten sie den Vater um

Im Unterricht

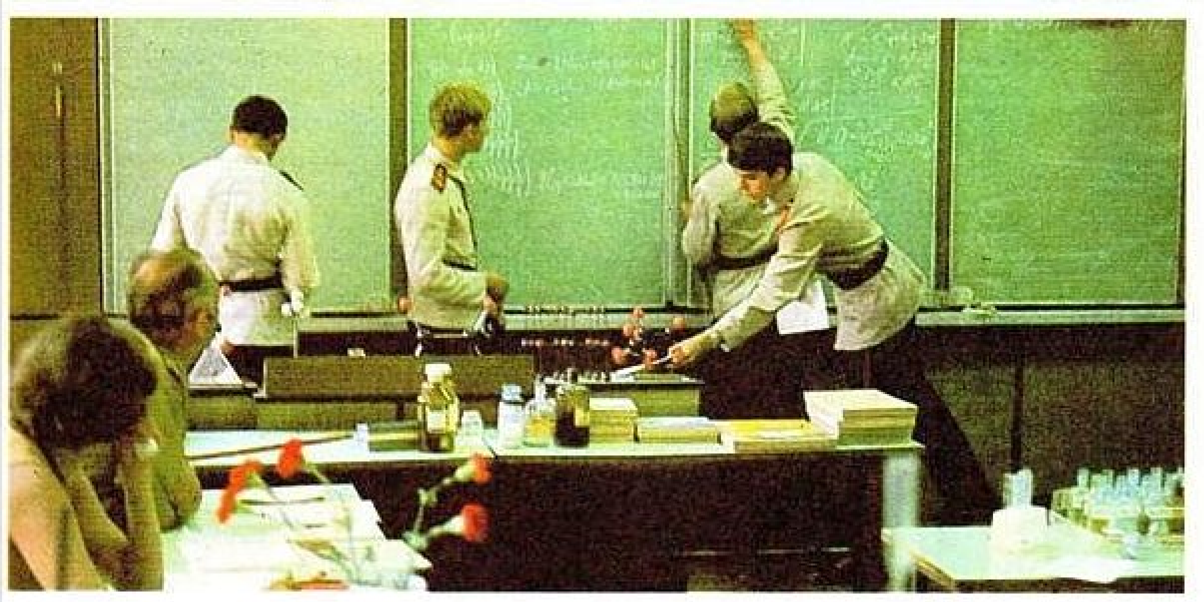
Bei Laborarbeiten im Physikzimmer

Examen im Fach Chemie











50 Kopeken fürs Kino oder für Eis. Heute marschieren sie zur gleichen Stunde kompanie- oder zugweise über den Appellplatz, müssen die Vorgesetzten vorschriftsmäßig grüßen. Gestern noch machten sie frühmorgens der Mutter das Leben schwer, weil sie nicht aus den Federn wollten. Heute heißt es ohne Widerspruch: „Aufstehen! Frühsport!“ Da können einem schon einmal Gedanken kommen, daß man am liebsten nach Hause stürmen möchte, wo man ausschlafen kann, das Bett nicht selbst zu machen braucht ...

Körperliche Ertüchtigung wird groß geschrieben

Heute gibt es Ausgang

Spaziergang durch die Metropole

Der Direktor der Suworow-Schule, Generalmajor Kiwolja, inmitten seiner Schüler



Doch solche Momente sind nur von kurzer Dauer. Bald hat jeder den Rhythmus der Schule zu seinem eigenen gemacht. Die „Zweijährigen" helfen ihnen dabei, und auch die Lehrkräfte bringen den Jungen sehr viel Verständnis entgegen; denn sie wissen, daß sie trotz roter Biesen an den Hosen doch noch halbe Kinder sind.

Um sieben Uhr beginnt mit dem Frühsport der Tag für die Suworower. Offiziell. Oft sitzen Schüler freilich schon morgens um sechs im Unterrichtsraum, um besser für die kommenden Stunden gewappnet zu sein. Das verrät uns Major Iwanow, der Oberlehrer für Deutsch. Und wenn er sagt, daß der Unterricht mit diesen Jungen viel Spaß macht, dann spricht er nicht nur für sich. Im Kollektiv der Lehroffiziere – auch sie sind mit ganzem Herzen dabei – drehen sich die meisten Gespräche um den Unterricht. Und die Schüler machen es ihnen auch nicht schwer. Unfug und Mogeln sind ihnen fremd. Das ginge gegen die Ehre eines Suworow-Schülers. Käme so etwas doch einmal vor, brauchten die Lehrer nicht einzugreifen. Die Schüler selbst würden den Sünder zur Rechenschaft ziehen.

Dabei sind die Anforderungen an Lerneifer, an Fleiß, Beharrlichkeit und Konzentration außerordentlich hoch. Eine Zwei – das wäre bei uns eine Vier – im Jahresviertel bedeutet schon, von der Schule Abschied nehmen zu müssen. „Aber das kommt höchst selten vor", versichert Generalmajor Kiwolja. „Nicht die Angst vor Strafe ist es, die unsere Schüler beim Lernen so beflügelt – die gibt es bei uns nicht. Vielmehr ist es der Stolz auf die Lehranstalt mit ihrer langen und großen Tradition. Die Jungen hängen an ihrer Schule. Und demjenigen, der sie in Verruf bringen wollte, würden seine Mitschüler niemals verzeihen."

Das gilt übrigens auch für das Verhalten in der Öffentlichkeit. Es ist kein Beispiel bekannt, daß ein Suworow-Schüler vorschriftswidrig gekleidet beim Stadtbummel gesehen wurde, daß einer in der Metro nicht Erwachsenen seinen Sitzplatz angeboten hätte.

Sie sind keine Stubenhocker und Nur-Bücherwürmer. Im Gegenteil. Körperertüchtigung wird für die künftigen Offiziere groß geschrieben. Das beginnt beim täglichen Frühsport, geht weiter beim Sport im Unterricht und setzt sich in der Freizeit in den Sektionen fort. Die Sportart kann sich jeder selbst aussuchen. Und noch abends entbrennt in den Stuben immer wieder der Wettstreit: Wer schafft die meisten Liegestütze oder Kniebeugen, wer bringt das Gewicht am häufigsten zur Hochstrecke? Kraftproben, die sich spätestens im Sommerlager, beispielsweise beim Geländelauf über sechs Kilometer, bezahlt machen.

Bei einer solch intensiven und umfangreichen Ausbildung, wie sie die Suworow-Schüler genießen, ist nicht verwunderlich, daß sie nach zwei Jahren ohne Aufnahmeprüfung an den Offiziershochschulen immatrikuliert werden. Sie liegen mit ihrem Wissen und mit ihrer physischen Kondition ein ganzes Stück über dem Stand der Absolventen allgemeinbildender Oberschulen.

Moskau. 7. November. Über den Roten Platz hallen in frostiger Luft Kommandos. Die Parade zu Ehren der Oktoberrevolution beginnt. Ein Marschblock nach dem anderen zieht am Lenin-Mausoleum und an der Ehrentribüne vorüber, Vertreter aller Teilstreitkräfte und Waffengattungen der Sowjetarmee. Mit ihnen gemeinsam marschieren stolz die künftigen Offiziere. Suworow-Schüler. Suworows Erben.

AN DER SEITE DER ROTEN ARMEE

Oberst Dr. Willy Wolff

Es war in den späten Abendstunden eines frostklirrenden Tages im Januar 1945. Auf einer vorgeschobenen Frontspitze der Sowjetarmee, einer sogenannten Nase, baute ein deutscher Unteroffizier, unterstützt von sowjetischen Genossen, eine Lautsprecheranlage auf. Diese Stelle war gewählt worden, weil der Frontvorsprung die Möglichkeit bot, sowohl die faschistischen Soldaten vorn als auch die rechts und links in ihren Stellungen liegenden gut hörbar anzusprechen. Zur Eröffnung der Sendung legte er eine Schallplatte mit Trauermusik auf das Grammophon; es folgte Beethovens „Appassionata". Dann erscholl die Stimme des Unteroffiziers:

„Kameraden! Zu euch spricht der Vertreter des Nationalkomitees ‚Freies Deutschland' an diesem Frontabschnitt, Unteroffizier Ernst Eutin. Ich gedenke in dieser Winternacht gemeinsam mit euch der vielen Millionen gefallenen deutschen Soldaten. Sie ließen ihr Leben in einem ungerechten, vom faschistischen Deutschland entfesselten, verbrecherischen Krieg. Wollt auch ihr zu diesen Toten gehören? Der Krieg ist seit langem verloren. Die Rote Armee steht an den Grenzen Deutschlands. Jeder weitere Widerstand ist sinnlos. Er führt nur dazu, die Leiden der Völker noch mehr zu vergrößern, den Krieg auf deutschen Boden zu tragen und die letzten Lebensgrundlagen unseres Volkes zu zerstören. Das Nationalkomitee ‚Freies Deutschland', das im Sommer 1943 von vaterlandsliebenden, patriotischen Kräften unseres Volkes gebildet wurde, zeigt euch den Ausweg. Stellt sofort die Kampfhandlungen ein! Kehrt dem faschistischen Regime den Rücken und kommt zu uns! Nur so rettet ihr euer Leben und handelt im Interesse unseres Volkes. Nur so tragt ihr dazu bei, den verlorenen Krieg zu beenden, ehe Deutschland selbst zum unmittelbaren Schlachtfeld wird. Als Deutsche wurdet ihr geboren und nicht als Nationalsozialisten. Als Deutsche sollt ihr leben und nicht für Hitler sterben. Hitler muß fallen, damit Deutschland gerettet wird!"

Während der Sendung herrschte absolute Ruhe. Plötzlich jedoch brach die Hölle los. Die Faschisten belegten den Frontvorsprung mit einer Feuerwalze aus Waffen aller Art. Dann drang ein Stoßtrupp in die sowjetischen Stellungen ein und versuchte, im Nahkampf zum Standort des Lautsprechers vorzudringen. Die sowjetischen Soldaten bildeten sofort einen Sperriegel und schlugen den Angriff zurück. Faschistische Soldaten, die dabei gefangengenommen wurden, sagten später aus, daß ihr Auftrag nur darin bestanden habe, den deutschen Antifaschisten in die Stellungen der Wehrmacht zu bringen. Wer war dieser mutige deutsche Soldat, der im Auftrage des Nationalkomitees an die Front gekommen war, um seinen von der faschistischen Ideologie verblendeten Kameraden den Ausweg aus diesem Krieg zu weisen und ihr Leben zu retten.

Ernst Eutin lebt heute als Parteiveteran in Saßnitz auf Rügen. Er wurde 1916 als Sohn eines sozialdemokratischen Arbeiters geboren. Da sein Vater den Lebensunterhalt für die sechsköpfige Familie

Freies Deutschland im Bild

ORGAN DES NATIONALKOMITEES „FREIES DEUTSCHLAND“

Nr.
APR
194



nicht bestreiten konnte, durfte Ernst keinen Beruf erlernen, sondern mußte nach seiner Schulentlassung sofort zum Unterhalt der Familie beitragen. Vor 1933 war er Mitglied des Sozialistischen Jugendverbandes Deutschlands. 1939 wurde er zur Wehrmacht einberufen, um für das deutsche Monopolkapital die Weltherrschaft zu erobern. Er dachte viel über diesen Krieg nach, sah die unglaublichen Greueltaten, die von deutschen Soldaten vor allem in der Sowjetunion begangen wurden. Er hörte Lautsprechersendungen und las Flugblätter des Nationalkomitees „Freies Deutschland". All das half ihm zu erkennen, daß dieser Krieg nicht seine Sache war. 1944 lief er zur Roten Armee über. Er besuchte eine antifaschistische Frontschule und war danach erneut an die Front zurückgekehrt, um mit weiteren deutschen Antifaschisten in der Frontorganisation des Nationalkomitees unter den deutschen Soldaten die Ziele des Kampfes der Bewegung „Freies Deutschland" zu propagieren. Mitglied des Nationalkomitees und Frontbevollmächtigter des NKFD war auch der heutige Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung und Chef der Politischen Hauptverwaltung der NVA, Generaloberst Heinz Keßler.

Das Nationalkomitee hatte an jede sowjetische Front einen Bevollmächtigten entsandt, dem dort die Armeebeauftragten des Nationalkomitees unterstanden. Die Armeebeauftragten leiteten die Divisionshelfer des Nationalkomitees an, die in ihrem Armeebereich tätig waren. Zur Frontorganisation des NKFD gehörten auch antifaschistische Frontschulen, von denen es insgesamt

Armeebeauftrager Max Franzke während einer Lautsprechersendung

sieben gab. Auch kriegsgefangene deutsche Antifaschisten, als Schriftsetzer oder Drukker in den sowjetischen Front- oder Armeedruckereien tätig oder als Rundfunkmechaniker für die Lautsprechergeräte verantwortlich, zählten zur Frontorganisation des NKFD. Gegen Ende des Krieges waren es etwa 2000 antifaschistische Deutsche, die in diesem spezifischen Bereich des deutschen Widerstandes an der Seite der Roten Armee gegen Faschismus und Krieg, für ein antifaschistisch-demokratisches Deutschland kämpften. Die Angehörigen der Frontorganisation waren in ihrer Mehrheit junge Arbeiter wie Ernst Eutin. Sie kamen entweder aus einem fortschrittlichen Elternhaus oder hatten den verbrecherischen Charakter des vom faschistischen Deutschland geführten Krieges in sowjetischer Gefangenschaft begriffen, waren zu Antifaschisten geworden und an die Front zurückgekehrt, um ihre Kameraden in der Wehrmacht aufzuklären.

Mit Hunderten von Lautsprechersendungen wandten sie sich jede Nacht an die Soldaten der faschistischen Wehrmacht. Sie erklärten ihnen, warum und wie es zu diesem Krieg gekommen war, daß er nicht im Interesse des deutschen Volkes, sondern für die Weltherrschaftspläne des deutschen Monopolkapitals geführt wurde. Sie berichteten von den großen Verlusten, die die Wehrmacht an allen Abschnitten der Front erleiden mußte, und vom gerechten und opfermutigen Kampf, den die Soldaten der Roten Armee führten. Sie schilderten, wie sie in sowjetische Gefangenschaft geraten waren und wie sie dort von den Angehörigen der Roten Armee behandelt wurden. Sie appellierten an die Wehrmachtsoldaten, über die Zukunft Deutschlands nachzudenken und im Interesse des Volkes zu handeln. Immer wieder sprachen sie von dem im Sommer 1943 in der Nähe von Moskau gebildeten Nationalkomitee „Freies Deutschland" und welchen Weg zur Beendigung dieses verbrecherischen und aussichtslosen Krieges es den deutschen Soldaten wies. In einer solchen Lautsprechersendung vom 22. November 1944 wurde von einem dieser Antifaschisten am Schluß der Sendung gesagt:

„Aus tiefster Verantwortung vor der Zukunft unseres Vaterlandes rufen wir euch zu: Stellt unverzüglich alle Kampfhandlungen an der Front ein! Euer Widerstand ist selbstmörderisch und ändert am bereits verlorenen Krieg gar nichts! Schließt euch vielmehr mit allen Hitlergegnern zusammen! Beseitigt mit schonungsloser Gewalt alle, die euch zur Fortsetzung des Kampfes zwingen wollen! Kehrt die Waffen gegen Hitler um! Er ist der wahre Feind des Volkes! Nur so könnt ihr unserem Vaterlande nützen! Vorwärts gegen Hitler, für Freiheit und Frieden! Vorwärts mit uns für ein freies und demokratisches Deutschland."

Je mehr sich der Krieg den Grenzen Deutschlands näherte und je mehr damit die Gefahr wuchs, daß Deutschland selbst zum unmittelbaren Kriegsschauplatz wurde, desto intensiver und warnender appellierten die Angehörigen der Frontorganisation des NKFD an die deutschen Soldaten. So sagte der Divisionshelfer Herbert Hövelmans in der Neujahrsnacht 1945 über Lautsprecher:

„1945! Dieses Jahr bringt das Ende des unseligsten aller Kriege! Es bringt das Ende Hitlers mitsamt seiner Nazibande und ihrem ‚Tausendjährigen' Reich.

Vor unserem Volk liegen zwei Wege. Entweder es läßt sich weiter willenlos von Hitler auf die Schlachtbank führen, das bedeutet völlige Zerstörung unserer Heimat, oder es erhebt sich zum Sturz der nazistischen Verderber unseres Vaterlandes, das bedeutet Rettung des Volkes und des letzten, was uns noch verblieben ist. Kameraden! Rettet Deutschland vor dem Untergang. Rettet, was noch zu retten ist. Hört auf den Ruf des Nationalkomitees ‚Freies Deutschland'! Hitler muß fallen, damit Deutschland lebe."

Bei solchen Lautsprechersendungen lagen die Angehörigen der Frontorganisation oft im Feuer der noch vom Faschismus verblendeten Wehrmachtsoldaten. Viele Antifaschisten wurden verwundet, und nicht wenige sind auch in diesem Kampf gefallen. Andere traten an ihre Stelle und setzten fort, was die Gefallenen vor ihnen getan hatten.

Die Lautsprechersendungen waren nur eine Form des antifaschistischen Kampfes

dieser deutschen Patrioten an der Front. Am Tage unterhielten sie sich mit kriegsgefangenen deutschen Soldaten oder mit Überläufern. Sie waren immer bestrebt, sich in die Gedanken der Wehrmachtsoldaten hineinzuversetzen, um sich wirkungsvoll mit ihnen auseinandersetzen zu können. Sie lasen faschistische Beutedokumente und Feldpostbriefe, die der Roten Armee in die Hände gefallen waren. Dort, wo sie die Möglichkeit dazu hatten, hörten sie die Sendungen der Rundfunkstation des Nationalkomitees, des Senders „Freies Deutschland", ab, um immer gut über die Lage informiert zu sein. Auf der Grundlage dieser Materialien verfaßten sie ihre Flugblätter für die Wehrmachtsoldaten. Derartige Flugblätter sind in einer Vielzahl von Exemplaren aus sowjetischen Flugzeugen abgeworfen oder mit Agitationsgranaten in die deutschen Stellungen hinübergeschossen worden. Das unterstützte und ergänzte wirkungsvoll die Lautsprecherpropaganda.

Angehörige der Frontorganisation schrieben auch persönliche Briefe an Offiziere und Kommandeure von deutschen Truppenteilen und Verbänden. Kriegsgefangene, die sich freiwillig dazu bereit erklärten, brachten diese Briefe in die Stellungen der Wehrmacht. In diesen Briefen wurden die Offiziere aufgefordert, das Leben ihrer Soldaten zu retten und den aussichtslosen Kampf einzustellen. Das wäre in diesem verbrecherischen Krieg gegen die UdSSR eine große patriotische Tat gewesen und hätte den Interessen des deutschen Volkes entsprochen.

Die faschistische Regierung hatte unter den Deutschen die unglaubliche Lüge verbreitet, die Sowjetarmee erschieße alle deutschen Kriegsgefangenen und deshalb gäbe es keine in der UdSSR. Um diese Lüge aufrechtzuerhalten, lehnte die faschistische Führung die Annahme von Kriegsgefangenenpost aus der UdSSR ab. Die Angehörigen der Frontorganisation versuchten deshalb, solche Post über die Frontlinie zu bringen und in die deutsche Feldpost einzuschleusen. Zehntausende Briefe deutscher Kriegsgefangener in der Sowjetunion sind unter Lebensgefahr von Antifaschisten über die Frontlinie geschleust und in Feldpost-Briefkästen der Wehrmacht eingeworfen worden. Manchmal waren es sogar ganze Feldpostsäcke. So



fielen einer sowjetischen Division – in ihr war der deutsche Antifaschist Hans Jahn im Auftrage des NKFD tätig – mehrere Feldpostsäcke in die Hände. Hans Jahn schlug den sowjetischen Offizieren vor, im Kriegsgefangenen-Sammellager der Front diese Säcke mit Heimatbriefen der Kriegsgefangenen füllen zu lassen, und verpflichtete sich, diese Post über die Frontlinie zu bringen. Sowjetische Aufklärer erkundeten inzwischen, welche deutschen Regimenter sich zur Zeit an diesem Frontabschnitt befanden und wo die zuständige Feldpost-Sammelstelle lag. Sie ermittelten auch eine Lücke in der deutschen Frontlinie, durch die diese Post geschleust werden konnte. Eines Nachts fuhr dann Hans Jahn mit einem Panjewagen durch diese Frontlücke und gab die Briefsendungen als Post eines an diesem Abschnitt liegenden Regiments auf der Feldpost-Sammelstelle ab.

Aber die Angehörigen der Frontorganisation versuchten nicht nur durch Wort und Schrift auf die Wehrmachtangehörigen einzuwirken. Sie gingen auch in deren Stellungen, diskutierten mit deutschen Soldaten, verbreiteten Aufklärungsmaterialien und setzten ihr Leben bei mutigen antifaschistischen Aktionen im Hinterland der faschistischen Truppen ein. Deutsche Antifaschisten wurden mit Flugzeugen auch zu sowjetischen Partisanenverbänden eingeflogen. Von deren Operationsbasen aus bemühten sie sich, die deutschen Soldaten der umliegenden Garnisonen antifaschistisch zu beeinflussen. Auch militärische Erkundungs- und Aufklärungseinsätze kleinerer Gruppen (zwei bis sechs Mann) deutscher Antifaschisten sollten helfen, den Krieg rascher zu beenden. In einigen Fällen wurden auch gemischte Gruppen, aus deutschen Antifaschisten und sowjetischen Genossen bestehend, gebildet. Größter Wert wurde auf die sorgfältige Vorbereitung und Ausrüstung der deutschen Antifaschisten gelegt, die im Frontgebiet und im Hinterland der Wehrmacht eingesetzt wurden. Sie besaßen die erforderlichen Uniformstücke, Waffen und Ausweispapiere; denn schon ein kleines Versäumnis in dieser Hinsicht konnte zu ihrer Festnahme führen.

Im November 1943 wurden bei der

Deutsche Antifaschisten bei sowjetischen Partisanen

Frontflugblatt von Leutnant Riess

Nationalkomitee „Freies Deutschland“
und
Bund Deutscher Offiziere

Ich sprach mit Hauptmann Krause.



Tagtäglich erleben wir Vertreter des Nationalkomitees „Freies Deutschland“ an der Front immer wieder aufs neue die Überraschung kriegsgefangener deutscher Soldaten und Offiziere, wenn sie sich plötzlich Vertretern unserer Bewegung gegenüberstehen.

So war es auch bei meiner Begegnung mit Ritterkreuzträger Hauptmann Krause, Kommandeur des I./1073. 541. I. D., kurz nach seiner Gefangengabe.

„Das ist die größte Überraschung meines Lebens“,

erklärte mir Hauptmann Krause bei der Begrüßung. Es hätte dieser Worte nicht bedurft, – ungläubiges Staunen, Überraschung, aber auch ehrliche Freude spiegelten sich nur zu deutlich auf dem Gesicht von Hauptmann Krause wider. Beeinflußt durch die Propaganda, durch Befehle und Mitteilungen des OKW, hatte auch Hauptmann Krause die Existenz des Nationalkomitees angezweifelt. Nun sind alle Zweifel geschwunden. Die Existenz der großen deutschen Freiheitsbewegung ist auch für Hauptmann Krause zur Gewißheit geworden.

Von neuem Glauben an die Zukunft eines von Hitler-Tyrannei befreiten neuen Deutschlands erfüllt, versicherte mir Hauptmann Krause:

„Ich sehe jetzt, daß es sich lohnt, für Deutschland zu leben, und ich bin glucklich, so vielen deutschen Männern das Leben für Deutschland erhalten zu haben.“

Jawohl, Kameraden!

Hauptmann Krause hat richtig gehandelt, als er den Restteilen seines Bataillons – 4 Offizieren und 55 Mannschaften – den Befehl gab, den sinnlosen Kampf einzustellen und die Waffen zu strecken.

Hauptmann Krause handelte so, wie es die Ehre und Pflicht eines deutschen Offiziers, der sich seiner Verantwortung gegenüber den anvertrauten Männern, gegemüber dem Vaterland bewußt ist, gebieten.

Er verweigerte Hitler den Gehorsam.

Er stellte das Leben seiner Männer höher als die verbrecherischen Durchhaltebefehle Hitlers.

Hauptmann Krause ist ein leuchtendes Vorbild für jeden wahrhaft echten deutschen Offizier und Soldaten.

Kameraden!

Auch Ihr, ein jeder von Euch, ob Offizier oder Mann, steht heute vor einer großen Entscheidung:

die Entscheidung über Leben und Tod unseres Volkes!

Verweigert Hitler und seinen Knechten die Gefolgschaft!

Folgt nicht ihren verbrecherischen Blutbefehlen!

Wendet die Waffen gegen Hitler und seine Helfershelfer!

Nur so rettet Ihr Deutschland!

LEUTNANT RIESS.
[illegible]

29. IV. 44.

3. Ukrainischen Front zwei antifaschistische Gruppen auf einen Einsatz im faschistischen Hinterland vorbereitet. Sie sollten Aufklärungsarbeit unter den deutschen Truppen leisten, deutsche Soldaten für die Bildung von Wehrmachtgruppen der Bewegung „Freies Deutschland" gewinnen und militärische Aufklärung für die Rote Armee betreiben. Die eine Gruppe, bestehend aus den Antifaschisten Gerhard Wernke und Sepp Bichler, sollte in Odessa operieren; der Einsatzort der anderen, zu der Werner Bullack und Heinz Köhler gehörten, war Nikolajew. In der Nacht zum 1. Dezember 1943 sprangen beide Gruppen aus einem sowjetischen Flugzeug mit Fallschirmen in der Nähe von Odessa bzw. Nikolajew ab.

Die Gruppe Bullack/Köhler bat in den Unterkünften der Geheimen Feldpolizei von Snigirjowka um Quartier und wurde am nächsten Tag von einer Fahrzeugkolonne der Wehrmacht nach Nikolajew mitgenommen. Unterwegs versuchten sie, mit den Kraftfahrern ins Gespräch zu kommen, und informierten sie, natürlich mit der gebotenen Vorsicht, über die Existenz des NKFD. In Nikolajew meldeten sie sich bei der Wehrmachtkommandantur und erhielten für mehrere Tage Aufenthaltsgenehmigung. Nun konnten sie sich frei in der Stadt bewegen. Sie führten zahlreiche Gespräche mit deutschen Soldaten und bekamen dabei auch zu fahnenflüchtigen und antifaschistisch eingestellten Wehrmachtangehörigen Kontakt. Ihnen übergaben sie Aufklärungsmaterialien des NKFD und regten sie zur Bildung von Wehrmachtgruppen der Bewegung „Freies Deutschland" an. Im Soldatenheim in Nikolajew hefteten sie Flugblätter und Zeitungen des NKFD in den dortigen Zeitungshalter. Sie erkundeten, welche Wehrmachtverbände und Stäbe in Nikolajew und in der näheren Umgebung lagen und wie die Stimmung unter den deutschen Soldaten in diesem Gebiet war.

Den Antifaschisten Gerhard Wernke und Sepp Bichler war es nach Überwindung einer Reihe von Komplikationen und Schwierigkeiten gelungen, nach Odessa zu gelangen. Auch sie meldeten sich auf der Wehrmachtkommandantur und erhielten für drei Tage Aufenthalts- und Übernachtungsgenehmigung. Auch sie kamen in Kontakt mit vielen Wehrmachtsoldaten. Im Restaurant „Berlin" hatten sie mit einem Wachtmeister und einem Obergefreiten ein längeres Gespräch. Beide erklärten sich mit den Zielen des NKFD einverstanden und fuhren zusammen mit Wernke und Bichler zum Hafen. Dort befestigten sie Flugblätter des NKFD an Häusern, Lagerschuppen und Zäunen. Der Wachtmeister und der Obergefreite versprachen, in ihren Einheiten Wehrmachtgruppen des NKFD zu bilden und ähnliche antifaschistische Aktionen auch in Zukunft durchzuführen.

Am 15. Dezember fuhren sie nach Nikolajew, wo sie, wie es geplant war, mit der Gruppe Bullack/Köhler zusammentrafen. Nach eingehendem Kartenstudium beschlossen sie, in der Nähe von Tomakowka die Frontlinie zu überschreiten. Am Abend des 26. Dezember erreichten sie diesen Ort, der in der folgenden Nacht von den deutschen Truppen geräumt wurde. Sie marschierten in Richtung der sowjetischen Stellungen. Dabei stießen sie auf einen Panzerspähwagen der Roten Armee, wurden von den Sowjetsoldaten mitgenommen und beim zuständigen Stab abgeliefert.

Es gab auch zahlreiche Einsätze, bei denen einzelne deutsche Antifaschisten im Frontgebiet der Wehrmacht tätig wurden. Einen solchen Einsatz hatte Hans Jahn in der Uniform eines Hauptmanns der Wehrmacht geleistet, dekoriert mit zahlreichen faschistischen Orden und Medaillen. Während seines Rückmarsches zur Frontlinie begegnete ihm in den Abendstunden eine Kompanie deutscher Soldaten, die von einem blutjungen Leutnant geführt wurde. Blitzschnell entschloß sich Hans Jahn, den kühnen Versuch zu unternehmen, diese Kompanie in die sowjetischen Stellungen zu bringen. Als ihm der Leutnant Meldung erstattete, brüllte er ihn an, wo er sich mit seiner Kompanie herumtreibe, er werde im Divisionsstab bereits gesucht. Dann befahl er dem Leutnant, ihm mit seiner Kompanie zu folgen. Da Jahn den Frontverlauf genauestens kannte, marschierte er mit der Kompanie durch eine Frontlücke. Zwischen den sowjetischen und deutschen Stellungen ließ er halten und befahl, die Gewehre zu-

sammenzustellen. Dann sprach er zu den Soldaten, er erklärte ihnen, wie verbrecherisch dieser Krieg sei und daß es nur eine Möglichkeit gäbe, das Leben der vor ihm stehenden Männer zu retten: überzulaufen zur Roten Armee. Zwei Soldaten befahl er dann, in die sowjetischen Stellungen vorauszugehen und dort zu melden, daß er mit einer Wehrmachtkompanie folge. Man solle deshalb nicht schießen. Mit der Maschinenpistole im Anschlag ließ er von einigen Soldaten die Gewehre aufnehmen und marschierte mit der Kompanie in die sowjetischen Stellungen. Mit dieser mutigen Tat hat Hans Jahn der faschistischen Führung eine kriegsmäßig ausgerüstete Kompanie geraubt und nahezu 100 deutschen Soldaten das Leben gerettet.

Aber bei weitem nicht alle Einsätze dieser Art waren erfolgreich.

Am 16. Februar 1945 sprang eine größere Gruppe deutscher Antifaschisten und sowjetischer Genossen im Raum der in Lettland eingekesselten deutschen Heeresgruppe „Kurland" ab. Die Gruppe wurde von Kapitän A. N. Botschkarjew geleitet. Zu ihr gehörten sechzehn deutsche Antifaschisten, unter ihnen Hilrich Hironymus, Hugo Pieper, Fritz Matzky, Helmut Mohme, Hans Eicker und Helmut Ulmeyer. Außerdem gehörten zur Gruppe zwei lettische Genossen und die sowjetische Funkerin Jewgenija Nawlinskaja. Sie hatten den Auftrag, den Kessel militärisch zu erkunden und die Ergebnisse über Funk an den sowjetischen Stab zu



Lettische Komsomolzen besuchen das Bauerngehöft Steinberge, um Näheres über das Schicksal der Gruppe Botschkarjew zu erfahren

Die Grabstätte der sowjetischen und deutschen Mitglieder der Gruppe Botschkarjew in Popje, Lettische SSR

melden. Gleichzeitig sollten sie sich an die deutschen Soldaten wenden und diese zur Aufgabe des sinnlosen Widerstandes veranlassen. Die Angehörigen der Gruppe landeten mit ihren Fallschirmen mitten im Bereitstellungsraum einer Wehrmachteinheit. Zwar gelang es Kapitän Botschkarjew, die Mitglieder seiner Gruppe schnell zu sammeln und sich mit ihnen von der Wehrmachteinheit zu lösen. Aber es war klar, daß dieser Vorfall gemeldet werden und eine intensive Fahndung nach der Gruppe einsetzen würde. Deshalb versuchten die Gruppenmitglieder, sich schnell vom Absprungort zu entfernen. Sie marschierten die ganze Nacht und den folgenden Tag, ohne längere Pausen einzulegen. In der darauffolgenden Nacht beschlossen sie, in dem abseits gelegenen Bauerngehöft Akmenkalni (Steinberge) einige Stunden zu schlafen. Hier aber wurde die Gruppe von einer SS-Kompanie, die zur Fahndung eingesetzt war, gestellt. Es kam zu einem äußerst erbitterten Kampf, der erst abbrach, als alle Angehörigen der Gruppe gefallen oder schwer verwundet waren. Bis auf einen Antifaschisten erschossen die SS-Bestien an Ort und Stelle alle Schwerverwundeten. Den gefangengenommenen Deutschen brachte man in das Wehrmachtgefängnis Liepája, um von ihm Näheres über den Auftrag der Gruppe zu erfahren. Er konnte überleben. Als die Heeresgruppe „Kurland" kapitulierte, meldete er sich bei sowjetischen Kommandostellen und berichtete vom Schicksal seiner deutschen und sowjetischen Genossen.



Solche und ähnliche Einsätze hat es zu Hunderten gegeben.

Die Tätigkeit der Frontorganisation des NKFD nimmt einen ehrenvollen Platz im antifaschistischen Widerstandskampf des deutschen Volkes ein. An der Seite der Roten Armee standen diese deutschen Antifaschisten auf der richtigen Seite des Kampfes. Sie haben dazu beigetragen, daß auch in den schweren Jahren des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion die Traditionen deutsch-sowjetischer Freundschaft bereichert und fortgeführt werden konnten. Ihr Kampf für einen neuen deutschen Staat fand in der Deutschen Demokratischen Republik seine Erfüllung.

Heute ist die Nationale Volksarmee mit der Sowjetarmee in einem festen Waffenbündnis vereint. Es wäre undenkbar ohne das Erlebnis des gemeinsamen Kampfes sowjetischer Genossen und deutscher Antifaschisten im Kampf gegen den Faschismus.

Bei solchen Lautsprechersendungen waren die Frontbeauftragten des NKFD oft dem Feuer der faschistischen Wehrmacht ausgesetzt

Aufklären – Heranleiten – Zuweisen

Oberstleutnant Helmut Hillen

Diensthabendes System, das ist für viele Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere unserer Luftstreitkräfte/Luftverteidigung Alltag. Hinter dem Dienst im DHS treten persönliche Pläne zurück, während des Dienstes müssen die Plätze aller Urlauber, Kranken, Kommandierten mit qualifizierten und voll arbeitsfähigen Genossen ausgefüllt sein.

Die Notwendigkeit, ein Diensthabendes System der Luftverteidigung zu errichten und weiter zu vervollkommnen, ergibt sich aus dem aggressiven Charakter der imperialistischen Politik und aus der Schlagkraft, Menge und Qualität der Flugzeuge und Raketen in den Händen der NATO-Militärs.

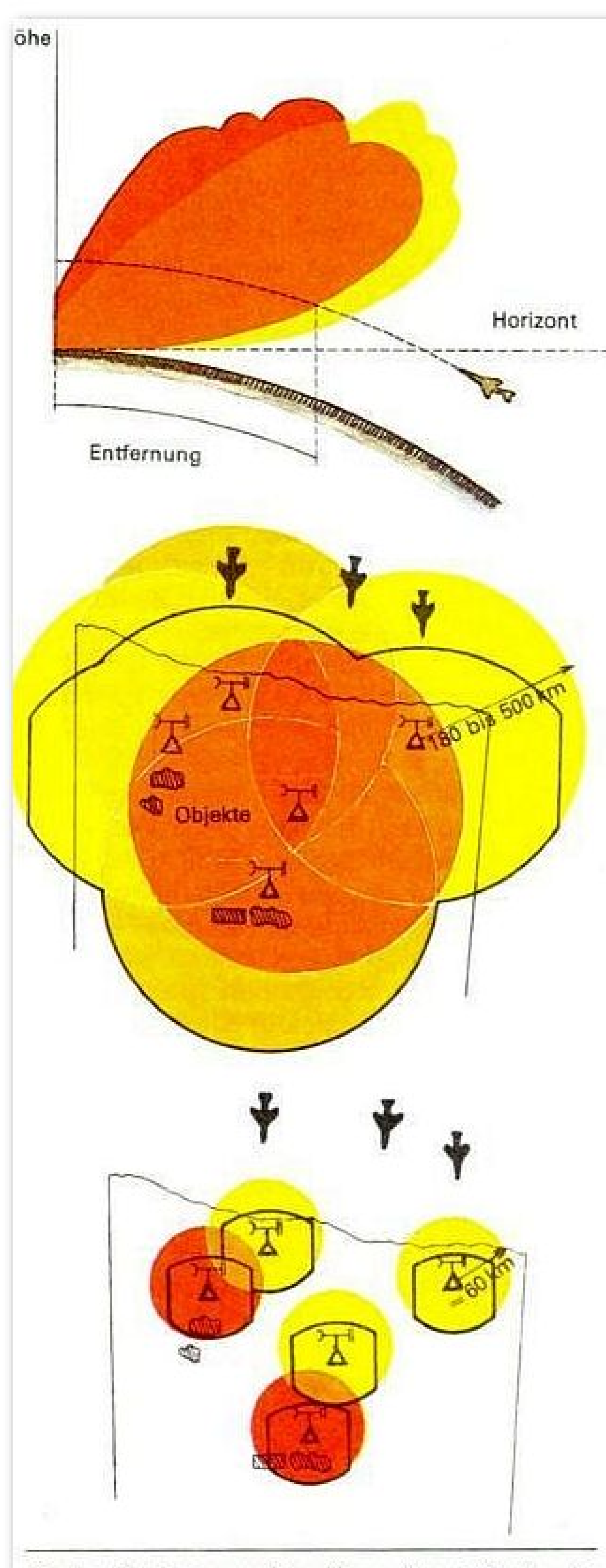
Die Möglichkeit, das Diensthabende System zu schaffen und auf modernem Stand zu halten, beruht auf den Leistungen aller Werktätigen des Landes, auf der Friedenspolitik der Partei und auf den festen Bündnisbeziehungen im Warschauer Vertrag, insbesondere zur Sowjetunion.

Die Wirklichkeit des Diensthabenden Systems sind moderne Aufklärungs- und Führungsmittel, sind wirksame Fla-Raketen und moderne Jagdflugzeuge sowjetischer Konstruktion, einschließlich der dazu notwendigen technischen und rückwärtigen Einrichtungen, das sind Tausende ausgebildeter, standhafter und treuer Spezialisten, die in erprobter Arbeitsteilung ihre militärische Pflicht erfüllen.

Für den einen, z. B. den Funkorter, besteht der Dienst darin, in einem engen, warmen und nur vom matten Glanz einiger abgedunkelter Kontrollämpchen und Skalen erhellten Raum den Bildschirm einer Funkmeßstation zu beobachten und trotz möglicher Störungen, trotz einsetzender Ermüdung keines der schwachen Zielzeichen zu verpassen, es sofort weiterzumelden und nicht mehr zu verlieren. Seine Gefechtsarbeit wird von Arbeitswissenschaftlern nüchtern unter die komplexen geistigen Arbeiten eingeordnet.

Für andere, z. B. die Besatzungen der Gefechtsstände, besteht der Dienst im Diensthabenden System darin, viele Funkmeßstationen und Nachrichtenmittel, darunter Systeme der automatisierten Führung, entsprechend der wechselnden taktischen Lage und den technischen Möglichkeiten einzusetzen, ihre Meldungen zusammenzufassen und die richtigen Waffen vom richtigen Standort aus und genau im richtigen Moment geschickt gegen Luftziele zu führen. Nur dank gründlicher technischer und taktischer Ausbildung, dank ständig trainiertem Zusammenwirken und fast blindem Vertrauen und Verstehen innerhalb dieser Kollektive können die Gefechtsstandbesatzungen immer wieder ihre Aufgaben wahrnehmen.

Schon seit geraumer Zeit sprechen die USA-Militärs und die säbelrasselnden NATO-Politiker nicht mehr von ihren Luftangriffsmitteln, sondern von luftkosmischen Kräften. Dazu zählen sie ballistische Boden-Boden-Raketen mit interkontinentaler und mit mittlerer Reichweite, aerodynamische gesteuerte Flugkörper – das sind Flugzeuge und Flügelgeschosse (z. B. die in jüngster Zeit entwickelten Marschflugkörper Cruise Missile) – und schließlich kosmische Mittel



Die Beobachtungszone einer Funkmeßstation im Vertikalschnitt zeigt technisch bedingte Lücken und eine starke Einbuchtung in Bodennähe. Durch Schwenken und Umschalten der Antennen kann die im Bild dargestellte Ausbreitungscharakteristik gehoben und gesenkt werden

Moderne Fla-Raketen sowjetischer Konstruktion werden im Diensthabenden System ständig startbereit gehalten

Funkmeßstationen werden so über das Territorium verteilt, daß sich ihre Beobachtungszonen überdecken.

Die gezeigte Aufstellung ist gegen Ziele, die in mittleren und großen Höhen anfliegen, wirksam, sie läßt aber Lücken für tieffliegende Ziele

zur Sicherstellung, also Satelliten militärischer Aufgabenstellung, die zu Spionage und Aufklärung, für Nachrichtenverbindungen und Navigationsaufgaben eingesetzt werden.

Raketen, Flugzeugbomben und -raketen und auch Flügelraketen können durchweg mit Kernsprengköpfen ausgestattet sein. Von den luftkosmischen Mitteln der USA und der NATO wird ein Teil ständig in Bereitschaft gehalten.

Vom Entschluß zu feuern bis zum Start der interkontinentalen ballistischen Rakete „Titan 2" sollen nur ein bis zwei Minuten vergehen. Auch ein Teil der strategischen Fliegerkräfte der USA, bestehend aus B-52 G und B-52 H sowie FB-111 und FB-111 A, befindet sich bewaffnet und aufgetankt in Startbereitschaft auf den Flugplätzen oder gar in der Luft.

Für die Luftabwehr der sozialistischen Staaten darf auch die Atom-U-Boot-Flotte der NATO und das weltweite Stützpunktsystem der USA mit etwa einer halben Million USA-Krieger in Übersee nicht außer acht gelassen werden, von dem aus Tausende Raketen mittlerer Reichweite sowie taktische Kampfflugzeuge das Territorium der Warschauer Vertragsstaaten erreichen können. Die Fliegerkräfte der entwickelten imperialistischen Staaten sind durch Ausbildung, Bewaffnung und Ausrüstung auf Flüge bei jedem Wetter, in allen Höhen bis zum Flug in Bodennähe und in einem Geschwindigkeitsbereich von 600 bis 2400 km/h vorbereitet.

Der Bombenwurf und die Verfahren des Angriffs auf Punktziele haben sich grundlegend geändert. Die Bombenwurfmethoden des zweiten Weltkriegs waren an Sichtnavigation oder an funktechnische Naviga-



tionssysteme gebunden. Der Bombenwurf aus dem Sturzflug und auch der Wurf aus dem Horizontalflug war nur erfolgversprechend, wenn die Flugzeugführer lange Zeit geradeaus flogen (Kampfkurs hielten), um zu zielen oder zu visieren. Die langen Geraden boten der Flak die Möglichkeit, den Angriff zu stören, die angreifende Gruppierung zu vernichten oder zu zerstreuen. Da z. B. in den großen Bomberpulks nur wenige Flugzeuge die entsprechende Navigationsausrüstung hatten und da sich bei weitem nicht alle Besatzungen während des Fluges orientieren konnten, war ein zerstreuter Pulk auch wenig wirksam.

Moderne Flugzeuge sind dagegen mit autonomen, nicht störbaren Navigationssystemen ausgerüstet; ihre Bombenwurfvisiere sind mit zuverlässig arbeitenden Rechnern ausgestattet, die eine Vielzahl von Angriffsvarianten zulassen. Die großen Flugzeuggruppen des zweiten Weltkriegs können aufgelöst werden; jedes Flugzeug findet sein Ziel und kann selbst große Ziele durch den Einsatz von Kernwaffen vernichten. Gegen die Luftverteidigung wird das Funkmeßfeld stark gestört, das zum Aufklären der Luftziele und zum Heranleiten der Jagdflugzeuge und Fla-Raketen notwendig ist. Angreifende Flugzeuggruppen können Anti-Funkmeß-Raketen einsetzen, die sich selbst auf strahlende Funkmeßstationen lenken. Angreifende Flugzeuggruppen können Kurs, Höhe und Geschwindigkeit so variieren, daß ihre Bekämpfung stark erschwert wird. Sie können Luft-Boden-Raketen unterschiedlicher Reichweite einsetzen und so Ziele bekämpfen, ohne die unmittelbare Vernichtungszone der Luftabwehrmittel, die das jeweilige Ziel decken, zu berühren.

Die Machtfülle der aggressivsten imperialistischen Kreise in ihren Ländern und die dadurch beschworene enorme Gefahr aus der Luft sind es, die die Warschauer Vertragsstaaten zum Aufbau einer sicheren Luftverteidigung veranlassen.

Die Warschauer Vertragsstaaten haben die Truppen aufgestellt, bewaffnet und ausgerüstet, zweckmäßig über das Territorium verteilt, die einen wirksamen Schild gegenüber luftkosmischen Überfällen darstellen; sie – führend die Sowjetunion – leiten die wissenschaftliche und technische Politik so, daß stets die gebotene Weiterentwicklung der Luftverteidigung garantiert ist, und sorgen sich um die entsprechende Ausbildung der Angehörigen der Luftverteidigung.

Die Forderungen an die Luftverteidigung sind hoch, nämlich ständige Bereitschaft, auch massierte Überfälle eines beliebigen Luftgegners abzuwehren, die bestmögliche Anpassung der Aufstellung, Bewaffnung und der Einsatzvarianten an die voraussichtlichen Handlungen des Luftgegners, eine hohe Überlebensfähigkeit des Systems der Luftverteidigung und die Unüberwindlichkeit gegenüber beliebigen Mitteln des Luftüberfalls. Diesen Forderungen entsprechend wurden Fla-Raketen, Jagdflugzeuge, Funkmeßgeräte und Nachrichtenmittel in der Hand eines Kommandeurs zu automatisierten Systemen zusammengefaßt.

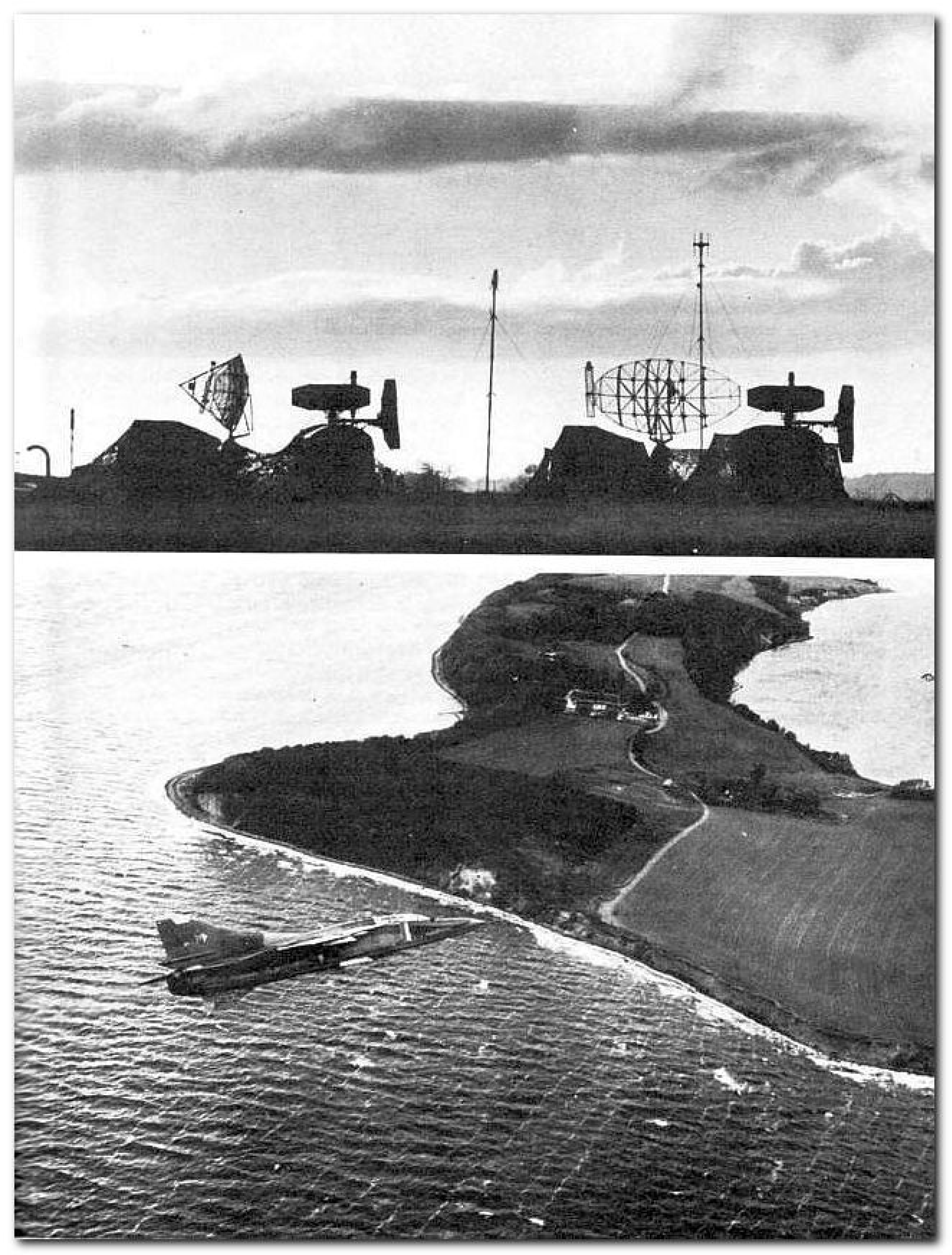
Von den aktiven Mitteln sind die Fla-Raketen am besten zum sofortigen Einsatz geeignet, während die Jagdflugzeuge doch einige Minuten bis zum Start brauchen. An die Einschaltdauer und die Zuverlässigkeit der elektronischen Ausrüstung werden strenge Maßstäbe angelegt.

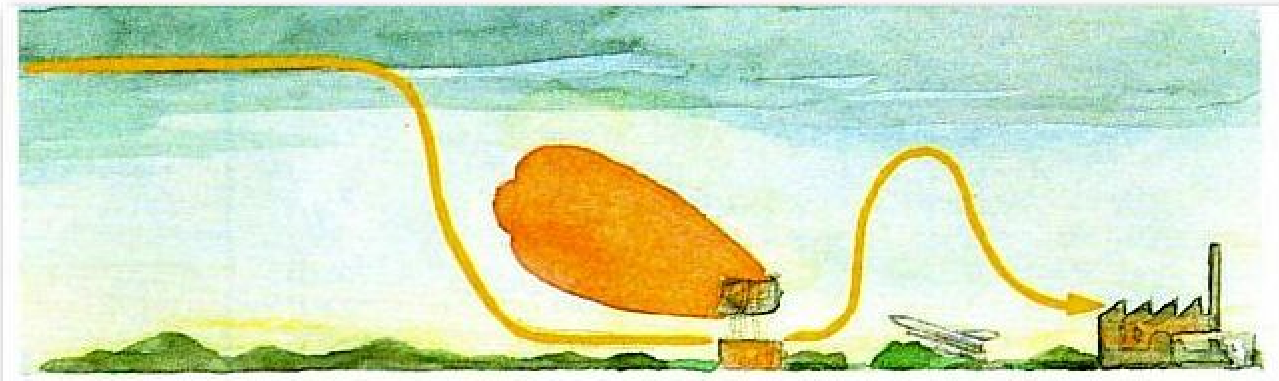
Wichtige Blöcke und Systeme sind doppelt und dreifach vorhanden und werden auf Betriebstemperatur gehalten, so daß Ausfälle des Gesamtsystems äußerst selten sind.

Nicht minder hoch sind die Anforderungen an die Angehörigen der Luftverteidigung. Die ständig hohe Bereitschaft, die Forderung nach absoluter Verläßlichkeit, die relative Abgeschiedenheit vieler Spezialisten, die Tatsache, daß von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz ganz verschiedene Fähigkeiten und Fertigkeiten verlangt werden, ist nur mit Ausbildung, Überzeugung und Training zu erfüllen. Sorgfältige Beachtung der psychologischen Eigenarten jedes Soldaten, auf die bestmögliche Ausführung der Gefechtsarbeit an jedem Arbeitsplatz zugeschnittene Ausbildung, das Sichtbarmachen der kollektiven Verantwortung für die Vernichtung des Luftgegners sind wichtige Grundzüge für die

Funkmeßstationen unterschiedlicher Bauart sichern die pausenlose Beobachtung des Luftraumes in allen Höhen

Abfangjagdflugzeuge können in allen Höhen und bei jedem Wetter handeln





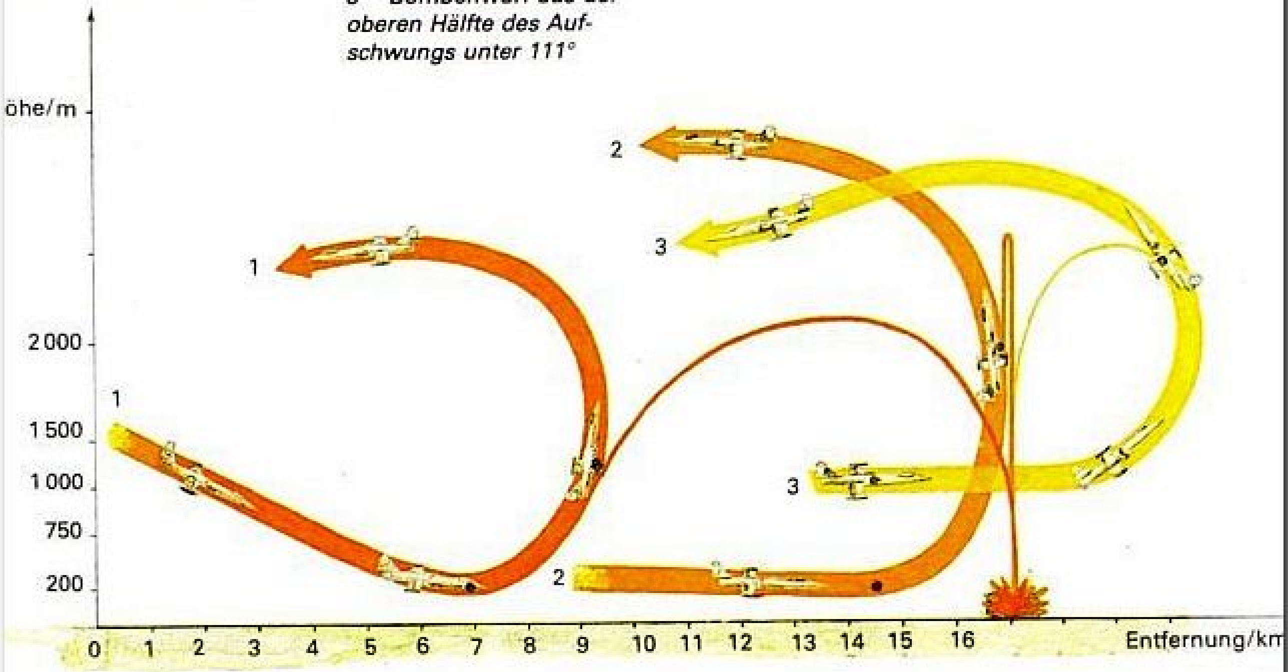
Den möglichen Höhenbereich moderner Flugzeuge ausnutzendes Flugprofil, das eine große Reichweite, den gedeckten Anflug des Ziels und ein sicheres Visieren ermöglicht

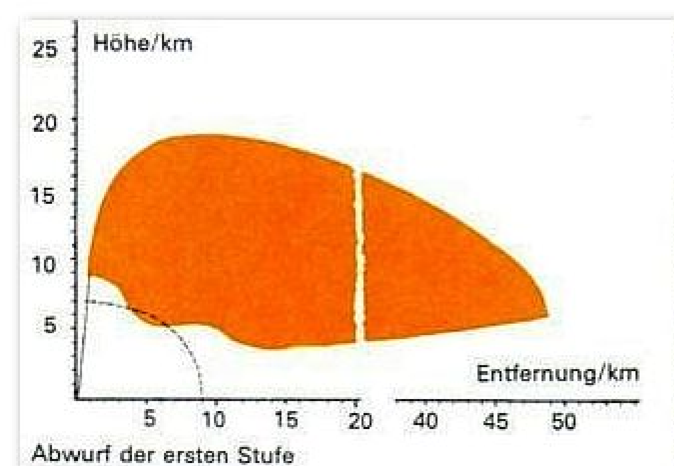
Arbeit der Kommandeure. Sie stützen sich dabei auf die Einheitlichkeit der Klasseninteressen aller Angehörigen der sozialistischen Streitkräfte und die daraus erwachsenden und immer wieder bewußt gepflegten lebendigen sozialistischen Beziehungen in den Kampfkollektiven. Harter Dienst, aber anregende Erholung, oft Monotonie der Arbeit im Diensthabenden System, aber gleichzeitig volle Entfaltung der geistigen Potenzen aller Armeeangehörigen und kulturvolles Leben in seiner ganzen Vielfalt bilden die Säulen der stets wachen Aufmerksamkeit und strengen Disziplin in den Luftstreitkräften/Luftverteidigung.

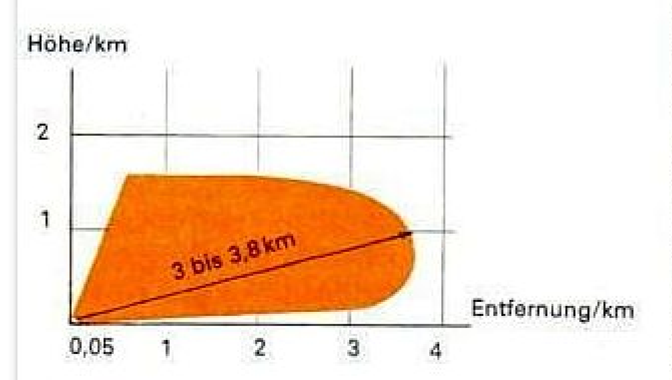
Nehmen wir nur den Kampf gegen Luftziele, die in geringen Höhen handeln: Das können heute kleine, sich selbst lenkende Flügelgeschosse, Jagdbombenflugzeuge oder die riesigen B-52 sein. Gegen niedrig fliegende Luftziele wird die Funkmeßaufklärung außerordentlich schwierig. Nur das geschulte Auge und das vergleichende Gehirn des Funkorters können die schwachen, häufig verschwindenden Zielzeichen aus dem Wust von passiven und aktiven Störsignalen entdecken und an die automatisierte Koordinatenübermittlung weitergeben. Der Funkorter, der als erster das Ziel auffaßt und ohne den die nach ihm handeln-

Moderne Verfahren des Bombenwurfs, die den Anflug des Ziels aus dem Tiefflug ermöglichen

1 – Bombenwurf aus dem Hochziehen; 2 – Bombenwurf aus dem Aufschwung unter 90°; 3 – Bombenwurf aus der oberen Hälfte des Aufschwungs unter 111°

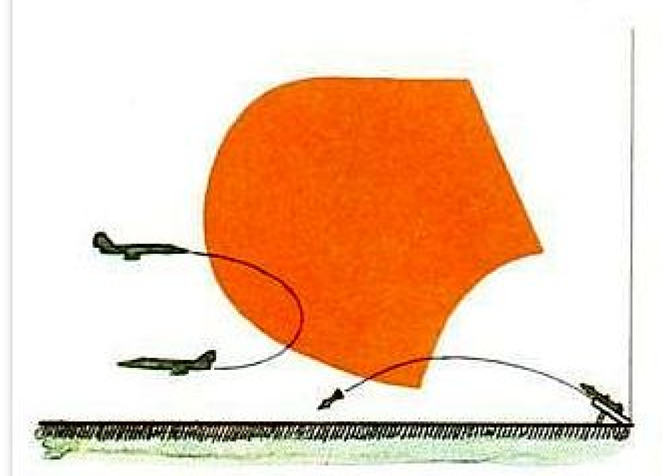






Vertikalschnitt durch die typische Vernichtungszone einer zweistufigen Fla-Rakete gegen Ziele, die in mittleren und großen Höhen handeln. Unmittelbar über der Stellung ein toter Winkel, um die Stellung herum ein toter Raum, den die Rakete noch ohne Lenkung durchfliegt, solange das Starttriebwerk arbeitet

Vertikalschnitt durch die typische Vernichtungszone einer einstufigen Fla-Rakete mit Selbstlenkung. Die Vernichtung des Ziels ist schon in sehr geringer Entfernung von der Startstellung und in sehr geringen Höhen möglich. Durch geschickte Auswahl der Fla-Raketen lassen sich die Lücken schließen



Eines der möglichen Raketenabwehrmanöver, mit denen die Leitstandbesatzungen rechnen müssen

den Genossen nicht zum Kampfeinsatz kommen, kann aber selbst nicht aktiv ein Luftziel bekämpfen.

Er weiß, daß Funkmeßstationen gegenwärtig von Luft-Boden-Raketen leicht bekämpft werden können, solange sie ihre Signale abstrahlen. Aber abschalten? Dann verringert sich die Dichte des für geringe Höhen ohnehin schon wenig überlappten Funkmeßfeldes, und die Wahrscheinlichkeit, das Ziel zu bekämpfen, nimmt rapide ab. Für die Gefechtsstandbesatzungen ist es nicht minder schwierig, den Kampf gegen tieffliegende Ziele erfolgreich zu leiten. Die Bekämpfungszonen der aktiven Mittel sind klein, die Zeit ist knapp. Das anfliegende Ziel kann auch dazu bestimmt sein, die Luftabwehr in diesem Bereich aufzuklären, um den folgenden Mitteln die Bekämpfung der Luftabwehr zu ermöglichen. All das muß in Sekundenschnelle entschieden, und zwar richtig entschieden werden, die Fla-Raketen oder Jagdflieger müssen rechtzeitig und genau auf das Ziel geleitet werden – und wenn der Gegner nicht mit einem, sondern mit mehreren Flugzeugen angreift, müssen viele dieser Vorgänge ineinandergeschachtelt oder gleichzeitig ablaufen. Das ist aber nur der erste Schritt zur Vernichtung des Luftgegners. Die aktiven Mittel der Luftverteidigung werden ebenfalls mittels Funkmeßstationen geleitet, deren technische Möglichkeiten vom Bedienungspersonal bis an die Grenzen ausgeschöpft werden. Ihre Zielsucheinrichtungen und Visiere arbeiten nur auf kurze Entfernungen, jähe Kurs- und Höhenmanöver bis an die Grenze des technisch Zulässigen oder vom Organismus zu Vertragenden sind erforderlich.

In diesem schwierigen Aufeinandertreffen hat der Angreifer noch insofern Vorteile, als er Ort, Zeitpunkt, Intensität und Methode des Versuches bestimmen kann, die Luftverteidigung zu überwinden.

Deshalb bedeutet Diensthabendes System schon während des Friedens hohe Bereitschaft, ausgefeiltes Können und unbedingte Zuverlässigkeit. Die Angehörigen der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung, deren Einheiten zum Diensthabenden System zugelassen sind, betrachten diese friedenssichernde Aufgabe als Auszeichnung und Verpflichtung.

Geschichten vom „Dampfer“

Oberstleutnant Ernst Gebauer

Ich gebe zu, kein Seemann zu sein, aber soviel weiß ich genau: Keines unserer Kampfschiffe ist ein Dampfer. Dennoch redeten die Genossen der Volksmarine in den Geschichten, die sie mir erzählten, immer nur von ihren Dampfern. Und so mußte ich ihnen schließlich glauben – auch ihren Geschichten, den heiteren und den ernsten, die mir auf mehreren dieser „Dampfer" erzählt worden sind und von denen ich hier einige wiedergeben möchte.

Kohlen anlegen

Noch hatten sie ihn nicht, ihren „Dampfer", noch waren sie Schüler – und Gäste zugleich: in einer sowjetischen Flottenbasis. Als Gäste überhäufte man die Genossen der Volksmarine mit Aufmerksamkeiten, den Schülern dagegen schenkte man nichts. So waren die Tage des Bordpraktikums, in denen sie von einer sowjetischen Besatzung auf den einzelnen Gefechtsstationen eines Küstenschutzschiffes, von dessen Typ auch ihnen bald ein Schiff übergeben werden sollte, eingearbeitet wurden, keine Ruhetage. Diese günstige Verbindung von intensiver Ausbildung durch die sowjetischen Seeleute und einfühlsamer Art, mit der die Genossen der Flottenbasis ihren Waffenbrüdern von der Volksmarine den Aufenthalt in fremder Umgebung erleichterten, bewirkte Wunder: Die Genossen des Maschinengefechtsabschnitts beherrschten schon lange vor Ablauf der Ausbildungszeit sämtliche Regime ihres Bereichs. Natürlich merkten das die sowjetischen Maschinisten, und sie hätten den Freunden gern noch ein nachhaltigeres Erfolgserlebnis verschafft. Doch noch durften sie die Genossen der Volksmarine nicht allein die Maschinen fahren lassen, höchstens draußen auf offener See, wo es kaum Manöver gab. Aber das konnte schließlich jeder. Schwierig ist dagegen die Revierfahrt, die nicht von ungefähr als Hohe Schule seemännischen Navigierens bezeichnet wird. Dabei geht es um das Fahren in den Ansteuerungen von Häfen und in den Seewasserstraßen von Meerengen, wo Untiefen lauern, Strömungen wirken und Driften auszugleichen sind. Die Handelsschiffahrt bedient sich hier der Lotsen. Kriegsschiffe müssen dagegen ohne fremde Hilfe auskommen. Da die ständigen Kursänderungen während der Revierfahrten durch Maschinenmanöver unterstützt werden, halten viele Kommandanten dabei mit den Ingenieuren, die die Maschine fahren, trotz der Maschinentelegrafen noch Sprechverbindung.

So war es auch an jenem Tage, als das sowjetische Küstenschutzschiff mit der gemischten Besatzung nach der Ausbildungsfahrt auf hoher See wieder seinen Hafen ansteuerte. Immer wenn die Maschine in der richtigen Fahrtstufe lief und das Schiff dadurch gut auf das Ruder reagierte, flüsterte der Kommandant über die Befehlsübermittlungsanlage: „Gut, Wanja ..., gut ..., gut!" Ging es ihm zu langsam, sagte er: „Leg Kohlen an, mein Junge, Kohlen, Jungchen, sag ich dir!" Und der Ingenieur, der schon an diese Arbeitsweise gewöhnt war, hatte

bisher jedesmal geantwortet: „Gemach ..., gemach ...!" oder: „Es läuft, es läuft ..." Doch diesmal blieben die Antworten aus. Als zum drittenmal keine Reaktion aus dem Maschinenraum kam, übergab der Kommandant den Befehl an den 1. Wachoffizier und eilte nach unten. Im Maschinenraum angekommen, verschlug es ihm fast die Sprache: Dort saßen nicht seine Genossen an den Fahrpulten, sondern die der Volksmarine. Mit sichtlichem Stolz stand Wanja neben ihnen und beobachtete, wie seine Schüler auf alle Befehle von der Brücke reagierten. Doch das war gegen die Regel. „Sie kommen zu mir auf die Brücke!" herrschte der Kommandant den Oberleutnant, seinen Ingenieur, an. Da half nichts, er mußte seinem Kommandanten folgen. Auf der Brücke, neben dem Maschinentelegrafen, stand Wanja wie auf glühenden Kohlen. Bei jedem Befehl an die Maschine perlte Schweiß auf seiner Stirn. Wenn er doch nur unten sein könnte. Ob sie auch alles richtig machten?

Als das Schiff ordentlich an der Pier festgemacht hatte, sank der Ingenieur auf einen Hocker und stöhnte: „Zum Teufel, so anstrengend hab' ich mir Vertrauen und Freundschaft nicht vorgestellt!" Doch die Genossen der Volksmarine hatten nun das von ihm gewünschte Erfolgserlebnis, wenn es auch gegen die Regeln gegangen war.



Auf der Brücke

„Der hat es mir auf der Brücke gebüßt, wird wohl selten so geschwitzt haben", sagte der Kommandant später zu den Genossen der Volksmarine. „Als ich merkte, daß ihr sogar auf ‚Kohlen anlegen' reagiert habt, obwohl wir kein Dampfer sind, da habe ich euch ohne Zaudern weiter allein fahren lassen. Gut habt ihr euch auf unsere gemeinsame Aufgabe vorbereitet." Das sollte ein Kompliment für die Genossen sein, die ihren Gefechtsabschnitt beherrschen lernten, auch wenn sie sich in der kurzen Zeit des Lehrgangs in der russischen Sprache noch nicht so zurechtfanden, um dem Kommandanten vom Maschinenraum aus antworten zu können.

Matrose Salbach ist so schnell

Modern ist das Küstenschutzschiff, vor allem fähig zum selbständigen Kampf gegen U-Boote, doch auch zur Luftabwehr, zur Reede- und Geleitsicherung. Und es kann Minen legen. „Auf unserem ‚Dampfer' hat nur der Smut keinen Computer, deshalb brennt ihm auch manchmal noch was an", spottet die Besatzung. Darüber ärgert sich der Smut, doch wird damit auch jener Anspruch ausgedrückt, der an das Wissen und Können der Matrosen gestellt wird. So ist es nur natürlich, daß immer dann, wenn die Besatzung neu aufgefüllt worden ist, nachdem ein Teil in die Reserve gegangen war, die Meinung durch die Decks und Kammern schleicht: Zeit brauchen wir, Zeit brauchen wir, mehr Zeit. Nun, gerade die hat man im Gefecht nicht, und deshalb kann es auch in der Ausbildung nicht mehr Zeit geben.

An einem Sommertage war sie also auch für das Küstenschutzschiff vorerst abgelaufen: Es befand sich gerade zu Ausbildungsaufgaben in See, als der Flottillenstab sozusagen aus heiterem Himmel die U-Boot-Suche aufnehmen ließ. Die Gefechtsbereitschaft des Schiffes sollte so überprüft werden.

Nach dem Gefechtsalarm informierte der

Kommandant die Besatzung: „Eigene Aufklärungskräfte haben ein gegnerisches U-Boot ausgemacht und sein wahrscheinliches Operationsgebiet erkannt. Dort hat unser Schiff unverzüglich die Suche aufzunehmen. Um den Marsch zur befohlenen Position zu beschleunigen, wird in wenigen Minuten die Turbine zugeschaltet!"

Mit dem Befehl, die Turbine klarzumachen, versetzte der Kommandant den Kommandeur des Maschinengefechtsabschnitts arg in Unruhe. Der hatte nämlich seinen erfahrenen 1. Turbinengast in Urlaub gehen lassen. Das wäre im Prinzip nicht das Problem gewesen; denn es gab ja noch den



2. Turbinengast an Bord. Doch der war erst einen Monat auf dem „Dampfer" und wohl kaum in der Lage, den 1. zu vertreten. Darin bestand der Haken. Der Leitende Ingenieur sah ja ständig, mit welch linkischen Griffen die neuen Genossen noch an den Anlagen hantierten. Mit Befehlen änderte er da nichts. Da mußte geübt, gelernt und wieder geübt werden. Doch das ging nicht von heut auf morgen. Und wer hätte auch mit dieser Einlage während der Bordausbildung in See gerechnet, räsonierte er in sich hinein. Allein würde der Turbinentechniker das Klarmachen nicht schaffen. Welche Hilfe ihm der noch unerfahrene 2. Gast, Matrose Salbach, sein konnte, mußte sich zeigen.

Doch wie staunte der Kapitänleutnant, als ihm der Turbinentechniker noch vor der Normzeit die Turbine startbereit meldete. Wenig später gab auch schon der Kommandant den Befehl, sie einzusetzen. Alsbald spürte man auch im Maschinenraum, wie das Schiff stärker zu vibrieren begann. Dann konnte man auch den Abschuß der Salve aus einem der reaktiven Wasserbombenwerfer wahrnehmen – die Bestätigung, daß das „gegnerische" U-Boot entdeckt worden war und nun bekämpft wurde.

Auch die Besatzung der „Berlin" bezeichnet ihr Kampfschiff liebevoll als „ihren Dampfer"

Schutzausbildung auf einem Küstenschutzschiff der Volksmarine



Nach der erfolgreich abgeschlossenen Übung befahl der Kapitänleutnant den Matrosen Salbach zu sich, äußerte seine Anerkennung. Jeder Erfolg hat doch im Leben seinen Preis, schoß es dem Offizier dabei durch den Kopf. Warum war Salbach nur so schnell? Gewiß, der Matrose gehörte zu den Kommunisten an Bord des Schiffes. Aber auch die müssen lernen, ehe sie als Meister ihres Faches den anderen Vorbild sein können.

Als hätte der Matrose die Gedanken seines Vorgesetzten erraten, erläuterte er ihm, gelernt zu haben — nur eben etwas schneller —, weil doch der 1. Gast seinen Urlaub nehmen wollte. Das hätten sie zu Hause, in der Brigade, auch immer so gehalten, wenn es nötig war.

Auf dem Schiff änderte sich bald die Meinung zur Zeitfrage. Salbachs Beispiel blieb ja auf dem „Dampfer" keinem verborgen.

Geleitschutz

Die beiden Landungsschiffe der Volksmarine liefen aus einem Stützpunkt der polnischen Seekriegsflotte aus und gingen auf Heimatkurs — bis oben hin beladen mit mot. Schützen, die am Training der drei sozialistischen Ostseeflotten für das bevorstehende Manöver teilgenommen hatten. Kaum waren sie auf offener See, schrillten die Signalanlagen — Gefechtsalarm! Die mot. Schützen hasteten unter Deck, die Matrosen zu ihren Gefechtsstationen. Der Posten auf dem Signaldeck hatte an Steuerbord ein sich in schneller Fahrt näherndes Schiff ausgemacht, das auf Grund seiner spezifischen Aufbauten als Aufklärungsfahrzeug der BRD-Marine anzusprechen war.

Die beiden Landungsschiffe konnten diesem schnellen Fahrzeug weder davonfahren noch es durch Manöver abschütteln. Ohne Geleitschutz waren sie im Nachteil. Es blieb ihnen nichts weiter übrig, als gefechtsbereit abzuwarten.

Jetzt war das BRD-Aufklärungsfahrzeug heran — und kreuzte den Kurs des ersten Landungsschiffes so knapp vor dessen Bug, daß die Hecksee des Provokateurs als schwerer Brecher über das Schanzkleid kam. Wenige Minuten später lief das Fahrzeug die Schiffe der Volksmarine in hoher Fahrt von Backbord an und erzwang sich Durchlaß zwischen den beiden Landungsschiffen — ein Kollisionskurs, der eine gefährliche Situation heraufbeschwor. Als Transporter breit ausgelegt, reagierten die Landungsschiffe langsamer auf die Steuermanöver als das wendige BRD-Fahrzeug. Rechnete etwa dessen Kommandant damit, daß sich der Chef des Landungsschiffsverbandes zum Absetzen eines Hilferufes provozieren ließ, um dann den aus unmittelbarer Nähe ohne Störungen aufgefangenen Spruch für Erkundungen der Frequenzen und Chiffre nutzen zu können? Doch die Sender der Volksmarineschiffe schwiegen. Den Rudergängern dagegen lief der Schweiß den Rücken hinunter. Immer wieder mußten sie die Schiffe bei den notwendigen plötzlichen Rudermanövern trotz glatter See wie im Orkan taumeln lassen. Als sich das Schiff der BRD-Marine erneut zurückfallen ließ, um zu einem weiteren Anlauf auf die Landungsschiffe anzusetzen, mußte es plötzlich seine Maschine stoppen. Vom Provokateur unbemerkt (er war wohl zu sehr mit den Landungsschiffen beschäftigt), hatte sich von Steuerbord ein U-Jäger der Baltischen Flotte mit höchster Fahrt genähert und hinter das letzte Schiff der Volksmarine gesetzt. Als auch noch gleichzeitig ein polnischer U-Jäger aufkam und eine Position hinter dem Spion einnahm, war das Fahrzeug der BRD-Marine in der Zange. Wohl oder übel mußte es nun in Kiellinie mit den beiden Sicherungsschiffen aus den sozialistischen Flotten laufen. Da sie sich jederzeit seinem Tempo anpaßten, konnten sie alle seine Manöver zunichte machen. Dabei setzte der sowjetische U-Jäger die Geschwindigkeit stetig herab und verschaffte so den Landungsschiffen einen immer größeren Vorsprung. Diese unbequeme Situation paßte dem Kommandanten des BRD-Aufklärungsschiffes natürlich nicht in das Konzept. Darum nutzte er sofort die Möglichkeit, die ihm seine „Begleiter" einräumten, und scherte in Richtung offene See aus. Mit hoher Fahrt suchte er das Weite.

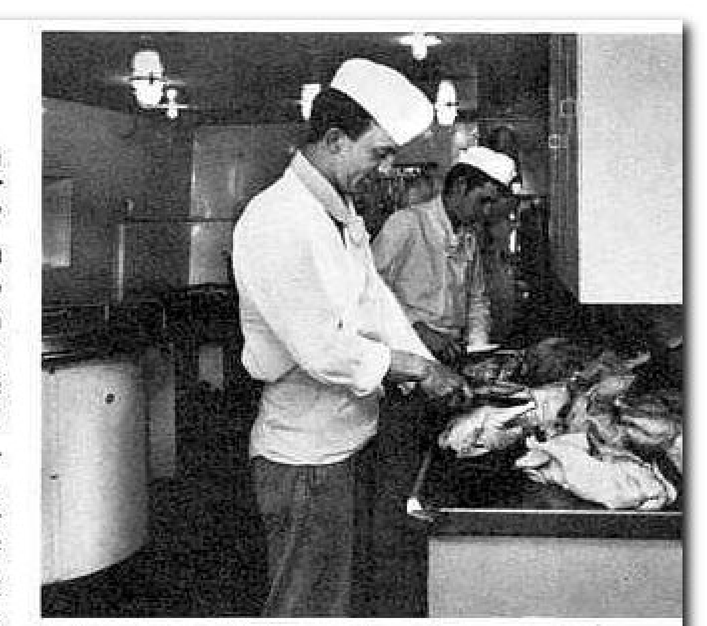


Die Spezialität des Smuts

Wie ein Lauffeuer durcheilte die Mitteilung die beiden Schiffe: Die Neuen stehen auf der Pier, sie werden bald auf dem „Dampfer" sein. Das war auch ein Signal für die beiden Smuts. Ihnen war klar, daß die Neuen so schnell wie möglich herausbekommen wollten, ob an Bord immer ein gutes Essen auf den Tisch kam. Und richtig. Es dauerte nicht lange, da riskierten die ersten schon einen Blick in die Kombüse. Freundlich begrüßte sie der Smut. Man kam ins Gespräch, und natürlich ging es dabei ums Essen. Der Koch fuhr gleich das große Geschütz auf. Auf ihrem Schiff seien für die zehntägige Fahrt 3,8 t Lebensmittel für genau 5 990,25 Mark gestaut worden, inklusive Seezuschlag, versteht sich. Allein 370 kg Fleisch und Wurst könne die Besatzung verzehren, dazu 3 500 Brötchen ... Die Neuankömmlinge staunten nicht schlecht. Und als der Smut auch noch behauptete, seine Spezialität sei ein 200 g schweres Schnitzel mit kräftiger Soße und Mischgemüse, dazu Vorsuppe und Heidelbeerkompott, und das sei schon für den kommenden Tag geplant, lief ihnen schließlich das Wasser im Munde zusammen. Allerdings, er schmecke die Soße immer mit gespaltenem Kümmel ab, und sein Kümmelspalter sei kaputt. Ob nicht jemand schnell mal 'rüber zum Nachbardampfer springen könne und ...? Den Mächtigen über Kost und Wohlergehen an Bord wollte niemand enttäuschen. So drängelten sie sich nahezu beim Diensthabenden des Schiffes um die Genehmigung, von Bord gehen und das Gerät holen zu dürfen.

Zwei genügen, entschied dieser. Eifrig stürmten die Auserkorenen los. Man sah sie beim Nachbarn an Bord gehen und im Seitengang, wo die Kombüse liegt, verschwinden. Leichtfüßig waren sie 'reingegangen, schwer schleppend kamen sie wieder 'raus: eine Riesenkiste, die sie nur mühsam über die Stelling brachten. Auch auf der Pier setzten sie immer wieder ab. Doch sie gaben

Die Aggregate im Maschinenraum werden überprüft und gewartet



Sie sorgen für das leibliche Wohl und die Stimmung der Besatzung an Bord

nicht auf. Erschöpft stellten sie schließlich die Kiste dem Smut in die Kombüse. Nun waren sie neugierig, wollten sehen, was das für eine Maschine ist, die Kümmel spaltete. Als sie jedoch in der Kiste nur Konserven und Dauerbrot fanden, begriffen sie, wie sie 'reingelegt worden waren. Als sie aber wenig später sahen, wie zwei andere „neue" Genossen ebenfalls nur mühsam eine große Kiste über die Pier schleppten – allerdings in entgegengesetzter Richtung zu ihrem „Dampfer" –, und hörten, daß sie „Vakuumtüten" an Bord des Nachbarn bringen sollten, hatten auch sie ihren Spaß. Die beiden Smuts haben auf diese Weise ihren seit Tagen fälligen Ausgleich am Konservenbestand erledigt. Übrigens, am nächsten Tag gab es tatsächlich Schnitzel, und die größten legten sie ihren „Helfern" auf die Teller.

Das fehlende Bordpäckchen

Auch für Seeleute der Volksmarine geht irgendwann einmal die Dienstzeit zu Ende. Das mit der Versetzung in die Reserve verbundene Zeremoniell, die Musterung, findet hier in gleicher Art und Weise statt wie bei der „Truppe". Nur: Ein Matrose hat gar das Doppelte, wenn nicht mehr an Ausrüstung und Uniformen als etwa der mot. Schütze.



So hatte vor allem der Bootsmann an Bord des Küstenschutzschiffes, das zu dieser Zeit in der Werft zur Überprüfung lag, wie immer seine Not. Hier die Reservisten und dort die Werftliegezeit, die noch verkürzt werden sollte, um am geplanten Luftzielschießen seines Verbandes teilzunehmen. An den Aggregaten, Motoren und Schaltschränken wurde fieberhaft gearbeitet. Überall krabbelten die Werftingenieure durch den „Dampfer", stolperte man beinahe über die Leitungen und Kabel der Prüfgeräte, und dazwischen die Musterungen für die Reservisten. Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke wurden eingesammelt. Endlich die letzte Musterung. Es ließ sich ja nicht alles mit einem Male zusammentragen. Die Reservisten standen bereits in Zivil auf der Schanz und sollten die Bordpäckchen abgeben. Da bemerkte der Bootsmann, daß eins fehlte. Er ließ nochmals zählen. Es blieb dabei. Nun fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: Der Gutschmidt, der 1. Pumpengast, fehlte. Überhaupt, bei den Musterungen hatte er ihn noch niemals zu Gesicht bekommen.

Von den Genossen erfuhr er, wo sich Gutschmidt gerade befand – im Maschinenraum. Dort klärte sich dann alles auf. Stabsmatrose Gutschmidt hatte zu den vorangegangenen Musterungen seine Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände immer anderen mitgegeben. Aber diesmal war das nicht möglich gewesen – sein Bordpäckchen brauchte er noch. Er wollte, so sagte er, nicht von Bord gehen, ohne die Gewißheit zu haben, daß seine Pumpen, die er über ein Jahr lang betreut hat, in Ordnung sind. Das sei er schließlich seinem „Dampfer" schuldig. Er käme schon noch nach Hause. Und so kroch er, obwohl seine Dienstzeit so gut wie zu Ende war, weiter zwischen den Pumpen herum und behielt dazu sein Bordpäckchen notwendigerweise an.

Noch heute spricht man auf dem Küstenschutzschiff, das übrigens noch rechtzeitig fertig wurde und am Luftzielschießen teilnehmen konnte, vom Stabsmatrosen Gutschmidt und seiner beispielgebenden grenzenlosen Einsatzbereitschaft.

Das „gegnerische" U-Boot ist ausgemacht. Jetzt „spricht" der reaktive Wasserbombenwerfer

Seezielschießen

Der Turbinenfahrstand

NOTLANDUNG

D. P. Chochlow

Wir schrieben Januar 1942. Das 1. Garde-Minentorpedoflieger-Regiment der Baltischen Rotbannerflotte, in dem ich damals als Hauptsteuermann diente, führte erbitterte Gefechte an der Leningrader Front und über der Ostsee.

Sechs Flugzeugbesatzungen mit dem Regimentskommandeur, Oberst Preobrashenski, hielten sich auf einem rückwärtigen Flugplatz auf, als der Befehl eintraf, auf dem Lugaer Bahnhof angestaute Züge mit Truppen und Kampftechnik der Faschisten zu bombardieren. Unverzüglich bereiteten wir uns auf den Gefechtsflug vor, ich würde mit dem Regimentskommandeur fliegen. Wir hängten Bomben ein, füllten Treibstoff auf, überprüften Motoren und Gerät. Darüber vergaßen wir, unsere Verpflegungsrationen zu fassen – vor dem Abflug zum rückwärtigen Flugplatz hatten wir unsere eisernen Rationen vorschriftsmäßig beim Verpflegungstruppenteil abgeliefert.

Der Start verlief normal, wir hielten Kurs auf Luga. Die Dämmerung brach herein. Nebel breitete sich in Schwaden über der Erde aus. Wir flogen nicht schnell, nur etwa 230 bis 240 km in der Stunde. Je höher wir kletterten, desto tiefer sank die Außentemperatur. Bei 3 000 m hatte sie 38 °C unter Null erreicht. Um 20 Uhr überflogen wir, von der gegnerischen Flak verfolgt, die am Wolchow verlaufende Frontlinie. Vor uns türmte sich ein dichtes Wolkenfeld auf, dessen unterste Schicht bei 2 500 m lag. Wir beschlossen, unser Ziel hoch über den Wolken anzufliegen. Gegen 20.20 Uhr näherten wir uns Luga. Da erfaßten uns Scheinwerfer, und augenblicklich eröffneten die Faschisten heftiges Flakfeuer. Doch wir durchbrachen den Feuervorhang und warfen unsere Bomben ins Ziel. Auf dem Bahngelände flammten Brände auf. Als wir bereits wieder auf Heimatkurs waren, setzte an unserem Flugzeug der rechte Motor aus, während der linke nur noch auf halben Touren lief. Wir verloren an Höhe. Ungefähr 600 m über der Erde gerieten wir in Nebel. Unsere Maschine gehorchte uns nicht mehr. Oberst Preobrashenski verkündete, mit einem Motor könnten wir uns nicht länger als zehn bis zwölf Minuten in der Luft halten. Er schlug deshalb der Besatzung vor abzuspringen.

Meine Gedanken überschlugen sich. Wohin springen? Auf besetztes Gebiet? Draußen herrscht klirrender Frost. Bei diesem Schnee verfehlen wir uns nachts und finden nie mehr zueinander. Wenn wir schon das Leben lassen müssen, dann wenigstens gemeinsam. Solange der Motor läuft, werden wir fliegen. Kommen wir heil unten an, werden wir zusammen einen Ausweg finden. Ich teilte dem Kommandeur meine Überlegungen mit. Er stimmte zu. Ein Ringen um jeden Meter Flughöhe setzte ein. Endlich erblickte ich aus 50 m Höhe durch die Nebelfetzen das weiße Band des Wolchow und hielt nun nach einem geeigneten Platz für eine Notlandung Ausschau. Länger als zwei Minuten sei das Flugzeug nicht mehr in der Luft zu halten, hörte ich von Preobrashenski. Unter mir trat das dunkle Waldmassiv zurück, unberührte Schneewüste dehnte sich aus.

Preobrashenski nahm das Gas weg, das

Flugzeug streifte mit seinen Tragflächen das niedrige Buschwerk, gleich darauf folgte ein heftiger Aufprall, noch einige Erschütterungen, dann trat Ruhe ein. In der Kabine war nichts zu sehen. Ich ertastete über mir den Lukengriff der Steuerkuppel, er ließ sich öffnen. Ich kroch hinaus, sprang ab und versank bis an die Brust im Schnee. Preobrashenski half mir heraus und zog mich auf die Tragfläche. Der Schütze und der Bordfunker waren schlechter dran. Sie kamen nicht aus dem Flugzeug, weil die untere Kabinentür im Schnee festsaß und sich die obere bei der Landung verkeilt hatte. Um den beiden herauszuhelfen, mußten wir die Scheibe einschlagen.

Oberst Preobrashenski wollte wissen, in welcher Gegend wir gelandet waren. Ich meldete, wir befänden uns in den Spasskisümpfen, ungefähr zehn bis zwölf Kilometer von der Frontlinie entfernt, nördlich Malaja Wischera.

Am verhängnisvollsten empfanden wir den Ausfall des Funkgeräts; denn nun hatten wir keine Möglichkeit, das Regiment zu benachrichtigen.

Inzwischen war es 21.30 Uhr geworden. Nebel wallte über dem Erdboden. Eisige Kälte und völlige Stille umgaben uns. Im Nordwesten wurde der Horizont vom Mündungsfeuer der Artillerie erhellt. Über uns, mit dem bloßen Auge kaum erkennbar, funkelten die Sterne.

Unsere Kleidung bestand aus einer Pelzkombination, aus Rentierfellstiefeln, die bis über die Knie reichten, sowie aus Fliegerhelm und Handschuhen. Jeder hatte seine Pistole, ein Finnmesser, den Handkompaß und die Karte mit eingezeichneter Flugroute. Ich besaß außerdem noch eine Tube Frostschutzsalbe. Zu unserer Bestürzung fand sich nur eine einzige Streichholzschachtel mit siebzehn Hölzern. Unsere vergessene Verpflegung stimmte uns auch nicht froher.

Für den bevorstehenden Marsch durch den hohen Schnee schnitten wir vorsorglich die Halteleinen von den Fallschirmen und schnürten damit Stiefel, Handschuhe sowie die Kragen unserer Pelzkombinationen fest zu. Ein paar Leinen, dazu einige Bahnen Fallschirmseide nahmen wir mit.

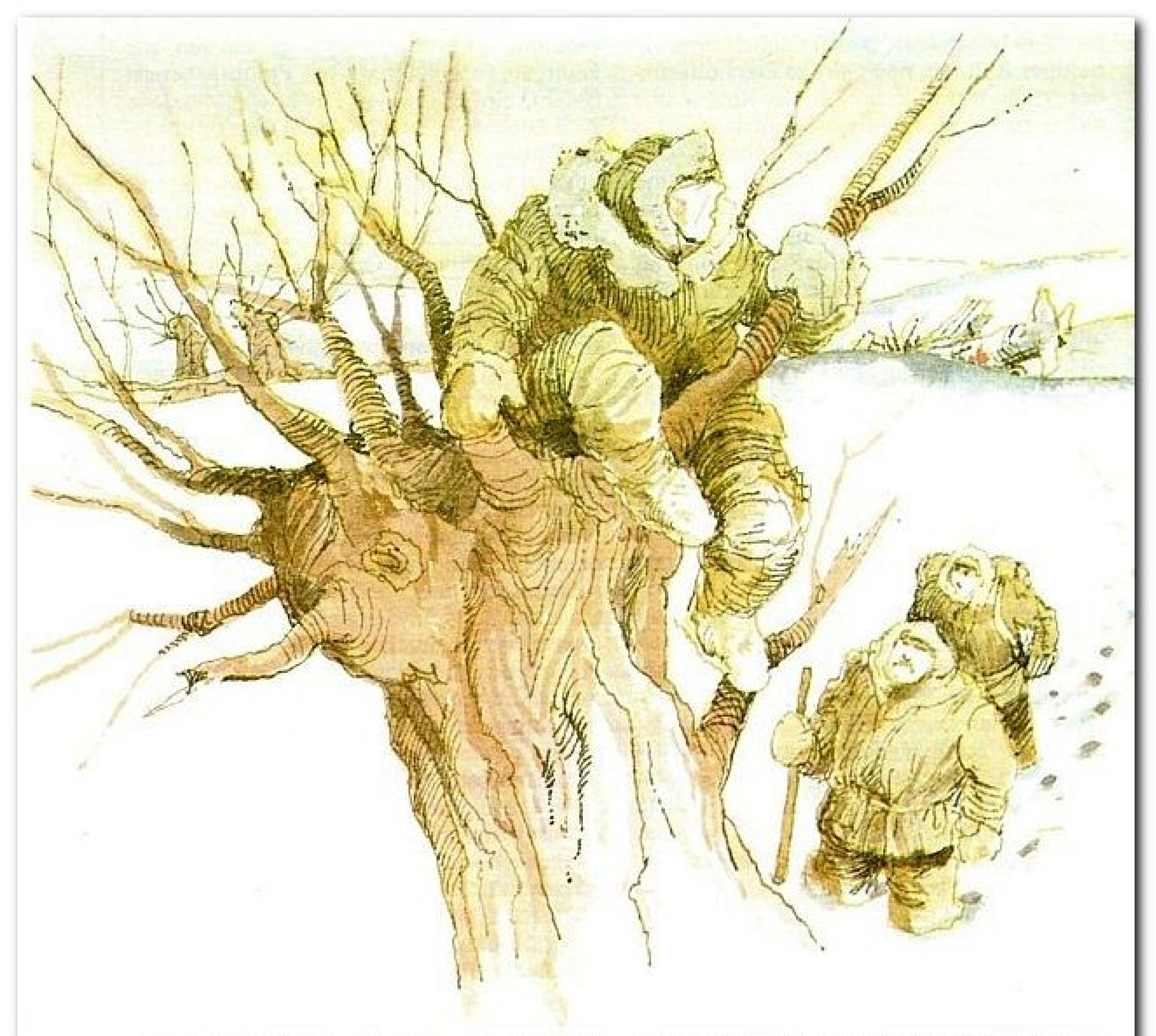
Wir wandten uns nach Osten, weil wir meinten, in dieser Richtung würden wir kaum auf Faschisten stoßen. Preobrashenski befahl, ein MG, einen Patronengurt sowie eine Leuchtpistole mit einem Satz verschiedenfarbiger Munition mitzunehmen. Wir stiegen vom Flugzeug und versanken sofort bis über die Hüften im Schnee. Gehen war unmöglich. Also vergruben wir das MG nebst Munition an Ort und Stelle und begannen, uns kriechend vorwärts zu bewegen. Viel wurde nicht daraus; denn Hände und Füße blieben im Schnee stecken. Wir versuchten eine andere Fortbewegungsart: Der Vordermann wälzte sich unter großen Anstrengungen etwa 10 m durch den Schnee, dann übernahm der zweite seinen Platz. Es war mühselig und kräftezehrend.

Als der Morgen graute, hatten wir knapp einen Kilometer hinter uns gebracht, waren erschöpft und ungeachtet der 30 °C Frost schweißgebadet. Im Osten schob sich die blaßrote Scheibe der aufgehenden Sonne über den Horizont. Die verschneiten Zweige der spärlich stehenden Sumpfbäume funkelten silbern auf. Ringsum lag alles unter einer unberührten weißen Decke, nicht eine Tierspur war zu sehen. Wir wähnten uns in einer unbelebten Welt.

Ein gründliches Kartenstudium verschaffte uns die Gewißheit, daß wir uns tatsächlich inmitten der Spasskisümpfe befanden. Außer dem Spasskikloster, nach unserer Meinung 7 bis 8 km weiter südlich, gab es im Umkreis von 10 km nicht eine Ortschaft. Preobrashenski erstieg einen Baum und teilte uns mit, soweit das Auge reiche, ziehe sich der verschneite Sumpf ostwärts, nichts deute auf die Anwesenheit von Menschen hin.

Wir kamen überein, zum Flugzeug zurückzukehren und von dort aus südwärts, auf die Bahnstrecke Moskau – Leningrad zu, unser Glück zu versuchen. Selbst wenn wir etwas vom Kurs abkämen, müßten wir auf die Strecke stoßen, vorausgesetzt, unsere Kräfte reichten. Zugleich hofften wir, unterwegs das Spasskikloster zu sehen.

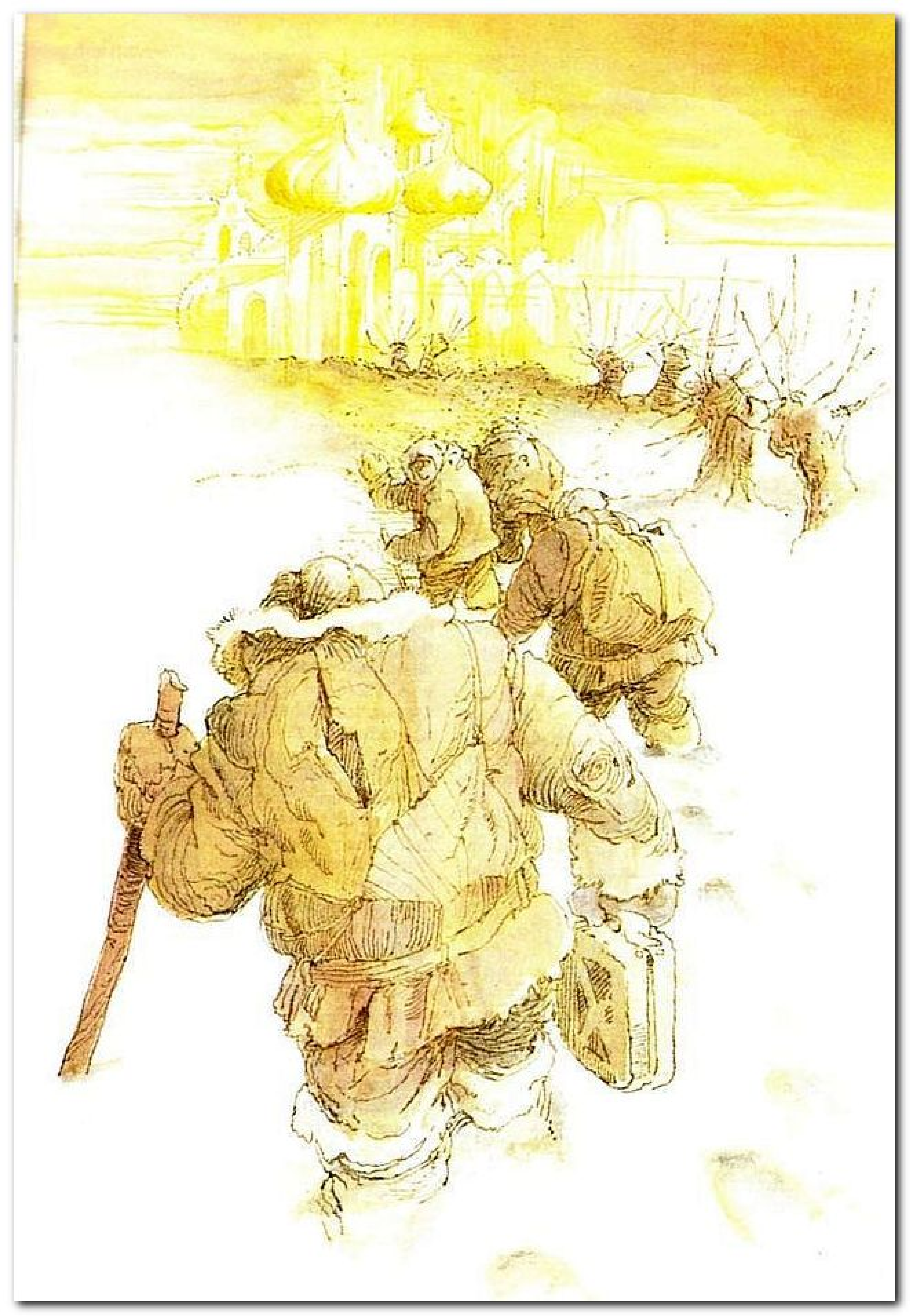
Der Rückweg auf unserem Pfad war um vieles leichter. Nach zwei Stunden hatten wir das Flugzeug erreicht. Zehn Meter von der Maschine entfernt wollten wir an einem



Lagerfeuer Schnee auftauen, um den Durst und bis zu einem gewissen Grade auch den Hunger zu stillen. Zunächst hoben wir im Schnee eine Grube aus, die uns allen Platz bot. Dann wälzte sich einer zu einem Baum, warf das zu einer Schlinge gewundene Ende einer Fallschirmleine über den Wipfel und zurrte fest. Die anderen zogen von der Grube aus an der Leine. Das dürre Holz brach bald und konnte in der Grube von uns mit dem Messer zerspant werden. Einige Bahnen Fallschirmseide tränkten wir mit Benzin aus einem durchstoßenen Treibstofftank. Mit unserem kostbarsten Schatz, den Streichhölzern, wollten wir möglichst sparsam umgehen. Deshalb teilten wir einige der Länge nach in zwei Hälften. Vorsichtig wurde eins entzündet, ein Fetzen Papier angebrannt und auf die benzingetränkte Fallschirmseide gelegt. Darüber kamen Holzspäne, und als diese aufloderten, wurden größere Stücke nachgeschoben.

Vom Feuer durchwärmt, quälten wir uns erneut hintereinander durch den Schnee, diesmal südwärts.

Gegen Abend hörten wir Motorenlärm. Bald darauf zeigte sich ein Flugzeug am Himmel – vermutlich aus unserem Regi-



ment. Sie suchten uns also! Ich schoß drei rote Leuchtkugeln ab – vergebens, oben wurden sie nicht bemerkt; gar zu dichter Dunst lag in der Luft. Unter unseren enttäuschten Blicken flog die Maschine westwärts davon.

Um 19 Uhr rüsteten wir zum Nachtlager. Wir schippten Schnee weg, brachen Dürrholz, kochten Wasser. Zum Schlafen lagerten wir uns eng um das Feuer. Damit unsere Kleidung nicht verbrannte, teilten wir eine Stundenwache ein. So schlugen wir die Nacht tot. Am zeitigen Morgen ging es mit vor Kälte gekrümmtem Rücken und steifen Beinen weiter nach Süden. Nach wie vor herrschte grimmiger Frost. Auch der Nebel verflüchtigte sich nicht. Gegen 14 Uhr, ich stapfte meinen Genossen voran, ragte plötzlich links vor mir in der Ferne eine Kirche mit zwei Kuppeltürmen auf. Augenblicklich fragte ich Preobrashenski hinter mir, ob er vorn links etwas sehe. Er schaute in die angegebene Richtung und antwortete: „Eine Kirche mit zwei Kuppeltürmen." Schütze sowie Bordfunker bestätigten es ebenfalls. Selbstverständlich hielten wir die Kirche für die Spasskikathedrale und änderten demzufolge unsere Marschrichtung. Nach einer Stunde lag die Kirche vor uns – und war auf einmal spurlos verschwunden. Das verdarb uns gründlich die Stimmung. Die zweite Nacht am Lagerfeuer verlief noch unruhiger. Meine Kombination fing an den Knien und die des Kommandeurs auf dem Rücken Feuer. Um die durchgesengten Stellen notdürftig zu bedecken, legten wir Fallschirmseide darüber und banden die Fetzen mit Leine fest. Bei Sonnenaufgang – wir hatten bereits ein Stück Weg hinter uns – erblickten wir eine Kirche mit einer Kuppel, diesmal jedoch rechter Hand. Etwas später verschwand sie, um danach abermals aufzutauchen. Dieses Schauspiel wiederholte sich im Laufe des Tages noch dreimal. Diesmal fielen wir nicht auf die Fata Morgana herein, sondern behielten unsere Richtung bei.

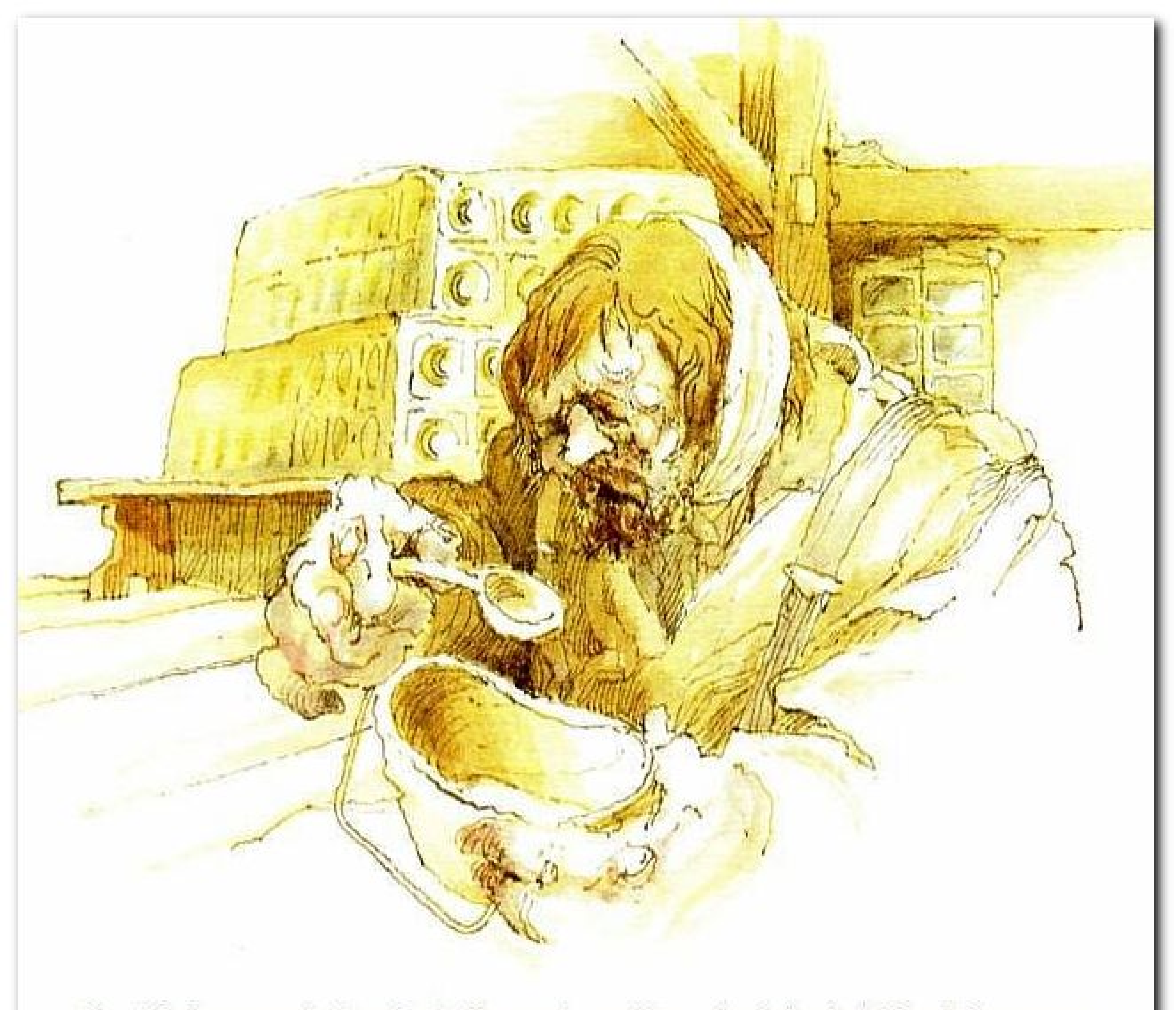
Am dritten Tag tauchte kurz nach Sonnenuntergang in 600 bis 800 m Entfernung eine Ortschaft auf. Aus den Schornsteinen kräuselte Rauch. Ich vermeinte sogar, die Pumpenschwengel kreischen und die Hunde bellen zu hören. Alle atmeten erleichtert auf: Dort lag ein Dorf, wir waren gerettet! Mit letzter Kraftanstrengung beschleunigten wir unseren Schritt. Wer beschreibt unsere Niedergeschlagenheit, als das Dorf wie zuvor die Spasskikathedrale plötzlich verschwand! Unverwandt starrten wir noch lange in dieselbe Richtung, immer in der Hoffnung, das Dorf werde jeden Augenblick von neuem auftauchen. Doch alles blieb öde und leer. Die einsetzende Dunkelheit zwang uns, an das Nachtlager zu denken. Wir hatten noch drei Streichhölzer, ohne Feuer würden wir unweigerlich erfrieren.

Während wir Brennholz zurechtmachten, entdeckten wir 50 bis 60 m vor uns eine strohgedeckte Scheune. Wir bewegten uns darauf zu – wieder eine Fata Morgana!

Die dritte Nacht am Lagerfeuer wurde eine einzige Qual. Saßen wir mit dem Gesicht zum Feuer, taute die Vorderseite der schnee- und schweißverkrusteten Kombination auf, kehrten wir der Flamme den Rücken zu, gefror die Brustseite zu Eis. Wir waren äußerst geschwächt. Am Tag wühlten wir im Schnee nach Moosbeeren. Vergebens. Allmählich schwand der Glaube, jemals die Bahnstrecke oder eine Ortschaft zu erreichen. Wir wurden von grimmigem Zorn und von Mitleid mit uns selbst gepackt: Wie sinnlos, hier im Schnee und nicht an der Front im Kampf gegen die Faschisten zu sterben!

Am vierten Tag gegen Mittag – wir hatten ein seltsamerweise eisfreies Flüßchen bis zur Brust im Wasser steckend durchwaten müssen und liefen nun in einem regelrechten Eispanzer einher – erhob sich am Horizont eine mächtige Kirche, die auch nach drei Stunden unseren Blicken noch nicht entschwunden war. Diesmal waren wir fest davon überzeugt, keine Fata Morgana, sondern wirklich die Spasskikathedrale vor uns zu haben. Als der Abend anbrach und noch knapp 300 Meter zu bewältigen waren, verließen uns die Kräfte. Eine entsetzliche Müdigkeit überfiel uns. Ich schloß die Augen, gleich träumte mir, mich umgäbe Wärme und viel Essen stünde bereit. Ich erwachte von einem heftigen Stoß, den mir Preobrashenski versetzt hatte. „Wenn wir nicht sofort weitergehen, erfrieren wir!"

Preobrashenski beschwor uns so instän-



dig, daß wir uns noch einmal aufrafften und weiterschleppten. Der Lebensfunke glimmte nur noch schwach in uns. Wir erreichten die Kathedrale, als es dunkelte. Innen fanden wir eine erloschene Feuerstelle vor sowie verstreut umherliegende Konservendosen mit deutschen Etiketten. Außen entdeckte ich bei einem Rundgang Autospuren. Ich rief meine Genossen herbei. Direkt am Weg stand eine zum Kloster gehörende Scheune ohne Türen. Wahrscheinlich hatten die Faschisten sie bei ihrer Rast verfeuert. Wir entschlossen uns, hineinzugehen und abzuwarten. Auch wenn wir nicht wußten, ob sich in dieser Gegend überhaupt Truppen von uns aufhielten, hofften wir doch auf ein vorbeikommendes Fahrzeug.

Da wir keine Streichhölzer mehr hatten, drohte uns der Tod durch Erfrieren. Wir mußten also jedes beliebige Fahrzeug anhalten. Entpuppte es sich als ein deutsches, wollten wir seine Insassen töten und schnellstens nach Osten fahren. Es dauerte nicht lange, und wir vernahmen Motorengeräusch. Ein LKW mit Aufbau tauchte auf und hielt plötzlich an. Von der anderen Seite näherte sich ebenfalls ein Fahrzeug, zum Ausweichen war kein Platz. Gezänk der beiden Fahrer setzte ein. Sie sprachen russisch! Vor Freude sprangen wir auf und waren selbst durch die warnenden Worte Preobrashenskis nicht zu bremsen, der uns zurief: „Auch die Verräterpolizei schimpft russisch!“ Doch wir hatten Glück. Drei Rotarmisten und zwei Offiziere musterten uns vom Wagen herab. Preobrashenski erklärte, wer wir seien; sie verlangten unsere Dokumente. Doch aus unseren zu Eispanzern

erstarrten Kombinationen ließ sich nichts hervorholen. Ein Rotarmist zweifelte an unserer Echtheit. „Vielleicht sind es deutsche Fallschirmjäger?"

Wir sahen tatsächlich verdächtig aus. Erst Preobrashenskis Worte „Zwei von uns sind Helden der Sowjetunion" löste die Spannung. Man half uns in den Wagen, dessen Inneres von einem eisernen Öfchen erwärmt wurde. Es war direkt anheimelnd. Wir tranken zwei, drei Schluck Sprit, aßen einen Happen Schwarzbrot und schliefen danach auf der Stelle ein. Die Genossen setzten uns in der ersten Ortschaft am Wege ab. Wir schliefen fest und merkten nicht, wie man uns vom Wagen hob und auf einen russischen Ofen bettete.

Ich erwachte von fürchterlichen Kopfschmerzen. Die Luft über dem Ofen war zum Ersticken, feucht und muffig. Im ersten Augenblick fand ich mich nicht zurecht, doch bald erinnerte ich mich an die Notlandung und alles Folgende. Tastend ließ ich mich vom Ofen gleiten. Als ich die Stiefel abstreifte, spürte ich heftige Schmerzen in den Beinen. Sie waren rot und geschwollen, sie hatten Frost abbekommen.

An der Wand neben dem Tisch hing eine Spiegelscherbe. Ich schaute hinein und wandte den Blick ab: Das Gesicht war gedunsen, voller entzündeter Flecken und rußverschmiert, auf den Lippen Fieberspuren, dazu ein Vollbart. Dennoch war mir froh ums Herz. Wir lebten, wir würden wieder fliegen und die Faschisten schlagen! Ich weckte meine Genossen.

Gegen 12 Uhr kehrte der LKW zurück. Die Soldaten kochten eilig eine Suppe aus Erbsenkonzentrat und gaben jedem von uns drei Eßlöffel voll ins Kochgeschirr, mehr nicht. Wir bettelten um Nachschlag, wenigstens einen Löffel voll, doch vergebens. Unsere Retter wußten, daß ein Ausgehungerter zunächst nur ganz wenig zu sich nehmen darf. Sie brachten uns nach Malaja Wischera, zum Stab einer Armee. Dort schickte man uns ins Bad, versah uns mit sauberer Wäsche, rasierte und verpflegte uns. Nach einem Anruf im Stab der Leningrader Front erschien gegen Abend ein Flugzeug aus unserem Regiment. Von dem Piloten erfuhren wir, daß uns die Genossen drei Tage und Nächte lang gesucht hatten. Die Partisanen waren beauftragt worden, uns aus dem besetzten Gebiet herauszuhelfen. Alle Truppen der Leningrader Front hatte man ebenfalls informiert. Der Pilot konnte es kaum fassen, daß er uns wiedersah — uns ging es ebenso. Trotz ungünstiger Witterungsbedingungen starteten wir, außerstande, auch nur eine Minute länger zu warten. Alles ging gut, wir landeten wohlbehalten „zu Hause", und die Freude über unsere Rettung ergriff alle.

Wer wollte uns schlagen?

Oberstleutnant Karl-Heinz Kaufmann

In der Nacht hatte plötzlich dichtes Schneetreiben eingesetzt und die Sicht weiter verschlechtert. Die Besatzungen des Panzertruppenteils „Leo Jogiches" bedachten die Wetterfrösche nicht gerade mit Kosenamen. Hinter ihnen lag ein langer Marsch über zerfahrene„ schlammige Straßen, auf denen sich Loch an Loch reihte, groß genug, fast einen Kampfwagen darin unterzubringen. Das Fahren in völliger Dunkelheit, nur mit eingeschalteten Nachtsichtgeräten und Begrenzungsleuchten, die den vorausfahrenden Panzer durch zwei winzige Lichtpunkte kenntlich machten, hatte Kommandanten und Fahrern alles abverlangt.

Im Entfaltungsabschnitt auf einem Truppenübungsplatz erwarteten sie nun das Signal zum Angriff. Über Funk kamen letzte Präzisierungen, wurden Orientierungspunkte gegeben und die Handlungsrichtung befohlen. Doch der starke Flockenwirbel verringerte die Sichtweite immer mehr, und alles, woran sich die Panzersoldaten orientieren konnten, verschwand unter einer dünnen Schneedecke. Selbst das beleuchtete Kombinat hinter dem Übungsgelände, sonst sicherer Wegweiser, war nirgends auszumachen. Die Besatzungen mußten nach der Marschrichtungszahl des Giro-Halbkompasses angreifen.

Motoren brüllten auf, Kanonen senkten sich in Gefechtslage, Luken wurden geschlossen. Aus den Kuscheln wälzte sich eine stählerne Lawine auf den „Gegner" zu, erreichte die freie Fläche, gewann an Geschwindigkeit. Leuchtkugeln tauchten für Sekunden das Gefechtsfeld in kaltes Licht, wiesen die Richtung zu den „gegnerischen" Stellungen, wo erste Mündungsfeuer aufblitzten. Sofort hielten die Panzer auf sie zu. Dumpf hallten die Abschüsse ihrer Kanonen, deren Lichtblitze die Finsternis durchzuckten. Das Belfern der Panzer-MGs übertönte Motorengedröhn und Kettengerassel. Der Angriff lief auf vollen Touren.

Der Truppenteil „Leo Jogiches" hatte die ersten Stellungen des „Gegners" längst durchbrochen und seine Gegenangriffe abgewehrt. Die zweite Staffel war eingeführt worden, um den Erfolg auszuweiten, und verfolgte den zurückweichenden „Gegner". Als die ersten Panzer den festgelegten Sammelraum jenseits der Platzgrenzen bezogen, erreichte den Kommandeur des 2. Bataillons die Meldung, daß sich zwei seiner Panzer an der linken Flanke im Sumpf festgefahren hätten. Eile war geboten, mußte doch der Sammelraum vollzählig erreicht und vor allem der Übungsplatz bis 06.00 Uhr wieder verlassen werden. Davon mußte der Entschluß des Kommandeurs ausgehen. Im Bataillon würden in den nächsten zwei bis drei Stunden Munition und Kraftstoff zugeführt, die Besatzungen verpflegt und die Kampftechnik gewartet werden. Das alles konnte der Stabschef leiten. Er selbst wollte sich zunächst um die Bergung der steckengebliebenen Panzer kümmern.

Nachdem die Vorgesetzten seinen Entschluß bestätigt hatten, übergab er die Führung an seinen Stabschef. Kurz darauf scherte sein Panzer aus der Kolonne aus und



nahm Kurs auf den Standort der festgefahrenen Panzer. Ein Schlepper, in dem der Stellvertreter für technische Ausrüstung saß, folgte ihm. Eigentlich hätten sie sich an den Kettenspuren orientieren können, doch nach dem „Gefecht" verliefen sie kreuz und quer über den Übungsplatz und waren zudem fast wieder zugeschneit. Man mußte höllisch aufpassen, in diesem unbekannten Gelände nicht die Richtung zu verlieren. Nur Orientierungsvermögen, Richtungsgefühl und praktische Erfahrungen konnten da helfen. Der Bataillonskommandeur beglückwünschte sich innerlich zu seinem Entschluß, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Er wagte gar nicht, daran zu denken, was geschehen wäre, hätten sich die zur Bergung entsandten Fahrzeuge auch noch verfahren. Schließlich saß ihnen die Zeit im Nacken.

Wenig später hielt der Bergetrupp in ziemlicher Entfernung von den beiden nur schemenhaft auszumachenden Panzern. Zu Fuß ging es dann weiter, um an Ort und Stelle festzulegen, wie die Stahlkolosse am schnellsten wieder flottgemacht werden konnten. Der Kommandeur verkniff sich jede kritische Bemerkung, um die Aufregung seiner Unglücksraben nicht noch weiter zu steigern. Doch das Bild, das sich ihm im fahl heraufdämmernden Morgen bot, stimmte ihn wenig hoffnungsvoll.

Der eine Panzer war in einen morastigen Geländeabschnitt geraten, den die dünne Schneedecke vorzüglich getarnt hatte. Obwohl die Besatzung genau beobachtet hatte, konnte sie die Gefahr nicht erkennen. Nach wenigen Metern fraßen sich die Ketten tief ein, und die Wanne saß auf. Alle Versuche des Fahrers, durch abwechselndes Vor- und Rückwärtsfahren den Panzer freizubekommen, führten nur dazu, daß sich der tonnenschwere Koloß immer tiefer in den Boden wühlte. Als die Zugführerbesatzung ihren Kameraden zu Hilfe eilte, blieb auch sie stecken, konnte sich aber aus eigener Kraft aufs „Trockene" retten. Allerdings brachte ihr das eine abgesprungene und verkeilte

Kette ein. Erst zu diesem Zeitpunkt, die angreifenden Panzer waren kaum noch zu hören, entschloß sich der Zugführer, Hilfe anzufordern.

Als der Bataillonskommandeur eintraf, hatten die beiden Besatzungen an einem Panzer schon die Trossen eingehängt und waren nun dabei, am zweiten die Kette auseinanderzuschlagen und die verkeilten Glieder mit Brechstange und Vorschlaghammer aus dem Laufwerk zu „picken". Das Schweißgerät auf dem Schlepper würde diese Arbeit bedeutend erleichtern. Vorsichtig fuhren Kommandeurspanzer und Schlepper heran. Vor den Einweisern schritt, einen Genossen auf dem Rücken, ein Panzersoldat, um die Tragfähigkeit des Untergrundes zu prüfen. Während sich der Stellvertreter für technische Ausrüstung um die Instandsetzung des Zugführerpanzers kümmerte, legte die Schlepperbesatzung die langen Bergetrossen aus und schäkelte sie mit denen des eingesunkenen Panzers zusammen. Dann nahmen alle die Sicherheitsabstände ein. Die Trossen strafften sich, die Motoren dröhnten, doch der Panzer rührte sich nicht vom Fleck. Auch als man den Kampfwagen des Bataillonskommandeurs noch davorspannte, gab der saugende Morast, der Fahrwerk und Wanne umschloß, den Panzer nicht frei.

Alle konzentrierten sich so auf die Bergung, daß niemand den GAZ bemerkte, der sich mit gefechtsmäßig abgedunkelten Scheinwerfern näherte und neben dem Zugführerpanzer hielt. Erst als jemand mörderisch auf Russisch fluchte, drehten sich die Genossen um.

„In zwei Stunden wird hier geschossen! Ihr steht in der Sicherheitszone!"

Beim Klang dieser Stimme fuhr der Bataillonskommandeur unwillkürlich zusammen; nicht vor Schreck, sondern vor Überraschung! Kaum konnte er die Freude unterdrücken, als er betont lässig, in fließendem Russisch, das Gesicht abgewandt, entgegnete: „Quiek hier nicht 'rum, faß lieber mit zu, Kolja! Hättet ihr ordentlich melioriert, säßen wir nicht fest!"

Der stämmige Hauptmann in der schwarzen Kombination der sowjetischen Panzertruppen stutzte, wandte sich ruckartig dem



Sprecher zu und machte einige zögernde Schritte in dessen Richtung, als traue er seinen Sinnen nicht. Doch dann riß er den Bataillonskommandeur stürmisch in seine Arme.

„Teufel noch mal, du?"

Dieses Schauspiel ließen sich die dreckverkrusteten Männer natürlich nicht entgehen. Wie auf Kommando verstummten die Motoren, bildete sich ein Kreis um die beiden Freunde, die sich auf so ungewöhnliche Art und Weise wiedertrafen. Sie wußten, daß ihr Kommandeur an der Malinowski-Akademie in Moskau studiert hatte, bevor er das Kommando über das Bataillon erhielt. Sprach er von den sowjetischen Menschen, ihrer aufopferungsvollen Arbeit, ihren Lebensgewohnheiten, ihrer Aufgeschlossenheit, Schlichtheit und Kameradschaft, so erwähnte er stets einen Hauptmann Nikolai Shdanow. Mit ihm hatte er fast Tür an Tür gewohnt und an der Kommandeursfakultät studiert.

Aus den anfangs rein nachbarlichen Beziehungen entwickelte sich im Laufe von zwei Jahren eine feste Freundschaft zwischen dem Sibirier und dem Thüringer und ihren Familien. Da wurde nicht nur zusammen gelernt und gearbeitet, sondern man half einander, wo man nur konnte. Beide Familien verbrachten gemeinsam die Freizeit, durchstöberten manchen Winkel Moskaus, den ein Tourist nie zu sehen bekommt, begingen als Großfamilie alle Feiertage.

Waffenbrüder: eine Aufgabe, ein Panzer

Leistungsvergleich – dabei gewinnen alle



Waren die Männer in der Akademie, gingen die Frauen zusammen einkaufen, tauschten ihre Erfahrungen in der Erziehung der Kinder und Kochrezepte aus, berieten sich in Modefragen.

Hatten viele zunächst geglaubt, ihr Kommandeur übertreibe bei seinen Berichten, mußten ihm selbst die größten Skeptiker recht geben, als sie das „Regiment nebenan" immer näher kennenlernten. Die Waffenbrüderschaft mit den sowjetischen Genossen wurde für jeden erlebbar, und sie konnten sich selbst von der Aufgeschlossenheit und Freundschaft der Gardisten überzeugen.

Schon unter ihrem ehemaligen Kommandeur, Oberstleutnant Kodlin, gehörte die Partnerschaft zwischen ihrem und dem 2. Bataillon des Nowgorod-Berliner Gardepanzerregiments zum Soldatenalltag. Im Verband hatten sie Schrittmacherdienste auf diesem Gebiet geleistet und konnten auf zahlreiche gemeinsame Erfolge verweisen. Die Einheit Thieme hatte mit gemischten Besatzungen, je zwei Panzersoldaten der NVA und der Sowjetarmee, Gefechts- und Feueraufgaben gelöst. Zeitungen hatten ein Bild des Kompaniechefs veröffentlicht, das man zugleich für ein Plakat benutzte. Es war in dem Moment aufgenommen worden, als er eine dieser Besatzungen nach dem Schießen zur Meldung am Turm führte, die noch warmen Granathülsen im Arm.

Was damals begann, setzten die anderen Kompaniechefs, ja alle Angehörigen des Bataillons fort. Waren früher gemeinsame Ausbildungsmaßnahmen eine Seltenheit, wurden sie bald selbstverständlich. Dabei lernte einer vom anderen, wurde mancher Kniff, manch verblüffend einfache Lösung von Waffenbruder zu Waffenbruder weitergegeben. All das diente der besseren Erfüllung der gemeinsamen Aufgabe, des gemeinsamen Klassenauftrags, den Sozialismus gegen jeden Aggressor zuverlässig zu schützen.

Mit dem neuen Kommandeur wurden dann auch Verständigungsschwierigkeiten, die trotz allem guten Willen manchmal die persönlichen Kontakte erschwerten, überwunden. Da die Kasernen beider Truppenteile nicht weit auseinanderlagen, gab es nichts, an dem nicht Vertreter beider Bataillone teilgenommen hätten. Inzwischen kannte jeder seinen Partner in der Nachbareinheit, egal, ob er als Kompaniechef, technischer Offizier, Richtschütze, Kraftfahrer oder Koch diente. Die Besatzungen der Panzer mit gleicher Turmnummer standen im Wettbewerb um Höchstleistungen in der politischen und Gefechtsausbildung. Auch die unterschiedlich lange Dienstzeit in den Einheiten – hier 18 Monate, da 24 Monate – konnte den Zusammenhalt zwischen den Kollektiven nicht stören.

Die Genossen besuchten einander oft und kannten sich bald in den Unterkünften, Lehrklassen und Parks der Waffenbrüder wie in der eigenen Westentasche aus. Neuerervorschläge zu Fragen der Gefechtsbereitschaft, Gefechtsausbildung, Wartung und Instandsetzung der Kampftechnik wurden gemeinsam eingereicht und realisiert. Aber auch sonst unterstützte man sich, wo es nur ging. Mal war es ein Rasenmäher oder ein rares Ersatzteil, mal war eine Malerbrigade oder ein Instandsetzungsspezialist von einer Kaserne zur anderen unterwegs. Egal, worum es ging, man fand eine Lösung.

Natürlich wurde nicht nur häufig gemeinsam ausgebildet und Sport getrieben – die abwechselnd in beiden Einheiten abgehaltenen Sportfeste glichen kleinen Spartakiaden –, sondern auch gefeiert. Und das, wie es bei Panzersoldaten seit Generationen Tradition ist, mit „voller Kapelle". Dabei kamen sich auch die Frauen persönlich näher, und die Familien der Genossen dehnten ihre Kontakte auf die Freizeit aus.

Das alles war für die Panzersoldaten so natürlich wie der ständige Wechsel von Tag und Nacht. Dieses Wiedersehen aber ...

„Uns sitzt die Zeit im Nacken. In einer halben Stunde mußt du flott sein! Ich bin gleich wieder da, alles andere später." Hauptmann Shdanow verschwand in seinem GAZ, der mit aufheulendem Motor davonjagte.

Die Männer bestürmten ihren Kommandeur mit Fragen, wurden aber auf später vertröstet. Erst mußten die Panzer geborgen werden. Mit vereinten Kräften zogen sie die Kette des Zugführerfahrzeugs auf, die Major Slansky, der Stellvertreter für technische Ausrüstung, mit dem Schweißbrenner getrennt und um einige Glieder ergänzt hatte. Unter diesen widrigen Bedingungen eine reine Knochenarbeit. Doch die Besatzungen gaben ihr Bestes. Wer wollte sich schon vor dem Waffenbruder blamieren?

Sie waren noch beim Spannen der Kette, als ein schwerer IS-Schlepper der Sowjetarmee heranrollte, wendete, daß Schneeklumpen und Erdbrocken nur so unter den Ketten hervorflogen, und rückwärts an den Schleppzug heranmanövrierte. Hauptmann Shdanow war zurück.

„Unser ‚Pferdchen' ist zwar nicht das jüngste, aber zwischen Wolga und Spree ist es noch mit jedem festgefahrenen Panzer fertig geworden", meinte er zuversichtlich. Die Schlepperbesatzung reichte armdicke Trossen herab. Dann stemmten sich Soldatenstiefel in den Boden, keuchten sowjetische und deutsche Panzersoldaten Schulter an Schulter unter der Last der Stahlseile, überwanden die Entfernung zwischen den Fahrzeugen, erreichten die Abschlepphaken und hängten die Trossen über Kreuz ein.

„Fahrer aufsitzen, Luken schließen! Erster Gang, Planeten 'rein!" hallte es zweisprachig über den Platz. „Alle anderen bis auf meine Höhe zurück!"

Die Motoren sprangen an. Dem Einweiser folgend, zogen die Fahrzeuge vor, bis die Trossen gespannt waren. Dann kam für alle das Zeichen „Vorwärts!". Die Auspuffgase der drei Schleppfahrzeuge bildeten eine schmutzige Wolke. Die Ketten rutschten einen Moment durch, dann setzte sich der Schleppzug in Bewegung. Widerstrebend



nur, doch bezwungen von der Kraft dreier Motoren, gab der Morast den Panzer frei. Noch drehten seine Ketten ohne Bodenhaftung leer durch, planierte der Wannenboden die Erdoberfläche wie einen Tennisplatz, doch dann ließ die Spannung der Trosse nach. Der Panzer fuhr mit eigener Kraft.

Während die Besatzungen die Marschbereitschaft herstellten, blieb den beiden Freunden Zeit, ein paar Neuigkeiten auszutauschen.

„Seit knapp zwei Wochen bin ich hierher versetzt. Ich bin Bataillonskommandeur."

„Welches Regiment?"

„Nowgorod-Berliner."

„Mach keine Witze!"

„Wie mir die Jungen erzählten, sind sie ein Herz und eine Seele mit euren Panzersoldaten. Schade, daß wir schon gebunden sind. Mit dir und deiner Truppe — wer wollte uns schlagen?"

„Wen hast du abgelöst?"

„Mikeljan. Er geht nach Jerewan zurück."

„Dann hast du das 2. Bataillon übernommen!"

„Woher weißt du das? Mensch, ich muß doch mit Blindheit geschlagen sein! Ihr seid doch unser Partnerbataillon!"

Viel hätten sich die beiden noch zu erzählen gehabt, doch der Zeitpunkt dafür war nicht gerade günstig. Wenn auch jeden im Augenblick sein Dienst rief, so wußten sie doch, daß sie sich nur für kurze Zeit trennten und bald Zeit füreinander finden würden.

Zeichensprache ersetzt manch fehlende Vokabel

Nach einem gemeinsamen Sportfest

Lützows wilde, verwegene Jagd

Oberst Dr. Hansjürgen Usczeck

Januar 1813. Die Niederlage Napoleons und die Vernichtung seiner großen Armee in Rußland hatten schlagartig die militärische Situation in Europa verändert. Das Herrschaftssystem der französischen Großbourgeoisie in den unterworfenen Ländern wankte. In allen deutschen Staaten, besonders aber in dem von den fremden Armeen bis aufs Blut ausgesogenen Preußen, wuchs die Befreiungsbewegung des Volkes sprunghaft an: Dienstleistungen wurden verweigert, Anweisungen nicht ausgeführt und tätliche Angriffe auf französische Soldaten unternommen. Der Druck der Volksbewegung und der Vormarsch der russischen Armee zwang endlich den König von Preußen und die herrschenden Kreise zu Rüstungsmaßnahmen und zur Volksbewaffnung, zum Bündnis mit Rußland und zur Kriegserklärung an Frankreich.

Die patriotischen Militärs um Scharnhorst hatten in den Jahren der Unterjochung durch das napoleonische Frankreich Pläne für den Befreiungskampf ausgearbeitet, die den Einsatz einer starken regulären Armee in Verbindung mit dem Kampf der Volksmassen vorsahen. Jetzt forderte Scharnhorst vom König, rasch zu rüsten, mit den wirksamsten, den ungewöhnlichsten Mitteln – nicht im Kleinen, sondern im Großen. Man mußte gleichzeitig mit aller Macht die reguläre Armee verstärken, eine Landwehr aufstellen, die Kräfte des Volkes mobilisieren, um dem Feind gewappnet entgegentreten zu können. Eine günstige Lage war entstanden. Die französischen Truppen waren bis auf wenige Festungsbesatzungen auf das Westufer der Elbe zurückgegangen. Es war möglich, mit Streifkorps Aufstände im Norden und Nordwesten des noch von den Franzosen okkupierten Gebietes zu entfachen, den Aufmarsch der von Napoleon neu aufgestellten Armee zu verzögern, ihre Kampfmoral zu schwächen und die Kräfte des Gegners zu zersplittern.

Scharnhorst schlug dem König entsprechende Maßnahmen vor: „Während im eigenen Lande überall Landwehr und Landsturm errichtet werden sollte, müßte auch für die patriotisch gesinnten Teile der unter französischer Herrschaft stehenden deutschen Provinzen ein Zentralpunkt gebildet werden. Die Bildung leichter Korps sei diesem Zwecke förderlich; in die bezeichneten Landstriche entsendet und die günstige Stimmung derselben geschickt ausbeutend, könnten leichte, in sich selbständige Parteigängerkorps den Anschluß der vom Feinde besetzten Landesteile an die gute Sache am besten vermitteln." Mit dem russischen Oberkommandierenden Feldmarschall Kutusow stellte er den Plan eines Streifzuges nach Norddeutschland auf, an dem neben russischer und preußischer Kavallerie auch Freiwilligeneinheiten teilnehmen sollten. Um möglichst alle für solche Aktionen geeigneten patriotischen Kräfte zu sammeln und zu nutzen, regte er den Major von Lützow an, ein Freikorps aufzustellen, dessen Kämpfer aus allen deutschen Staaten stammen und sich selbst ausrüsten sollten.

Scharnhorsts Wahl fiel nicht zufällig auf Adolf Wilhelm von Lützow. Am 18. Mai 1782



in Berlin geboren, begann er als Dreizehnjähriger seine militärische Laufbahn. Er hatte am Krieg von 1806/07 gegen Frankreich teilgenommen, der mit einer vernichtenden Niederlage für Preußen endete. Bereits im Jahre 1808, als Napoleons Macht auf dem Höhepunkt stand und er fast ganz Europa beherrschte, reihte sich Lützow in den Kreis der patriotischen Militärs um Scharnhorst ein. Damals bereiteten der Freiherr vom Stein, der General Scharnhorst und der Oberst Gneisenau insgeheim den entschlossenen Kampf um die Befreiung des Vaterlandes vom Joch des Eroberers vor. Scharnhorst hatte in Berlin ein geheimes Nachrichtenbüro eingerichtet. Es sollte Verbindung zu früheren Offizieren und patriotisch gesinnten Männern anknüpfen, um in verschiedenen Gegenden westlich der Elbe den Volksaufstand vorzubereiten und Freiwilligenkorps zu errichten. Der erst sechsundzwanzigjährige Major Lützow wurde nach Ostfriesland entsandt und mit der Organisation des Aufstandes im Nordwesten beauftragt. Eine besondere Rolle war dem Major von Schill in den Plänen der Patrioten zugedacht. Er sollte im Fall des Losschlagens mit seinem in Berlin stationierten Husarenregiment einen Handstreich auf die Festung Magdeburg durchführen. Im Schillschen Freikorps hatte Lützow 1806/07 an der Verteidigung der von Gneisenau befehligten Festung Kolberg teilgenommen. Als nun im Jahre 1809 Schill, dessen geheime Verbindungen von den Franzosen aufgedeckt wurden, auf eigene Faust losschlug, um das Signal zum allgemeinen Aufstand gegen Napoleon zu geben, schloß sich Lützow selbstverständlich dem Freund und alten Kampfgefährten an. Lützow wurde in einem Gefecht bei Dodendorf (5. Mai 1809) verwundet und entging so der Vernichtung der Schillschen Schar. Seit 1811 stand er wieder als Offizier im aktiven Dienst. Es war also ein entschlossener Patriot und erfahrener Militär, dem die Aufstellung und Führung einer beweglichen Einheit mit großer politischer Wirksamkeit im Befreiungskampf übertragen wurde.

Adolf von Lützow, 1782 bis 1834. Kupferstich von G. Longhi

Die Aufstellung des Freikorps wurde durch den preußischen König genehmigt. Die Nachricht davon verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Schon nach wenigen Tagen, am 18. Februar 1813, trafen die ersten Freiwilligen in Breslau ein, wo im Lokal „Goldener Szepter" das Werbebüro der Lützower – wie man sie bald nannte – eingerichtet wurde. Bereits Mitte März zählte das Freikorps mehr als 900 Streiter. Über seine Zusammensetzung wird von Zeitgenossen berichtet: „Hier war der Student Nebenmann des Professors; Ärzte, Künstler, Lehrer, Geistliche, Naturforscher, ausgezeichnete, zum Teil schon hochgestellte Staatsbeamte aus allen Gauen Deutschlands waren auf die Jäger-Kompanien und Schwadronen, deren Masse aus tüchtigen Handwerksgesellen und Bauernburschen bestand, verteilt, welche zum Zeichen, daß alle Farben des deutschen Lebens erst wieder aufblühen sollten, das farblose Schwarz trugen." Die schwarze



Uniform war eine Notlösung – durch Einfärben der mannigfaltigen Kleidungsstücke wurde eine Einheitlichkeit des äußeren Anblicks hergestellt. Ergänzt wurde das Schwarz der Uniform mit dem Rot der Aufschläge und dem Gold der Knöpfe. So dokumentierte das Freikorps seine patriotische Gesinnung, seinen Willen, nicht nur für Preußen, sondern für die Befreiung des deutschen Volkes zu kämpfen. Außerordentlich schwierig war es, die Lützower auszurüsten und zu bewaffnen. Nur wenige der Freiwilligen waren vermögend genug, sich die notwendigen Ausrüstungsgegenstände, Waffen oder gar ein Pferd zu kaufen. Den Militärbehörden standen nicht ausreichend Waffen zur Verfügung, und von dem Wenigen wollten reaktionäre Kräfte der ihr verdächtigen Truppe nichts liefern. Nur die außerordentlichen Anstrengungen Scharnhorsts und seiner Mitarbeiter und vor allem die Opferbereitschaft der Bevölkerung ermöglichten es, das Lützowsche Freikorps in kurzer Zeit zu einer kampffähigen Truppe zu machen. Um die Einstellung des Volkes zu kennzeichnen, seien nur wenige Beispiele aus vielen hundert Meldungen und Berichten aus der „Spenerschen Zeitung" angeführt, welche damals in Berlin erschien.

„Ich erbiete mich, drei unvermögenden jungen Männern, die sich den edlen Freischützen anschließen wollen, zur vorschriftsmäßigen Bekleidung und zum Ersatz der Zehrkosten bis Breslau behilflich zu sein. Der Buchhändler Friedrich Braune, Stechbahn 3." Der Schuhmacher Valentin spendete drei Paar neue Stiefel und 10 Taler. Drei Dienstmädchen opferten einen silbernen Becher, eine Nadelbüchse, sieben Medaillen und 25 Taler. Aus dem Bergbaugebiet um Waldenburg kamen 13 Kumpel, zu deren Ausrüstung die Knappschaft 221 Taler zugezahlt hatte.

Am 28. März 1813 war es soweit. Das Freikorps Lützow verließ seine Quartiere und begann den Marsch auf den Kriegsschauplatz. Scharnhorst hatte den Lützowern die Aufgabe gestellt, in das von französischen Truppen besetzte Gebiet einzudringen und Stützpunkte für Volkserhebungen zu schaffen. Sie sollten vorwiegend im Harz, im Sollinger und im Lippischen Walde operieren. Dieser Auftrag konnte jedoch wegen des raschen Anmarsches der von Napoleon aus dem Boden gestampften gewaltigen Armee nicht mehr erfüllt werden. Ein günstiger Augenblick war durch die Schuld der preußischen Regierung, durch das Zaudern und die Schaukelpolitik des Königs und seiner Hofclique verpaßt worden. In den Tagen vor der Schlacht bei Großgörschen (2. Mai 1813) führten die Lützower deshalb Aufklärung gegen die französischen Truppen. Nach der Schlacht und dem Rückzug der russisch-preußischen Armeen auf Bautzen stieß das Freikorps mehrmals über die Elbe nach Westen vor. Kavallerietrupps drangen weit in das Hinterland der napoleonischen Armee ein, handelten bei Halberstadt, Eisleben und Weimar, wurden bis Plauen und Hof wirksam. Täglich wurden die französischen Verbindungs- und Nachschublinien angegriffen, wurden Kuriere, Transporte und kleinere Abteilungen des Gegners überfallen und vernichtet.

In den Erinnerungen des Lützower Jägers Wenzel Krimer lesen wir: „Den Feind auskundschaften, plötzlich oder nächtlich überfallen, Transporte oder Magazine und Korrespondenzen aufheben und ihn irreführen und gerade da, wo er es nicht erwartete, plötzlich mit tollkühner Wut angreifen, Tag und Nacht necken, ermüden, seine Märsche stören oder gar verhindern, dazu war niemand geschickter als die Schwarzen. Allerdings hatte dies Leben so einen Anstrich von Räuberbandenleben, denn nur Wälder, Gebirge, Schluchten, vorteilhafte, auf die besondere Kampfweise berechnete Positionen waren ihr stetiger Aufenthalt, und daher ist es nicht verwunderlich, daß ihnen die Franzosen, deren Mut und Tapferkeit an den Partisanenschlichen dieser Jäger scheiterte, den Namen ‚le corps des brigandes noirs' gaben.

Konnte doch der sonst so gewandte und tapfere Marschall Lefèvre mit seinem ganzen Korps von 19000 Mann bei Kahla binnen acht Tagen gegen die nur 2500 Mann starken

Von links nach rechts: Infanterist des Lützower Freikorps 1813 Kartuschtasche mit Bandelier, Steinschloßgewehr, preußischer Kavalleriesäbel, Infanterietschako, reitender Jäger der Lützower



Lützower nichts ausrichten! Denn waren sie heute in den Engpässen und Wäldern bei Kahla jenseits der Saale gelagert und sollten am anderen Morgen angegriffen werden, dann waren sie bis dahin schon entweder in Neustadt an der Orla oder in Weida oder bei Rudolstadt; marschierten die Feinde dahin, saßen ihnen die Schwarzen nach einem nächtlichen Marsch auf den Rücken, nahmen ihnen Mundvorrat, Equipage und Kassen fort, und vernichteten alles übrige. Kam der Feind zurück, waren sie wie der Blitz davon und versteckten sich in die Wälder, wo ihnen nicht beizukommen war. Wurden diese umzingelt und dadurch die feindliche Macht geteilt, dann warfen sie sich mit Ungestüm auf ihren schwächsten Punkt, ehe sie sich dessen versahen, und bezogen ein neues Revier. Kurz, es war wahrhaftig eine tolle Jagd, wobei die Feinde immer nichts gewannen, wohl aber viel verloren."

Das kühne Handeln der Lützower ebenso wie die zahlreichen Aktionen anderer russischer und preußischer Streifkorps brachten die französische Armee in eine unsichere Lage: „Die Franzosen waren nur Meister des Bodens, wo ihre Massen standen, und konnten nicht einmal immer die große Straße über Leipzig und Erfurt behaupten ..." Das bestätigen selbst hohe Militärs, die in der Armee des Eroberers kämpften. Wiederholt hatte Napoleon seiner Wut über diese Lage und seinem Haß gegen die mutigen Freiheitskämpfer heftigen Ausdruck verliehen. Er nannte die Lützower nur „Briganten" und „Jakobiner" und war gewillt, jede günstige Gelegenheit zu nutzen, um sie und die anderen Streifkorps zu vernichten. Diese Gelegenheit schien sich im Juni 1813 zu bieten. Nach den blutigen Schlachten bei Großgörschen und Bautzen sahen sich die verbündeten Staaten Rußland und Preußen

Das Freikorps Lützow operierte im Befreiungskrieg 1813 selbständig und unabhängig in dem vom Feind besetzten Gebiet. Gemälde von Trache

Lützows wilde Jagd

Theodor Körner

1. Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
   Hör's näher und näher brausen.
   Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
   und gellende Hörner schallen darein,
   erfüllen die Seele mit Grausen.
   Und wenn du die schwarzen Gesellen fragst?
   Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

2. Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
   und streift von Bergen zu Bergen?
   Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt,
   das Hurra jauchzt, und die Büchse knallt,
   es fallen die fränkischen Schergen.
   Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
   Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

3. Was braust dort im Tale die laute Schlacht,
   was schlagen die Schwerter zusammen?
   Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
   und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
   und lodert in blutigen Flammen.
   Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
   Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

4. Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
   auf Henkersblut und Tyrannen!
   Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!
   Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
   wenn wir's auch nur sterbend gewannen.
   Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
   Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

gezwungen, Napoleons Vorschlag für einen Waffenstillstand anzunehmen. Es ging beiden Seiten darum, Zeit zu gewinnen. Die Verbündeten wollten ihre Rüstungen vollenden und vor allem mit Österreich und Schweden neue Bundesgenossen gewinnen, um die antinapoleonische Front zu stärken. Der Waffenstillstand von Poischwitz, der am 4. Juni abgeschlossen wurde, sah unter anderem vor, alle verbündeten Truppen bis zum 12. Juni aus den Gebieten westlich der Elbe zurückzuziehen.

Zu Beginn des Waffenstillstandes befand sich das Lützowsche Freikorps im feindlichen Hinterland, in der Gegend von Plauen. Das französische Kommando unterließ es wohlweislich, die Lützower vom Abschluß des Waffenstillstandes und den daran geknüpften Bedingungen zu unterrichten – hatte doch der Kaiser Napoleon seinen Generalen den Befehl erteilt, unter allen Umständen „Sachsen von den Räubern zu säubern und sie zu vernichten", wo man sie finde. Und die preußische Führung? Eine amtliche Darstellung mußte eingestehen, „daß durch die Verwundung Scharnhorsts die so nötigen engen Beziehungen zwischen dem Freikorps und dem großen Hauptquartier gelockert wurden". Das aber ist eine Beschönigung und Verschleierung der Vorgänge. Tatsächlich erfuhr Lützow – nachdem schon vorher Gerüchte zu ihm gedrungen waren – erst am 14. Juni offiziell vom Abschluß des Waffenstillstandes. Das war eindeutig auf Umtriebe reaktionärer Elemente im russisch-preußischen Hauptquartier zurückzuführen. Deshalb konnten die Lützower den Rückmarsch über die Elbe erst am 15. Juni antreten, zu einem Zeitpunkt, an dem nach den Bedingungen des Waffenstillstandes alle Streifkorps bereits die Demarkationslinie erreicht haben mußten. Lützow setzte das französische Kommando von diesen Umständen in Kenntnis. Trotzdem wurde am 17. Juni das Freikorps bei dem Dorf Kitzen in der Nähe von Leipzig durch französische und württembergische Truppen überfallen und zerschlagen. Lützow und sein Adjutant Theodor Körner konnten, schwer verwundet, entkommen. Patriotisch gesinnte Bürger verbargen sie und ermöglichten ihnen die Flucht in das von den Verbündeten beherrschte Gebiet. Nur wenige der Lützower Reiter entgingen dem Tod oder der Gefangenschaft. Napoleon befahl, die Lützower als Räuber zu behandeln und die Gefangenen lebenslänglich als Sträflinge auf die Galeere zu schicken.

Die feudalreaktionären Kräfte in Preußen rieben sich die Hände. Sie glaubten jenes Korps vernichtet, das am sichtbarsten den patriotischen Charakter des Freiheitskampfes verkörperte. Aber sie hatten sich getäuscht. Ein Sturm der Entrüstung über den Überfall und eine Welle der Sympathie mit den Lützowern ging durch alle Schichten der Bevölkerung. Und: In kurzer Zeit erstand das Lützowsche Freikorps neu. Die Überreste der reitenden Jäger und die dem Hinterhalt entgangenen Jäger zu Fuß sammelten sich wieder. Freiwillige füllten die Lücken – unter ihnen Eleonore Prohaska, die als Jäger August Renz in das Freikorps eintrat und nur Monate später im Kampf fiel.

Doch die erstarkte Reaktion war entschlossen, die Lützower nicht wieder als Truppe des Volkskrieges, als Symbol deutscher Freiheit handeln zu lassen. Die preußischen Junker unterstellten das Freikorps der Nordarmee und schoben es auf einen Nebenkriegsschauplatz in Mecklenburg ab. Weitab von den entscheidenden Kriegsereignissen wurden die Lützower in zahlreichen Gefechten immer wieder mit den gefährlichsten Aufgaben, als Vorhut oder Rückzugsdeckung gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner eingesetzt. In einem dieser Gefechte – bei einem erfolgreichen Angriff auf eine feindliche Kolonne – fiel am 23. August 1813 der Sänger der schwarzen Freischar, Theodor Körner, der Dichter von „Lützows wilder, verwegener Jagd". Der weitere Kampfweg führte die Lützower über Bremen und Holstein bis in die Niederlande. Der preußische König und seine Kamarilla wandten ein ausgeklügeltes Verfahren an, um die von Anfang an nur widerwillig geduldete Truppe zu entkräften und auszuhöhlen. Systematisch wurde das von Scharnhorst als Freischar zur Führung und Entfachung eines Volkskrieges geschaffene Korps verkleinert und schließlich in einen Linientruppenteil der preußischen Armee

verwandelt. Anfang des Jahres 1814 hatte es die preußische Reaktion geschafft – die ihnen zutiefst verhaßte Freischar war zur Strecke gebracht.

Existenz und Kampf des Lützowschen Freikorps sind fester Bestandteil der progressiven militärischen Traditionen des deutschen Volkes. Damals, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, war die Armee in Preußen tatsächlich für eine kurze Zeit eng mit dem Volk verbunden. Sie kämpfte auch für die nationalen Interessen der Bauern und Bürger – gegen die drückende napoleonische Fremdherrschaft, ohne deren Beseitigung auch kein sozialer Fortschritt möglich war. Die Lützower wurden zum Symbol, weil sie nicht auf den preußischen König, sondern „auf das Vaterland" vereidigt waren und den Kampf um die nationale Befreiung als des Volkes eigene Sache betrachteten.

Das Banner von 1813 wird von der Nationalen Volksarmee der DDR bewahrt und weitergetragen. Das Schwarzrotgold der Lützower ist auch in der Truppenfahne jenes Hubschraubergeschwaders enthalten, das den Ehrennamen „Adolf von Lützow" trägt. Lützows wilde, verwegene Jagd ist Geschichte – Liebe zum Vaterland, Haß auf seine Feinde, Entschlossenheit und Kühnheit, Mut und Initiative im Kampf für die Sache des Volkes aber sind lebendige Wirklichkeit in unserer sozialistischen Armee.

Beim Manöver

Anatoli Semljanski/ Günther Deicke

Der Schiedsrichter sagte mir:
„Sie sind gefallen.
So kann man nicht kriechen, mein Freund, in der Schlacht ..."
Und ich lag unterm Weidenbaum – tot vor allen –,
den Schlachtgesetzen nach – umgebracht.

Um mich herum wehte das Gras im Wind,
blau blühend der Himmel wie ein Traum,
und wirklich, das war schwer zu begreifen:
Du bist tot im lebendigen, weiten Raum.

In des Schiedsrichters Blick tat ein Abgrund sich auf:
Von Verlusten, Schmerzen war er so hart.
Da glaubte ich ihm und begriff endlich auch:
daß er mich vor künftigem Unheil bewahrt.

VON 3 BIS 90 KILOGRAMM PRO MANN UND TAG

Oberstleutnant Peter Michalke

Denkaufgaben können nützlich sein, insbesondere wenn man sie variiert. Versuch macht klug. Probieren wir es.

Fall A. Ein Wanderer soll zu Fuß eine Wüste von tausend Kilometern durchqueren. Seine Marschgeschwindigkeit *(v)* beträgt 4 km/h. Er marschiert jeden Tag zehn Stunden, also $t_m = 10$ h/d (d von dies = Tag). Er kann höchstens 45 kg Proviant mitführen ($P \leqq 45$ kg). Der Proviant ist in lagerfähigen 7,5-kg-Beuteln verpackt. Der tägliche Proviantverbrauch *(p)* des Wanderers beträgt 3 kg.

1. Frage: Wieviel Zeit *(t)* in Tagen benötigt er ohne fremde Hilfe zum Durchqueren der Wüste?

2. Frage: Wie lang ist die notwendige Gesamtmarschstrecke *(s)* in km?

3. Frage: Wie groß ist die Transportarbeit *(A)* für den Provianttransport in Tonnenkilometern (t · km)?

Wir berechnen zunächst die mögliche Marschstrecke.

$$s_{\text{mögl}} = v_n \cdot t_n \cdot \frac{P}{p}$$

$$= 4\,\text{km/h} \cdot 10\,\text{h/d} \cdot \frac{45\,\text{kg}}{3\,\text{kg/d}} = 600\,\text{km}$$

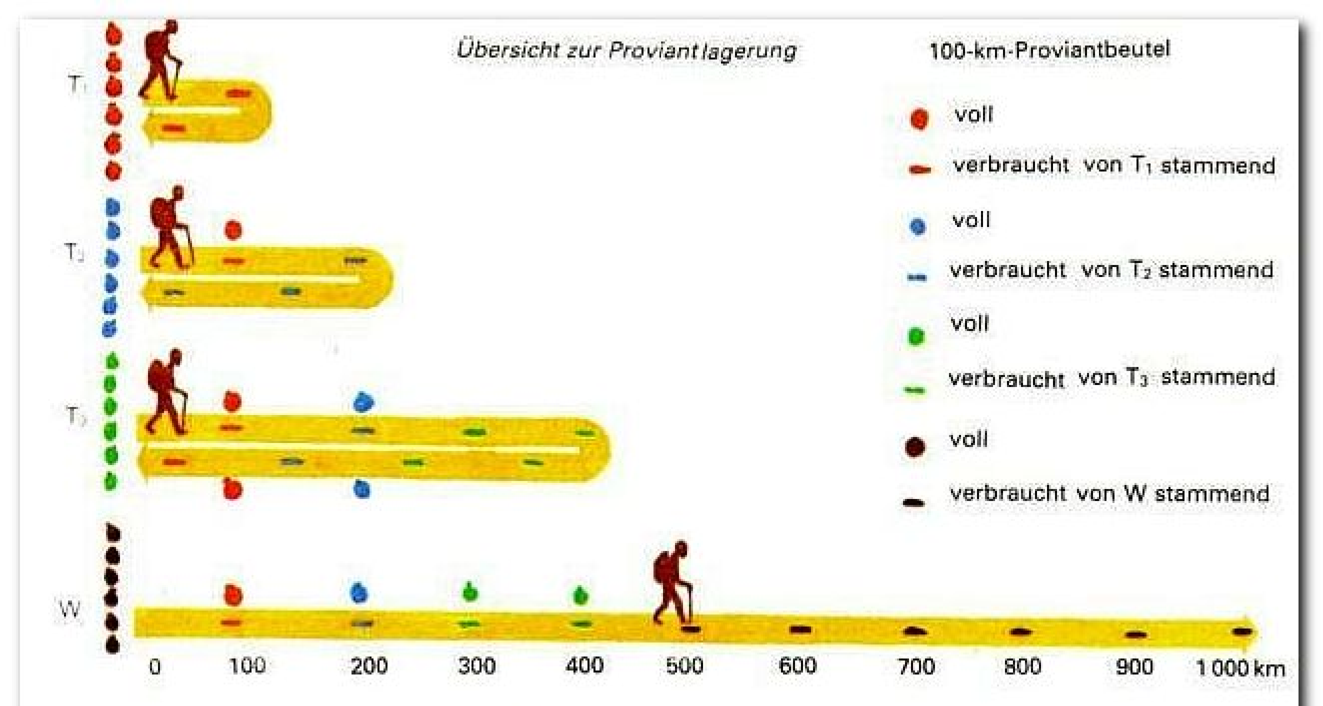
Da die mitführbare Proviantreserve bereits nach 600 km Wegstrecke verbraucht ist, müssen Proviantbeutel entlang der Marschstrecke so gelagert werden, daß auch die verbleibende Strecke von 1 000 km – 600 km = 400 km zu bewältigen ist. Ein Beutel reicht für 100 km. Zur vereinfachten Berechnung der Transportarbeit *A* wird angenommen, daß ein Beutelinhalt nach jeweils 100 km verbraucht wird. Dann läßt sich die Lagerung der Beutel und der Verbrauch übersichtlich und einfach darstellen (Bild 1 und Tabelle 1).

Aus Tabelle 1 und Bild 1 sehen wir, daß der Wanderer 1 400 km als Nachschubtransporteur zurücklegen muß, um die Proviantbeutel so auf der Marschstrecke zu verteilen, daß er bei der Wüstendurchquerung die ersten 400 km zurücklegen kann, ohne seinen mitgeführten Wanderproviant anzureißen. Zu beachten ist, daß er beim Nachschubtransport die vorgegebene Proviantraglast nicht überschreitet. Mit 6 Proviantbeuteln startet er jeweils. Nach 100 km hat er 1 Beutel verbraucht, 1 Beutel benötigt er für den Rückweg, die restlichen 4 deponiert er beim 1. Nachschubtransport am Kilometer 100. Beim 2. Transport marschiert er unter Verwendung eines Beutels vom 1. Transport und eines mitgeführten Beutels bis zum Kilometer 200 und lagert dort 3 Beutel, die verbleibenden 2 Beutel benötigt er für den Rückmarsch. Beim 3. Transport hinterläßt er je 1 Beutel am Kilometer 300 und 400 und verwendet für den Hin- und Rückweg je 2 Beutel aus dem 1. und 2. Transport.

Somit lagert in 100-km-Abstand je 1 Beutel, und zwar je einer aus dem 1. und dem 2. Transport, aus dem 3. Transport stammen 2 Beutel, wovon einer am Kilometer 300, einer am Kilometer 400 lagert.

Die Gesamtmarschzeit beträgt

$$t = \frac{s}{v_n \cdot t_n} = \frac{2\,400\,\text{km}}{4\,\text{km/h} \cdot 10\,\text{h/d}} = 60\,\text{d}.$$



Diese Gesamtmarschzeit von 60 Tagen setzt sich aus der Zeit für den Nachschubtransport (t_{Tr})

$$t_{Tr} = \frac{s_{Tr}}{v_n \cdot t_n} = \frac{1\,400\,\text{km}}{4\,\text{km/h} \cdot 10\,\text{h/d}} = 35\,\text{d}$$

und der Zeit für die Wüstendurchquerung (t_W)

$$t_W = \frac{s_W}{v_n \cdot t_n} = \frac{1\,000\,\text{km}}{4\,\text{km/h} \cdot 10\,\text{h/d}} = 25\,\text{d}$$

zusammen.

Die notwendige Gesamtmarschstrecke $s = 2\,400$ km und die Transportarbeit $A = 70{,}5\,\text{t} \cdot \text{km}$ sind aus der Tabelle 1 ablesbar.

Nun sollen die Ausgangsbedingungen gegenüber dem Ursprünglichen (Fall A) etwas variiert werden.

Fall B. Dem Wanderer steht 1 Träger zur Verfügung, für den die gleichen Voraussetzungen gelten wie für ihn selbst. Frage: Wie verändert sich die benötigte Zeit (Kalenderzeit)? Wir berücksichtigen, daß für 100 km Marschstrecke 2,5 Tage benötigt werden, und betrachten Bild 1. Wir nehmen an, der Wanderer übernimmt den Transport T_2, und der Träger realisiert die Transporte T_1 und T_3. Nachdem der Wanderer von T_2 zurück ist, hat der Träger bei T_3 bereits einen Vorsprung von 5 Tagen, weil er für T_1 200 km weniger

Tabelle 1
Berechnung der Gesamtmarschstrecke und der Transportarbeit für den Fall der Proviantlagerung

Transport bzw. Träger	Masse m in kg	Strecke s in km	Transportarbeit $A = m \cdot s$ in t · km
T_1	45	100	4,50
	7,5	100	0,75
T_2	45	200	9,00
	15	100	1,50
	7,5	100	0,75
T_3	45	300	13,50
	30	100	3,00
	15	100	1,50
	7,5	300	2,25
$T_{1...3}$ zusammen		1400	36,75
W	45	500	22,50
	37,5	100	3,75
	30	100	3,00
	22,5	100	2,25
	15	100	1,50
	7,5	100	0,75
W zusammen		1000	33,75
Insgesamt		2400	70,50

zurücklegen mußte als der Wanderer für T_2. Der Kalenderzeitbedarf hängt also nur vom Wanderer ab. Für T_2 benötigt der Wanderer 10 Tage (5d hin, 5d zurück) und für die 1000 km Wüstendurchquerung 25 Tage. Die Strecke s und die Transportarbeit A ändern sich insgesamt nicht, sondern verteilen sich nur auf 2 Personen, und zwar nach Tabelle 1 folgendermaßen: $s_{Wanderer} = 1400$ km, $A_{Wanderer} = 45{,}0$ t · km (für $T_2 = 9{,}00 + 1{,}50 + 0{,}75 = 11{,}25$ t · km und für die Wüstendurchquerung 33,75 t · km), $s_{Träger} = 1000$ km, $A_{Träger} = 25{,}5$ t · km (für $T_1 = 4{,}50 + 0{,}75$, für $T_3 = 13{,}50 + 3{,}00 + 1{,}50 + 2{,}25$).

Fall C. Eine Lagerung der Proviantbeutel auf der Marschstrecke ist nicht möglich. Diese Bedingung verlangt zeitgleichen (synchronen) Proviantnachschub; deshalb soll der Wanderer über beliebig viele Träger verfügen können.

Frage 1: Wieviel Träger benötigt er minimal?

Frage 2: Wie lang ist die minimale Gesamtmarschstrecke der Träger und des Wanderers?

Frage 3: Wie groß ist die Summe der minimalen Transportarbeit?

Die Frage nach der Kalenderzeit erübrigt sich, weil sie auf Grund des synchronen Nachschubs gleich der Zeit für die 1000-km-Wanderstrecke (25 d) ist.

Bild 2 und Tabelle 2 enthalten die Lösung:

1. Es werden minimal 4 Träger benötigt.
2. Die minimale Gesamtmarschstrecke mißt $s = 3000$ km, davon $s_T = 2000$ km zur Gewährleistung des Nachschubs.
3. Die Summe der minimalen Transportarbeit beträgt $A = 93{,}75$ t · km, davon 60,0 t · km für den benötigten Nachschub.

Fall D. Der Tagesproviantverbrauch soll 6 kg statt bisher 3 kg betragen. Es stehen beliebig viele Proviantbeutel, aber keine Träger zur Verfügung. Es gelten wieder die zuerst formulierten Fragen 1 bis 3 nach *t, s, A*.

Da die Berechnung etwas kompliziert ist und eine schematische Darstellung ähnlich Bild 1 und 2 einen riesigen Platzbedarf erfordert, werden im folgenden nur die Ergebnisse gebracht, die vielleicht doch etwas überraschen:

1. Ohne fremde Hilfe benötigt der Wanderer eine Gesamtmarschzeit $t = 7455$ d $\approx 20{,}4$ Jahre!
2. Die Gesamtmarschstrecke des Wanderers beträgt $s = 298200$ km.
3. Der Wanderer bewältigt eine Transportarbeit $A = 7842$ t · km.

Fall E: Es stehen nun auch beliebig viele Träger für den zeitgleichen Nachschub zur Verfügung.

Frage: Wieviel Träger benötigt der Wanderer mindestens?

Antwort: 1280 Träger. Davon tragen 548 Proviant bis zum Kilometer 50 und marschieren zurück. Die verbleibenden 732 tragen den Proviant weiter in die Wüste, wobei nach jeweils 50 km ein Teil der Träger Proviant an die weiter vordringenden Träger abgibt bzw. Proviant für zurückkehrende Träger deponiert. Außerdem werden dem Wanderer in der Regel alle 100 km 2 Proviantbeutel übergeben, so daß er am Kilometer 700 noch über seinen vollen Vorrat von 45 kg verfügt. Dieses Mehrstufennachschubprinzip – ein anderes gibt es unter den gegebenen Bedingungen nicht – erfordert mit zunehmender Eindringtiefe einen schnell anwachsenden Proviantbedarf sowohl für die vordringenden als auch für die zurückkehrenden Träger. Während der persönliche Proviantverbrauch des Wanderers für 1000 km insgesamt 150 kg beträgt, verbrauchen die Träger für die Sicherstellung des Nachschubs an den entsprechenden Übergabepunkten rund 57,5 Tonnen! Da der Wanderer 45 kg Proviant selbst trägt, erhält er von den Trägern nur 105 kg. Insgesamt verbrauchen also die Träger für jedes Kilogramm Proviant, das sie dem Wanderer übergeben, rund 548 kg!

Die Denkaufgabe lehrt: Je höher der Verbrauch im Verhältnis zum selbst mitgeführten Vorrat an Verbrauchsmitteln bzw. je länger der Weg von der Nachschubbasis bis zum Punkt der Nachschubübergabe ist, desto schwieriger und aufwendiger wird die Sicherstellung des Nachschubs. Das gilt in analoger Weise auch für den Nachschub der Streitkräfte. Dort sind die rückwärtigen Dienste für die Sicherstellung des Nachschubs verantwortlich; aber zu ihren Aufgaben gehört noch mehr.

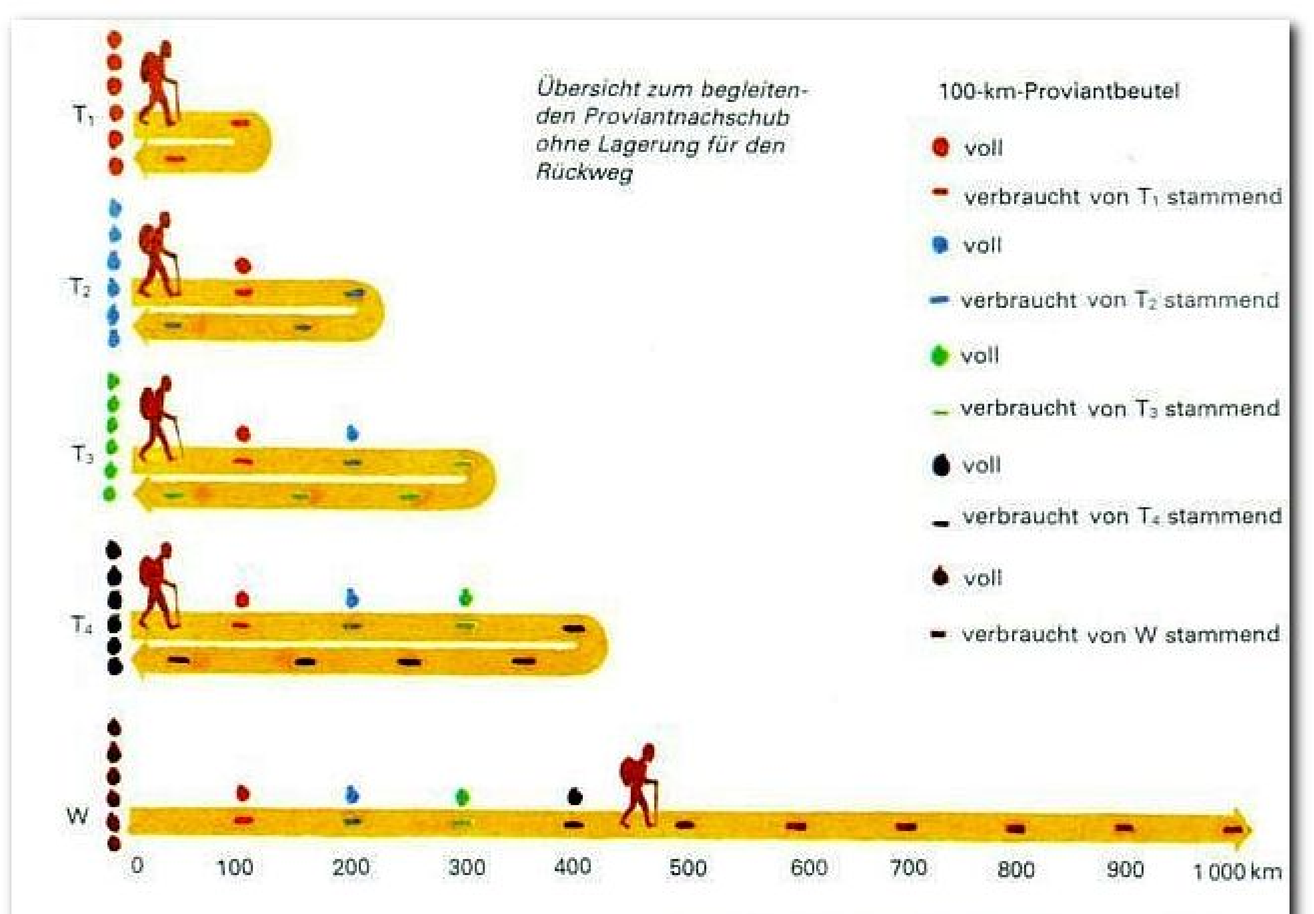
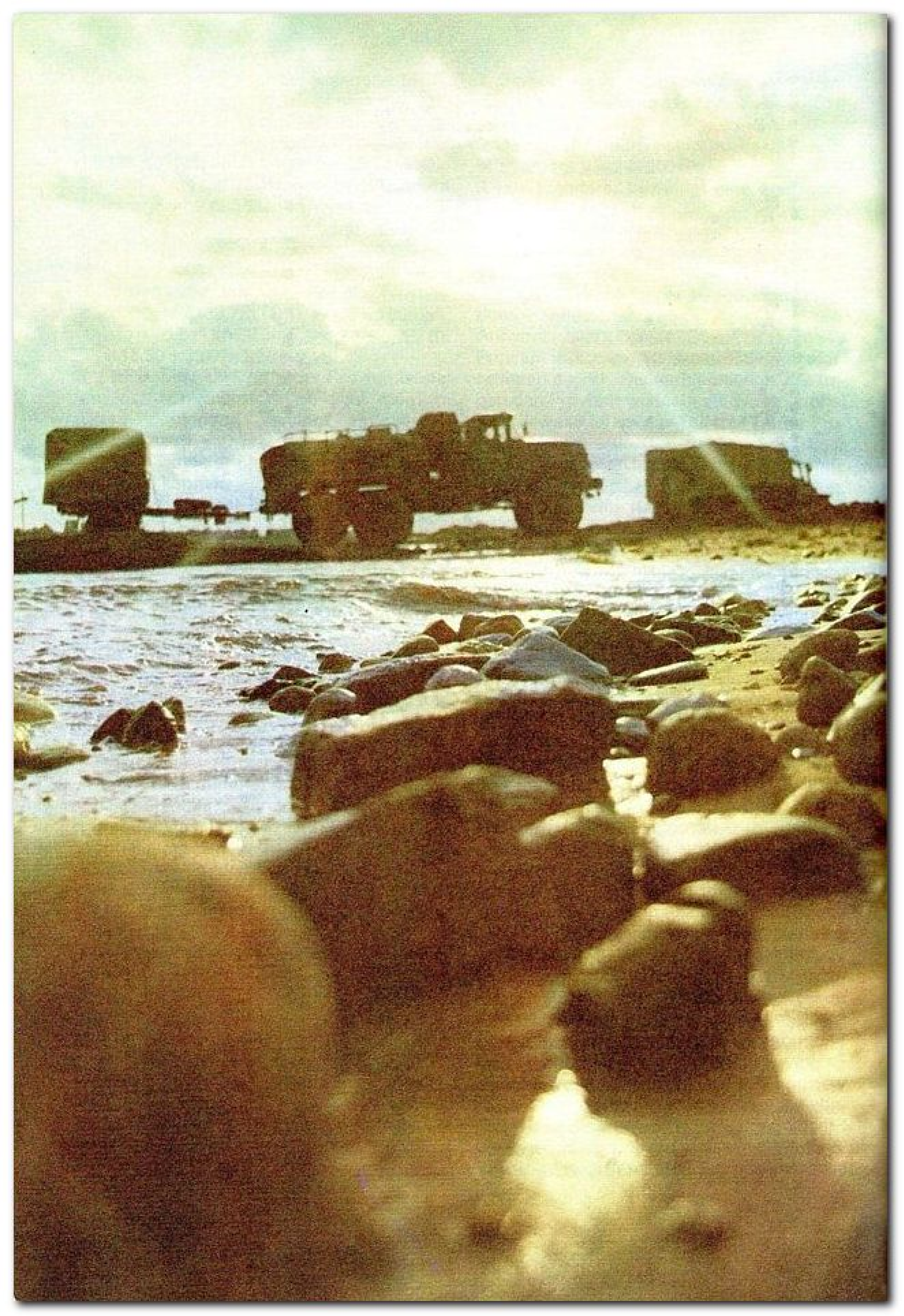


Tabelle 2
Berechnung der Gesamtmarschstrecke und der Transportarbeit für den Fall des begleitenden Proviantnachschubs ohne Lagerung für den Rückweg

Transport bzw. Träger	Masse m in kg	Strecke s in km	Transportarbeit $A = m \cdot s$ in t · km
T_1	45	100	4,50
	7,5	100	0,75
T_2	45	200	9,00
	15	100	1,50
	7,5	100	0,75
T_3	45	300	13,50
	22,5	100	2,25
	15	100	1,50
	7,5	100	0,75
T_4	45	400	18,00
	30	100	3,00
	22,5	100	2,25
	15	100	1,50
	7,5	100	0,75
$T_{1...4}$ zusammen		2000	60,0
W	45	500	22,50
	37,5	100	3,75
	30	100	3,00
	22,5	100	2,25
	15	100	1,50
	7,5	100	0,75
W zusammen		1000	33,75
Insgesamt		3000	93,75

In der Denkaufgabe umfaßte der Nachschub nur Proviant, also Verpflegung und Wasser. Zur materiellen Sicherstellung der Streitkräfte – darunter versteht man die Produktion, Beschaffung und Bereitstellung von Vorräten materieller Mittel, ihre Lagerung und Zuführung zu den Verbrauchern bzw. ihre Ausgabe an die Verbraucher – gehört eine so ungeheuer große Vielfalt an Erzeugnissen, daß diese zweckmäßigerweise nach praktischen Gesichtspunkten gegliedert werden. Eine grobe Gliederung erhält man schon, wenn man sich die Aufgabe der sozialistischen Streitkräfte vergegenwärtigt. Sie tragen eine hohe Verantwortung für die Sicherung des Friedens, indem sie das Territorium der sozialistischen Staatengemeinschaft zuverlässig gegen jedwede Aggressionshandlung imperialistischer Staaten zu Lande, zu Wasser und in der



Luft schützen. Hierzu sind sie im hohen Maße beweglich (manövrierfähig), verfügen über eine hohe Feuerkraft und sind mit allen für die Erfüllung ihrer Aufgaben benötigten technischen Mitteln und Waffen ausgestattet.

Die Manövrierfähigkeit wird durch eine große Zahl verschiedener Gefechts-, Transport- und Sonderfahrzeuge sowie Maschinen gewährleistet. Es ist üblich, den durchschnittlichen Motorisierungsgrad der Streitkräfte zusammenfassend durch das Verhältnis der ihrer Verfügung unterstellten Gesamtmotorleistung zum Personalbestand in kW/Soldat (früher PS/Soldat; 1 PS = 0,735 kW) auszudrücken. Im ersten Weltkrieg entwickelte sich dieser Motorisierungsgrad von rund 0,25 kW/Soldat auf etwa 1,3 kW/Soldat. Im zweiten Weltkrieg verdoppelte sich der durchschnittliche Motorisierungsgrad von 7,35 kW/Soldat auf 14,7 kW/Soldat. Heute beträgt er schon über 30 kW/Soldat.

Der Einsatz der Panzer, Schützenpanzerwagen, Transportfahrzeuge, mobiler Startanlagen für Raketen, Pioniermaschinen, Flugzeuge, Hubschrauber, Schiffe, Boote, Aggregate und vieles andere mehr erfordert – insbesondere bei großräumigen Manövern und Verlegungen – einen umfangreichen örtlich und zeitlich exakt organisierten Nachschub an Treib- und Kraftstoffen, Schmierölen und -fetten sowie Spezialflüssigkeiten in benötigter Menge und bedarfsgerechtem Sortiment. Mit dieser Teilaufgabe der rückwärtigen Dienste befaßt sich der *T/S-Dienst*. Hierzu verfügt er über Tank- und Spezialfahrzeuge sowie -hänger, Pump- und Tankanlagen, Laboreinrichtungen, verschiedene Rohrleitungssysteme und -verlegeeinrichtungen, flexible Kraftstoffbehälter, Kompressorstationen und vieles andere mehr. Wenn man den seit dem zweiten Weltkrieg kräftig zugenommenen Motorisierungsgrad berücksichtigt, läßt eine Zahlenangabe den Umfang dieses Aufgabenbereichs ahnen. Die sowjetischen Streitkräfte verbrauchten im Großen Vaterländischen Krieg 16 Mill. t Treib- und Schmierstoffe.

Die ebenfalls seit dem zweiten Weltkrieg stark gewachsene Feuerkraft stellt hohe Anforderungen an den bedarfsgerechten Nachschub von Raketen, Raketentechnik, Bewaffnung und Munition. Dies ist die Aufgabe des *raketen- und waffentechnischen Dienstes*. Darüber hinaus ist er für die Wartung und Instandsetzung aller Waffen

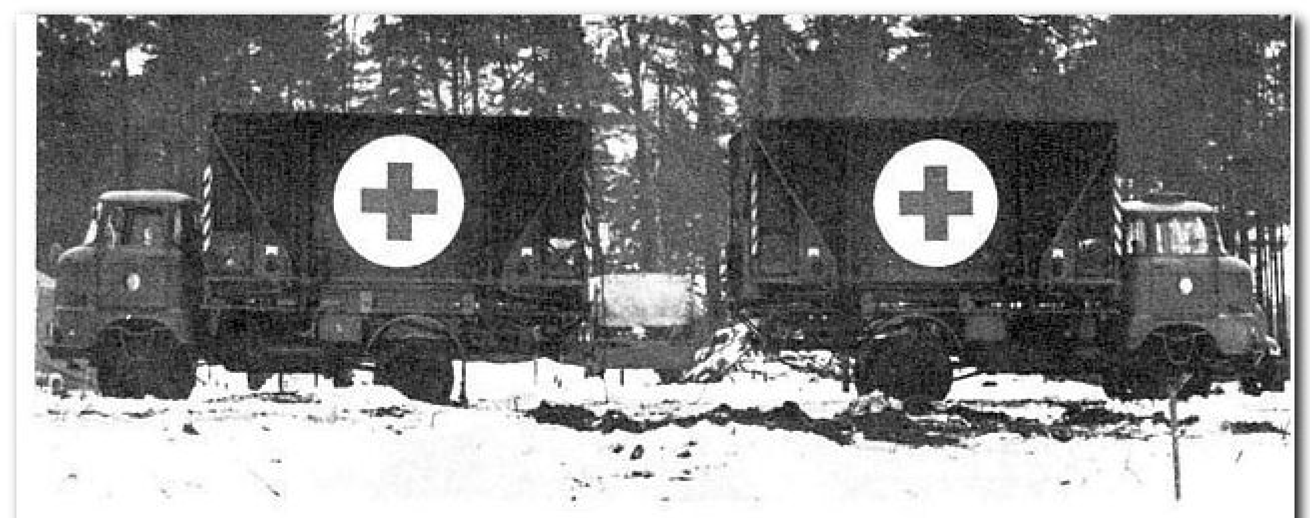




Über die soeben von Pionieren fertiggestellte Schwimmbrücke rollt der Nachschub an Kraftstoff, Munition und Verpflegung nach exaktem Zeitplan zu den festgelegten Versorgungspunkten

Auftanken von Panzern mit Kraftstoffzuführung über eine flexible Feldbetankungsanlage

Bergen eines Schützenpanzerwagens aus einem Wasserhindernis







Diese schnell verlegbaren Faltkoffer enthalten eine zweckmäßig eingerichtete, leistungsfähige Operationseinrichtung

Nach wenigen Minuten ist die mobile Operationseinrichtung entfaltet. Ein letzter Kontrollrundblick: Alles steht an seinem Platz! Nun kann der Chirurg den ersten Geschädigten auf dem Operationstisch behandeln

Nachdem der nicht gehfähige Geschädigte geborgen und ihm die Erste Hilfe erwiesen wurde, bringen ihn Träger auf schnellstem Wege zur Geschädigtensammelstelle, von wo aus er je nach Dringlichkeit (außer der Reihe, in erster Linie, in zweiter Linie) zur nächsten Etappe des medizinischen Abtransportes gebracht wird

Jeder Soldat muß die oft lebensrettenden dringlichsten Maßnahmen der Selbsthilfe und gegenseitigen Hilfe bei den verschiedensten Schädigungen beherrschen



verantwortlich und verfügt hierzu über die entsprechenden Kräfte, Mittel und Einrichtungen. Auch hier sollen einige Zahlen den Umfang der Aufgabe andeuten. Im ersten Weltkrieg hatte Rußland einen Munitionsverbrauch von 1 Mill. t. Im Großen Vaterländischen Krieg verbrauchten die sowjetischen Streitkräfte 10 Mill. t Munition, und die sowjetische Industrie produzierte im gleichen Zeitraum 775 Mill. Granaten und Wurfgranaten.

Damit die gepanzerten Gefechtsfahrzeuge und die Kraftfahrzeuge möglichst vollzählig einsatzbereit sind, müssen sie planmäßig gewartet und instand gehalten werden. In schlecht passierbarem Gelände oder in Wasserhindernissen sowie infolge gegnerischer Waffenwirkung liegengebliebene Fahrzeuge müssen geborgen und repariert werden. Damit befassen sich der *Panzerdienst*, soweit es sich um Panzer und Schützenpanzerwagen handelt, und der *Kraftfahrzeugdienst*, soweit es Kraftfahrzeuge sind. Beide Dienste verfügen über entsprechende Bergetechnik, mobile Werkstätten und andere technische Ausrüstung.

Das *Militärtransportwesen* stellt Nachschub- und andere Militärtransporte sicher, setzt beschädigte Nachschubstrecken (Straßen, Schienenwege) instand, baut Straßen, Eisenbahnstrecken und Brücken und sorgt so für die nötige hohe Durchlaßkapazität der Nachschubwege. Natürlich ist auch dieser Dienst mit der entsprechenden Technik und mit qualifizierten Kräften ausgestattet.

Welche Bedeutung eine nahrhafte regelmäßige Verpflegung für die Soldaten hat, muß man angesichts der hohen körperlichen und geistigen Anforderungen an die Armeeangehörigen sicher nicht hervorheben. Die Angehörigen des *Verpflegungsdienstes* setzen ihr Wissen, Können und Geschick ein, die Soldaten auch unter schwierigsten Gefechtsbedingungen mit schmackhafter, gesunder Kost zu versorgen. Sie backen auch selbst Brot, wozu sie leistungsfähige Feldbäckereien entfalten.

Durch Gefechtseinwirkungen geschädigte Soldaten vom Gefechtsfeld oder aus Fahrzeugen zu bergen, ihnen medizinische Hilfe zu erweisen und sie schnell abzutransportieren, damit ihnen rechtzeitig die erste ärztliche oder spezialisierte medizinische Hilfe erwiesen werden kann, ist eine wichtige Aufgabe des *medizinischen Dienstes*. Er richtet Geschädigtensammelstellen ein, ent-



Von den Öfen der entfalteten Feldbäckerei gelangt das frische Brot auf kürzestem Weg in die Einheiten



Mit Hebe- und Sortiereinrichtungen ausgerüstete und rationell eingerichtete Lager gestatten es, von ...zigtausend Ersatzteilen schnell das jeweils benötigte zur Verfügung zu stellen

faltet Verbandplätze für die verschiedenen Führungsebenen (Bataillon, Regiment, Division), organisiert den Abtransport der Geschädigten, verhindert das Auftreten epidemischer Erkrankungen, kontrolliert die Einhaltung der verschiedensten hygienischen Bestimmungen, kurz, er kümmert sich um alles, was für die Gesunderhaltung bzw. für die Wiederherstellung der Gesundheit der Armeeangehörigen zu tun ist.

Der *Bekleidungs- und Ausrüstungsdienst* schließlich stattet die Armeeangehörigen mit Bekleidung und Ausrüstung aus.

Die rückwärtigen Dienste mit ihren spezialisierten Diensten leisten zur Sicherstellung der Handlungen der Streitkräfte eine umfangreiche Arbeit, die von ihren Angehörigen eine hohe Qualifikation, gepaart mit umfassendem Wissen, die Fähigkeit zum Analysieren und vorausschauenden Planen, diszipliniertes, exaktes, verantwortungsvolles Handeln, Entschlußkraft und nüchterne Sachlichkeit verlangt.

Die gestiegenen Anforderungen an die rückwärtigen Dienste gehen zum Teil auch aus folgenden Zahlenangaben hervor: Im ersten Weltkrieg wurden pro Soldat und Tag durchschnittlich 6 kg materielle Mittel verbraucht. Im zweiten Weltkrieg stieg der Verbrauch auf 20 kg. Und nach internationalen Presseinformationen beträgt der Verbrauch schon im Frieden 40 kg pro Soldat und Tag und stieg in den lokalen Kriegen der siebziger Jahre auf 90 kg. Welche extremen Auswirkungen eine Verdopplung des Verbrauchs haben kann, lehrte bereits die Denkaufgabe. Dabei sagen die genannten Masseangaben noch nichts aus über die vielfältigen Probleme, die sich aus dem enorm breiten Sortiment der materiellen Mittel der Streitkräfte, aus der Forderung nach zugriffsschneller Lagerung (Bild 11) der Mittel, nach zweckmäßiger Dislozierung von Lagern und Nachschubbasen, nach Verhinderung des Entstehens von Sortimentslücken durch gegnerische Waffenwirkung auf Nachschubtransporte sowie auf Lager ergeben.

Die Planung, Organisation und Durchführung der materiellen Sicherstellung der Streitkräfte stellt hohe Anforderungen an das Organisationstalent der Angehörigen der rückwärtigen Dienste, verlangt einen wissenschaftlichen Arbeitsstil und Stabskultur, erfordert die Beherrschung der Rechentechnik, der Informationsverarbeitung.

Die Arbeit der rückwärtigen Dienste beeinflußt weitgehend die Erfüllung der gestellten Gefechtsaufgaben, den erfolgreichen Ablauf militärischer Operationen.

Zwischen Brombeerkopf und Kuckucksstuhl

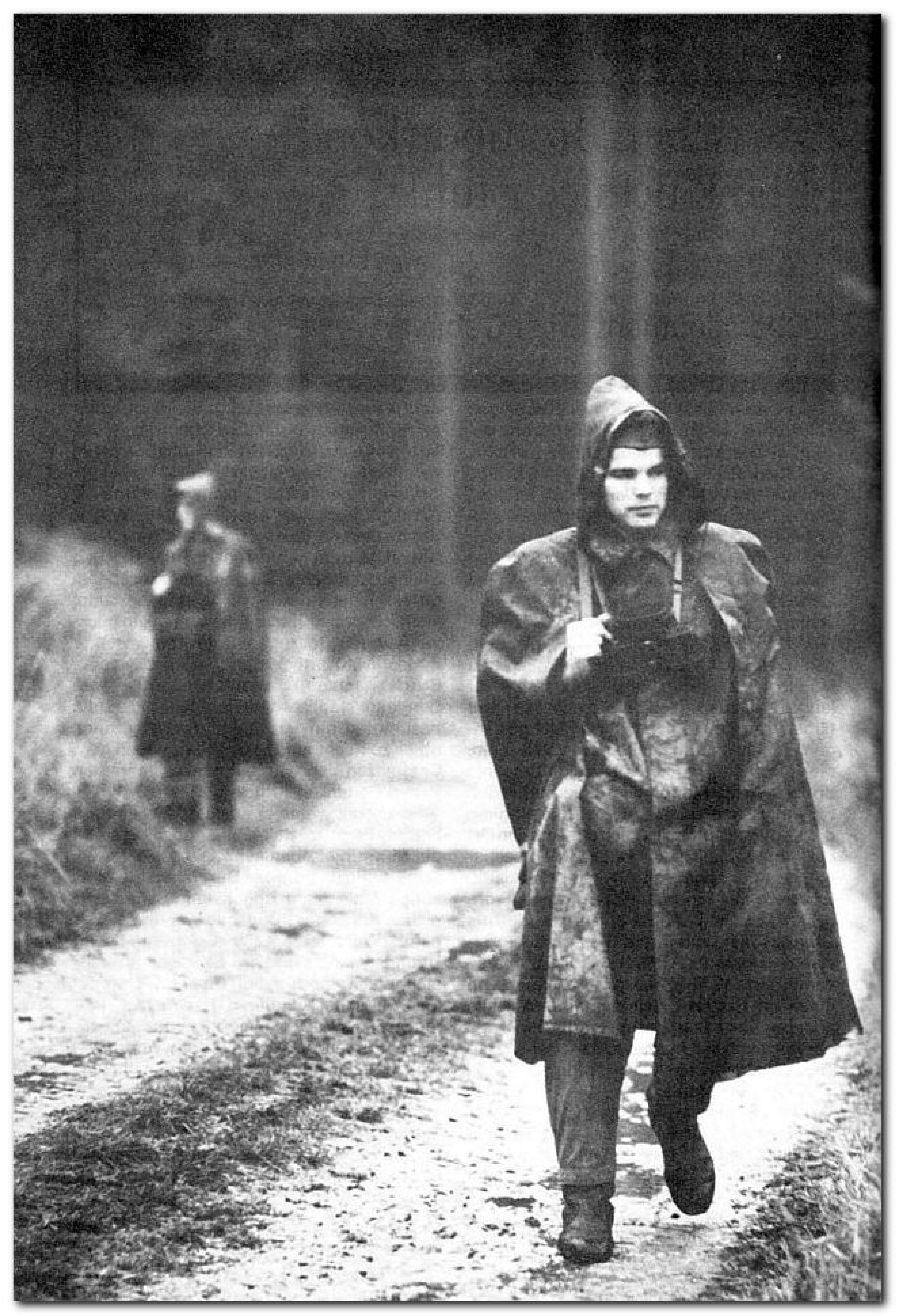
Oberstleutnant Ernst Gebauer

„Was wären unser Wald, unsere Berge und Täler ohne euren Einsatz? Ein Kurort, der zugleich Grenzort ist, braucht nicht nur Ruhe, er braucht Sicherheit. Tausende Werktätige erholen sich bei uns. Daß sie es können, danken wir und sie auch euch, liebe Genossen!" Gefreiter Peter Schünemann folgt den Worten des Ortsparteisekretärs, Genossen Urbank. Ähnlich verlegen wie seine Genossen schaut auch er auf die vor ihm stehende Kaffeetasse und hebt erst zustimmend den Blick, als Genosse Urbank bittet, den Dank des Ortes auch ihren Frauen und Mädchen zu übermitteln. Sie mußten für lange Zeit den Liebsten entbehren und haben trotzdem tapfer an ihrer Seite gestanden. Er sehe das an den Säcken von Briefen, die die Post regelmäßig zur Kompanie bringe. Als der Kompaniechef daraufhin den Fassungslosen spielt, weil der Posteingang der Kompanie offensichtlich dem ganzen Ort bekannt sei, fällt auch Peter in den Lacher ein, den der Major mit Absicht provozierte. Es erfaßt die Runde nun wieder jene Fröhlichkeit, die dem Anlaß entspricht, der die Grenzsoldaten mit ihrem Chef und den Gästen zusammenbrachte. Die Grenzkompanie verabschiedet ihre Reservisten. Einer von ihnen ist Gefreiter Schünemann. Wie alle anderen Genossen hat er die letzten Tage gezählt, auch den heutigen, den besonderen Tag, an dem er sagen kann: Morgen bin ich zu Hause, bei Marlis.

Nun ist dieser Tag fast vorbei. Peter Schünemann fällt es schwer, seine Gefühle zu bestimmen. Die Gäste, die Genossen vom Patenbetrieb, die Direktorin der Oberschule, der Ortsparteisekretär und der Kompaniechef haben sich zwischen die Reservisten gesetzt. „Gefreiter Schünemann, nehmen Sie hier Platz!"

Obwohl es die übliche kurz angebundene Art des Chefs war, irgendwie fühlte Peter, das bedeutete einen Ehrenplatz für diesen Abend. Warum gerade er? Nicht, daß er den Chef nicht mochte. Doch hätte er woanders gesessen, etwa neben Holger oder Bodo, vielleicht wären ihm da die Gedanken leichter gewesen. So trugen sie ihn immer wieder in den Wald zurück, den die Grenzsoldaten Busch nannten, obwohl hier im oberen Bergland stattliche Fichten sein Aussehen bestimmen. Ihm ist, als sollte er sich prüfen, ob er zu Recht auf diesem Platz neben dem Chef sitzen darf. Um ein ganzes Jahr eilen Peters Gedanken zurück.

Feuchtkalt wehte es aus dem Eichelgrund herauf. Peter fröstelte. Wie mochte es erst bei Sturm hier oben sein? Dicht blieb er bei seinem Postenführer. Der räusperte sich einige Male recht ungehalten, sagte aber nichts Konkretes. Dankbar war ihm Peter dafür. Wohl lassen sich Grenzerpfade im Übungsgelände und im Sandkasten maßstabgerecht nachbilden. Aber, das spürte Peter in jener windigen Nacht, nicht der feuchte Atem des Nebels, nicht das geheimnisvolle Knacken im Unterholz, wenn Rotwild den Einstand verläßt, und nicht das Bellen der Füchse, das sich wie Kindergeschrei anhört. In dieser Nacht fühlte Peter auf Schritt und Tritt, daß der Grenzsoldat zu Beginn seines Dienstes jemanden braucht, der sich darauf versteht, ob vier Läufe oder



ob zwei Beine die trockenen Zweige brechen, ob die Geräusche einen Weg markieren, den nur Wild nehmen kann. Einen Genossen eben, der die Ruhe besitzt, einen Stein in den Wald zu werfen und zu horchen, ob etwas wegspringt (dann war es ein Tier) oder stehenbleibt, dann könnte es ...

Daß sich wirklich alles so ernst darstellte, wie es ihnen im Ausbildungstruppenteil vorgetragen worden war, begriff Peter Schünemann erst, als er in folgende Situation geriet. Das geschah in den ersten Tagen seines Dienstes, oben auf dem Brombeerkopf.

Es war eine von den typischen Novembernächten, in denen sich der Nebel nur so an die Fichten klammert. Der Wald war wie ein großer Schwamm, aus dem es dauernd tropfte. Sie mußten den Anstieg hinauf, hoch zum Brombeerkopf, einem Kahlschlag. Nicht einen Laut hatten sie bisher vernommen. Alles schien ruhig. Doch als sie aus dem Hochwald hinaustraten und dem vorgeschriebenen Postenweg folgten, sprang irgendwo ein Motor an, dann noch einer und noch einer. Unverkennbar, der Lärm drang vom Territorium der BRD zu ihnen herüber. Aber dort gab es gar keine Straße. Nur unmittelbar an der Grenzlinie verlief ein verwachsener ehemaliger Wirtschaftsweg der Förster. Da traf sie blitzartig grelles Licht. Sofort ließen sich der Postenführer und Peter fallen. Im nassen Strauchwerk suchten sie Deckung. Doch wie Blinde stießen sie an Steine und Äste. Geblendet und so nicht fähig, eine günstige Stellung zu finden, preßten sie sich an den nassen Boden. Langsam, zu langsam, um reagieren zu können, gewöhnten sich die geblendeten Augen an die Finsternis. Schneller aber drang die Nässe durch die Uniformen. Als sie dann der Trupp des Bundesgrenzschutzes mit Schimpfwörtern traktierte, war beiden klar, daß sie in eine gezielte Provokation geraten waren. Nicht den geringsten Anlaß hatte es vorher gegeben, um mit Licht solcher Stärke zu leuchten. Nichts hatte sich im Walde geregt. Die Grenzmarkierungen wären schon im Schein einer Taschenlampe zu erkennen gewesen. Die Provokateure des Bundesgrenzschutzes hatten ihnen vorsätzlich aufgelauert, bis sie auf den Kahlschlag traten. Da warfen sie ihnen alles an Licht entgegen, was die Aggregate der Spezialscheinwerfer hergaben. Rechneten sie damit, daß sie sich, kopflos geworden, zu einer unbedachten Handlung hinreißen ließen?

Peter Schünemann kam die Zeit, da sie an den Boden gepreßt in Deckung lagen, wie eine Ewigkeit vor. Trotzdem blieben sie auf ihrem Posten, bis denen auf der anderen Seite die Lust an der Sache vergangen war und sie johlend abzogen.

Ruhe, denkt Peter. Wer störte sie? Sicherheit. Wer setzte sie aufs Spiel? Recht hat der Parteisekretär. Wenn es ihnen auch manchmal schwergefallen ist da draußen. Keiner von ihnen hat sich hinreißen, keiner provozieren lassen. Auch an jenem Tage hatte der Gegner wieder einmal auf Unruhe oder gar auf einen Zwischenfall spekuliert.

Im Abschnitt ihrer Grenzkompanie schneidet die Grenzlinie eine der vielen Energieleitungen, über die Randgebiete der BRD mit Strom aus der DDR versorgt werden. Als die Handwerker auf der Seite der DDR die Masten mit neuem Anstrich versahen, waren Peter Schünemann und ein Unteroffizier für den störungsfreien Ablauf der Arbeiten verantwortlich. Zuerst wollte es Peter nicht in den Kopf, warum man nötige Arbeiten an wichtigen Einrichtungen, die der BRD direkt zugute kamen, stören sollte. Doch die Praxis überzeugte ihn. Als die Arbeiten wenige Meter vor der Grenzlinie am letzten Mast auf dem Gebiet der DDR begonnen hatten, sammelten sich gegenüber Passanten an, die einen ganzen Tag (!) Zeit hatten. Ununterbrochen belegten sie die Maler mit primitiven politischen „Witzen", die alle auf eine Verleumdung der DDR hinausliefen. Schließlich gipfelte ihr Geschrei in der Aufforderung: „Kumpels, noch zehn Schritt und ihr seid bei uns!"

Peter Schünemann beeindruckte, wie ruhig die Maler weitergearbeitet hatten, bis der letzte Mast gestrichen war. Sie hatten nicht einmal mit der Wimper gezuckt. Noch nie zuvor hatte Peter so über unsere Arbeiter

Dauerregen im Grenzabschnitt schmälern nicht die Wachsamkeit





nachgedacht. Die Handwerker erinnerten ihn an seine Kollegen in der Radsatzfabrik. Als Peter damals zu ihnen gekommen war, hatte er befürchtet, den hohen Ansprüchen, die sie an ihre Arbeit stellten, nicht gerecht werden zu können. Aber gerade um ihn, den Jüngsten, hatten sie sich gekümmert. Brachten ihm die Kniffe bei, die einer braucht, um Qualität zu bringen. Sogar an den wichtigen Exportaufträgen beteiligten sie ihn. Und wie freuten sie sich, als er durch immer bessere Arbeitsergebnisse ihre Erwartungen erfüllte. Ob die Schreihälse jenseits der Staatsgrenze, deren Tiraden sie sich einen Tag lang anhören mußten, je Achtung vor Arbeit gehabt haben?

Immer wieder mußte Peter an die ersten Nächte auf Postengang denken. Es waren nicht die knapp 20 Grad Kälte, die ihm damals zu schaffen machten. Es war auch nicht der Regen, der in den Stunden der Wache

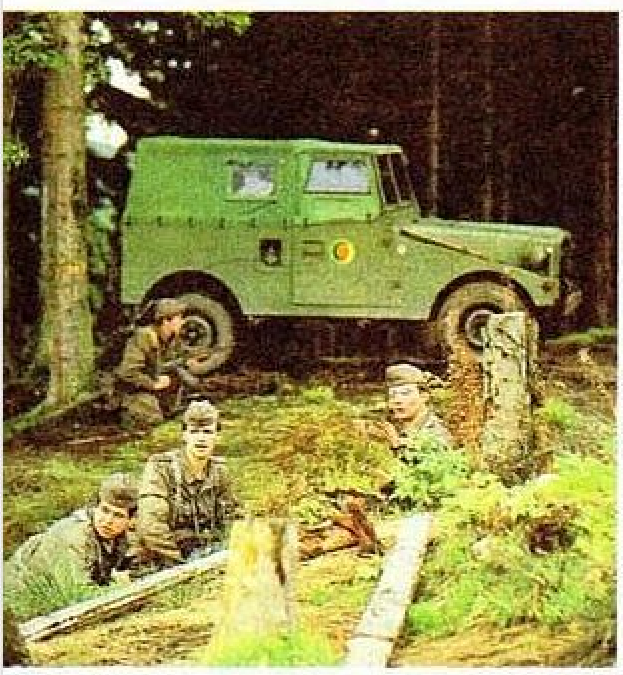
Verabschiedung der Reservisten durch den Kompaniechef, rechts neben ihm Gefreiter Schünemann

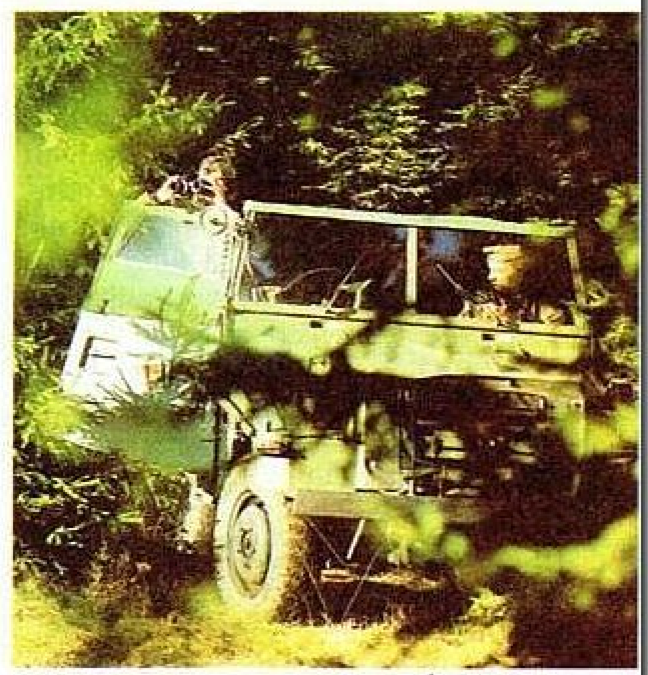
Gefreiter Schünemann, vorzeitig zum Unteroffizier befördert

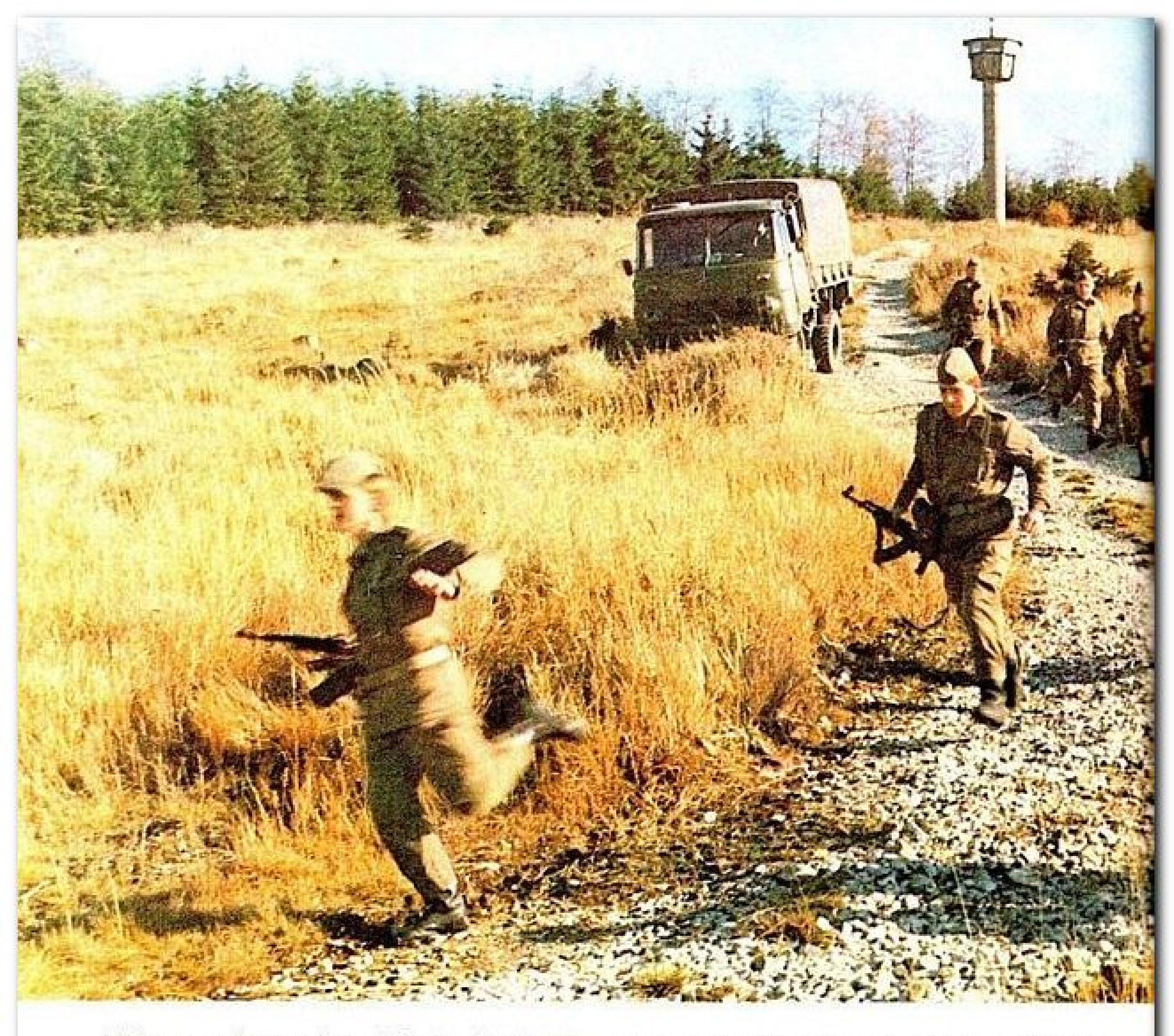
Gefreiter Peter Schünemann, Gruppen- und Postenführer, gibt über Funk seine Beobachtungen an den Führungspunkt

Kontrolle eines Postenpunktes durch die von Unteroffizier Kirmse geführte Grenzstreife

Gefreiter Schünemann und Gefreiter Pohle während einer motorisierten Grenzstreife







Zeit genug hatte, einen Weg in die Stiefel, durch den Regenumhang und die Uniform zu finden. Mit der Versetzung vom Ausbildungstruppenteil zur Grenzkompanie, mit dem Schritt zur Linie begann für den Grenzsoldaten der ganze Ernst der Sache. Nichts, was sie taten, war mehr Ausbildung. Jeder hatte die volle Verantwortung zu tragen. Eine Erkenntnis, der Peter nicht aus dem Wege gehen wollte. Bald hieß es von ihm, er ginge doppelte Wege. Wenn er irgendwie im Zweifel war, lief er lieber noch einmal zurück. Manch Posten, den er führte, wunderte sich, wenn er gewisse Wege gar nicht erst betrat, sondern sie gedeckt vom Waldrand aus beobachtete. Einer fragte ihn: „Angst?“ Und er fragte zurück: „Hat taktisches Verhalten etwas mit Furcht zu tun? Soll man sich nicht Vorteile sichern?“ Außerdem meinte er, wer den Wald richtig kennt, findet Stellen, an denen man mehr hört, als man außerhalb des Waldes sehen kann.

Schließlich wurde Peter Gruppenführer, als Gefreiter. Peter Schünemann erinnert sich, wie eigenartig ihm damals zumute war. Aber die Kompanie hatte nun einmal bei den Unteroffizieren eine Fehlstelle. Auch kam er mit den Genossen seiner Gruppe gut zurecht. Warum eigentlich? Es war wohl, weil er sich oft in dieser Zeit an seine älteren Kollegen in der Radsatzfabrik erinnerte, ihnen nacheiferte. Nie hatten sie ihm etwas geschenkt, aber immer geholfen …

Recht weit weg muß er wohl mit seinen Gedanken gewesen sein. Peter bemerkt, wie auf einmal alle Blicke auf ihm ruhen. Er hört,

wie die Direktorin der Oberschule sagt: „... damit bedanke ich mich besonders beim Genossen Gefreiten Schünemann. Der gemeinsame Theaterbesuch mit Ihnen und Ihren Genossen in der Kreisstadt hat unseren Schülern großen Spaß gemacht."

Auf was die heute abend alles kommen? Wieder wird Peter ein wenig verlegen. Für ihn als Stellvertreter des FDJ-Sekretärs der Kompanie war es einfach normal, sooft es die Zeit zuließ, mit den Jugendfreunden der Patenschule gemeinsame Erlebnisse zu

Eine Gruppe der Grenzkompanie bezieht eine Abriegelungsstellung



Eine motorisierte und eine Grenzstreife zu Fuß treffen sich, Informationen werden ausgetauscht, wichtige Beobachtungen an den Führungspunkt gegeben





Sie ehren das Andenken des Genossen Leutnant Lutz Maier, der in Ausübung seines Grenzdienstes im Januar 1972 in ihrem Grenzabschnitt ermordet wurde

Der letzte Bettenbau der Reservisten gilt den neu zuversetzten Grenzsoldaten

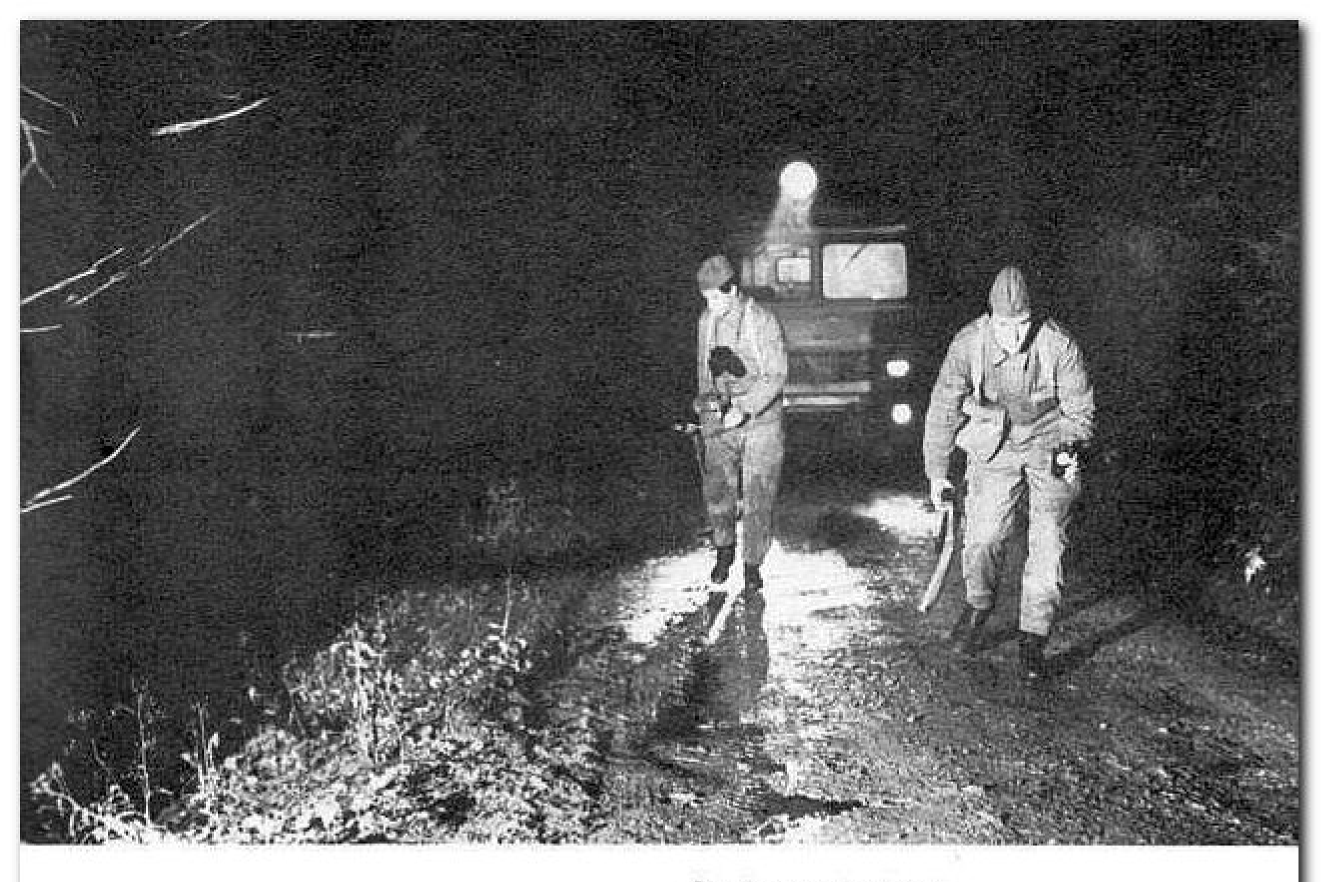
Appell zur Verabschiedung der Reservisten und zur Begrüßung der neuen Genossen ▸

schaffen. Zu denken gab ihm damals allerdings, was Gefreiter Fleischer am selben Tag, an dem er im Theater war, erlebte.

Die Kompanie war bis auf die drei „Theatergänger" zum Grenzdienst aufgezogen. Der Zufall wollte es, daß die drei zu gleicher Zeit wie die Kompanie aus dem Grenzabschnitt von der Kreisstadt zurück waren. So saßen sie gemeinsam beim Abendessen, das wegen der vorgerückten Stunde eigentlich ein Nachtmahl war. Da erzählte Holger Fleischer, daß am Nachmittag wieder ein Bus am Kuckucksstuhl gewesen sei. Alle wußten, das war für den Bundesgrenzschutz an der Grenzlinie einer der beliebtesten Punkte, an denen er seinen „Gästen" einen „Blick in die DDR" präsentierte. Diesmal, so berichtete Holger, kletterten aus dem Mercedes-Reisebus zwölf- bis dreizehnjährige Schüler. Wie üblich hatten die BGS-Beamten Ferngläser verteilt. Einer der Offiziere erzählte dann den Kindern Schauermärchen über die DDR und ihre Grenzsoldaten. Danach fingen die Kinder an, ihn und seinen Posten lauthals zu beschimpfen. Was wird aus denen, wenn sie achtzehn Jahre alt sind und eine Waffe tragen? Das war die Frage, die uns damals beschäftigte.

Oben am Kuckucksstuhl hatte Peter bisher weder einen Kuckuck gesehen noch gehört. Auch sonst hatte der Ort nichts Besonderes. Am Hang gelegen, kreuzen sich dort Wirtschaftswege der Forstarbeiter. Möglich, daß





Eine Spur wurde erkannt, die Gefreiten Pohle und Fleischer klären sie auf

dort einmal ein beliebter Rastplatz gewesen war. Jedenfalls hörte man da jedes Wort, was drüben, gegenüber der Grenzlinie, im Tal auch nur geflüstert wurde. Holgers Frage verstanden alle, mehr noch, die Überwindung, die es kostete, sich nicht provozieren zu lassen. Mit welcher Konsequenz zeigten zwei Ereignisse am selben Tage, dachte Peter Schünemann, daß sich draußen am Spiegelbach, oben am Kuckucksstuhl und hinten am Brombeerkopf zwei Welten trennten. Während sie hier mit den Schülern des Grenzortes ins Theater fuhren, verging sich der BGS jenseits der Staatsgrenze an Halbwüchsigen, manipulierte sie schon jetzt zu Hetzern und Provokateuren.

Je länger Peter seinen Gedanken nachhängt, desto fester ist er der Meinung, ein jeder in dieser Runde hätte Anspruch auf diesen Platz neben dem Major. Und er glaubt deshalb, nur der Zufall hat es so gewollt, daß er neben dem Chef sitzt, der mit diesem Beisammensein allen, wie er sagte, ein Dankeschön sagen möchte. Genauso ausgelassen wie die anderen beteiligt er sich nun an der Unterhaltung. Es ist ja der besondere Tag, an dem er sagen kann: Morgen bin ich bei Marlis.

Am Tage darauf. Die Reservisten der Kompanie Wesche, nun schon in Zivil, stehen den aus dem Ausbildungstruppenteil zuversetzten Soldaten gegenüber. Gewissermaßen ihrer Ablösung. Der Kompaniechef eröffnet den Appell mit dem Verlesen eines Befehls des Kommandeurs des Grenztruppenteils „Martin Schwantes". Durch diesen Befehl wird der Gefreite Peter Schünemann für ausgezeichnete und vorbildliche Dienstdurchführung zum Unteroffizier der Reserve befördert.

Erzählt nach Erlebnissen eines Grenzsoldaten.

Aus dem Leben der Bruderorganisationen der GST

Hans-Joachim Purwin

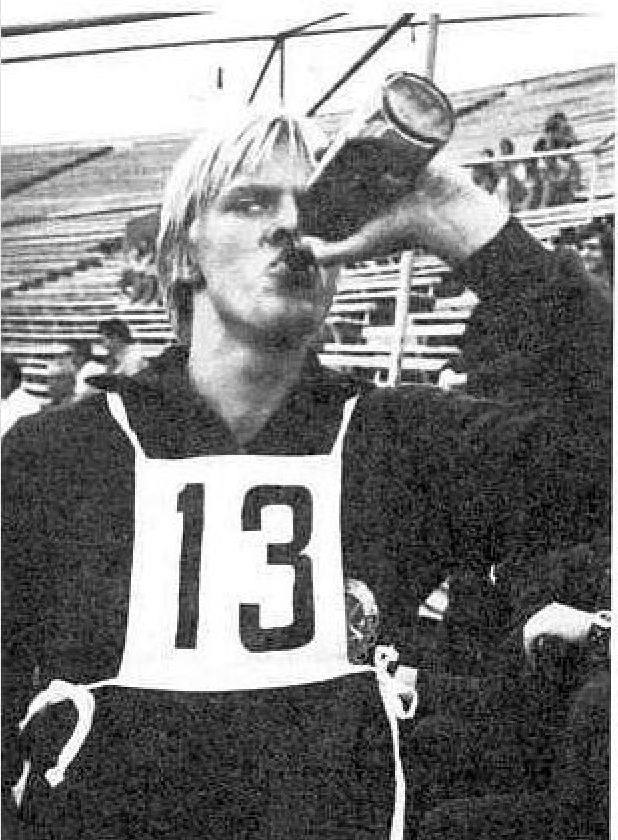
Erlebnis Wolgograd

Alljährlich im Sommer – und stets in einem anderen Land – treffen sie sich zum Internationalen Lager der Freundschaft: etwa 300 Jugendliche aus den sozialistischen Wehrorganisationen. Diesmal war die DOSAAF in der UdSSR, eine der erfahrensten und traditionsreichsten Wehrorganisationen, Gastgeber, und eingeladen hatte sie in eine berühmte Stadt: nach Wolgograd. Wollte man die Stadt von einem Ende zum anderen durchqueren – ein Fußmarsch zeitlich einmal rund um die Uhr würde nicht ausreichen. In der Breite mißt Wolgograd zwar nur sieben Kilometer, aber dafür zieht es sich 75 km am rechten Wolgaufer entlang. Breite Prospekte, gepflegte Parkanlagen, großzügig angelegte Plätze gehören zum Stadtkern, während sich am linken Ufer des riesigen Flusses das Naherholungsgebiet mit den Datschen der Wolgograder präsentiert. 38 °C im Schatten herrschten durchweg an diesen 14 Augusttagen, als sich Jugendliche aus den Wehrorganisationen der UdSSR, der DDR, der VR Bulgarien, der VR Polen, der ČSSR und der Ungarischen VR hier trafen. Und wenn sie mit zehn Bussen zu den verschiedensten Veranstaltungen fuhren, blieben die Blicke an den Sehenswürdigkeiten der Stadt – und an den vielen Getränkeautomaten hängen ...

Jeder Tag brachte viele Erlebnisse. Das begann schon frühmorgens nach dem gemeinsamen Frühsport mit der Aufregung in sechs Sprachen, was denn nun anzuziehen sei – offizielle Delegationskleidung, bequemer Trainingsanzug oder legeres Zivil. Das vielfältige Stimmengewirr verstummte nur zu ehrfürchtigem Schweigen, als die Teilnehmer des Freundschaftslagers gemeinsam den Mamai-Kurgan emporstiegen, um zu Füßen des Mahnmals „Mutter Heimat" Kränze niederzulegen. Oder beim Besuch des Traktorenwerks „F. E. Dzierzynski", aus dem während des Krieges die dort produzierten Panzer direkt an die Front fuhren. Ein vor dem Werk aufgestellter T-34-Panzer erinnert an die heißen Kämpfe um dieses Werk, um diese Stadt.

Großes internationales Hallo gab es dann wieder bei den vielen Wettbewerben. Ein Wehrsportfest rief in das neue Wolgograder Stadion. Hindernisbahn, Schießen, Handgranatenwerfen und ein 1000-m-Lauf wurden von den Aktiven selbstverständlich gemeistert. Schließlich waren diese Disziplinen für sie, die sich in den Wehrorganisationen ihrer Länder auf den Armeedienst vorbereiten, nicht neu. Ungewöhnlicher war es dagegen schon, mit einem K-Wagen auf dem Wolgograder Autodrom ein Rennen zu fahren. Auch Geschicklichkeitsfahrten mit Lastkraftwagen, Personenkraftwagen und Motorrädern waren für viele Jugendliche ungewohnt. Aber man schlug sich tapfer, auch wenn so mancher Motor beim Start erst einmal abgewürgt wurde.

Sehr eindrucksvoll gestaltete sich der Besuch einer Einheit der Sowjetarmee unweit Wolgograds. Panzer und Haubitzen konnten begutachtet werden; aus der Gulaschkanone wurde eine kräftige Suppe ser-



Nach hartem Kampf beim Wehrsportfest hat man sich eine Erfrischung verdient

viert, und ein Freundschaftsmeeting mit den Soldaten rundete dieses schöne Erlebnis ab.

Mit Brot und Salz wurden die Jugendlichen auf dem „Wolga-Don"-Sowchos empfangen; sie waren zu einem Ernteeinsatz angerückt. 350 Kisten Mohrrüben hatte sich jede Delegation als Ziel gestellt – und es natürlich auch erfüllt. Die Freunde vom Sowchos dankten allen fleißigen Erntehelfern und gaben ihnen ein Festessen. Satt, zufrieden und voller Kwaß, dem erfrischenden Getränk aus dem an diesem heißen Tag ständig in Bereitschaft stehenden mittleren Tankwagen, ging es zurück nach Wolgograd.

Eine stimmungsvolle Schiffahrt auf der Wolga – man hatte inzwischen einen internationalen Chor gegründet – brachte noch einmal einen Höhepunkt. Mit Liedern dank-



Geschicklichkeitsfahren stand ebenfalls auf dem Programm



Fertigmachen zum Start. Nicht jeder K-Wagen-Fahrer, der das Rennen mitfuhr, hatte schon einmal solch ein kleines Kunstwerk gelenkt



Beim Besuch einer Einheit der Sowjetarmee konnte man auch einen Blick ins Geschützrohr werfen



Mohrrübenernte im „Wolga-Don"-Sowchos. Der Kwaß-Wagen stand immer bereit

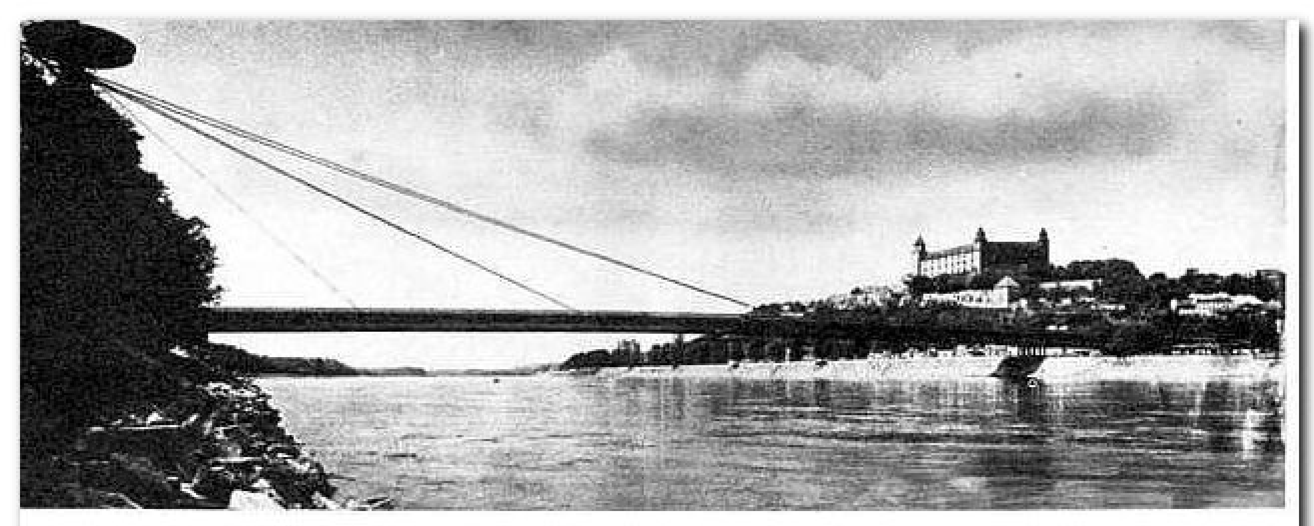
ten alle Teilnehmer auch den Freunden der DOSAAF, die sich als hervorragende Organisatoren und prächtige Gastgeber erwiesen hatten. Und mit besten Wünschen verabschiedeten sich die 300 Jugendlichen aus sechs sozialistischen Wehrorganisationen voneinander und wünschten sich ein Auf-Wiedersehen. Vielleicht schon bei einem internationalen Manöver als Soldaten der Warschauer Verteidigungskoalition.

Autodrom Bratislava – vielseitige Ausbildungsstätte

Hoch oben dräut die Burg, tief unten dröhnen Fahrschulwagen. Von früh bis abends geht es rund auf dem Autodrom der slowakischen Hauptstadt Bratislava. Schirmherr des Motorsports in der ČSSR ist die sozialistische Wehrorganisation, der Verband für die Zusammenarbeit mit der Armee SVAZARM.

Mehr als 35 Autoschulen gibt es in der Slowakei. Mit modernsten Lehrmethoden bewältigen sie den Ansturm jener, die eine Fahrerlaubnis erwerben wollen. An den Schulen werden aber auch Kraftfahrer für die Volkswirtschaft ausgebildet und – was als vorrangige Aufgabe gilt – Jugendliche auf ihren Einsatz als Militärkraftfahrer vorbereitet.

Roman Snehota ist einer von ihnen. Der achtzehnjährige Arbeiter aus der Schokoladenfabrik hat als angehender Militärkraftfahrer bereits einige Ausbildungsstunden hinter sich und weiß, was noch alles auf ihn zukommt. Da zeigt sich das Autofahren nicht gerade von seiner Schokoladenseite, wenn man in vier Monaten jede Woche eine entsprechende Anzahl an Ausbildungsstunden in Theorie und Praxis absolvieren muß. Bei Wind und Wetter, am Tag und in







der Nacht geht es auf die Straße oder ins Gelände, in Kolonne oder solo. Pflege-, Wartungs- und Instandsetzungsarbeiten am Wagen gehören zum Programm. Und noch so allerhand „Abwechslungen", wie Exerzier-, Schieß-, Schutz- und medizinische Ausbildung für die Erste-Hilfe-Leistungen, die einen zwischendurch in Trab halten. Hat man alles erfolgreich absolviert, ist noch keine Ruhe; denn die Armee verlangt vom SVAZARM wirklich hervorragend ausgebildete Kraftfahrer. Darum prüft sie die Jungen noch einmal selbst. Ja, und wer diese Prüfung nicht schafft, der wird zurück in die Grundorganisation geschickt, die ihn ausgebildet hat. Dort muß er nochmals 'ran.

„Was ja ziemlich peinlich ist", sagt Roman, „wenn man wieder dort auftaucht." Und was auch dem Direktor der Autoschule von Bratislava nicht recht wäre; denn, so Genosse Arpad Horvath: „In den letzten vier Jahren wurde nicht ein einziger wegen mangelhafter Ausbildung von der Armee in die Grundorganisation zurückgeschickt."

„Darum", so Roman Snehota weiter, „setze ich lieber gleich meinen ganzen Ehrgeiz daran, das nicht gerade leichte Ausbildungsprogramm zu schaffen."

Die Burg von Bratislava über der Donau

Fahrschulunterricht auf dem Autodrom. Der Fahrschüler fährt allein, vom Turm aus korrigiert der Fahrlehrer über Funk Fahr- und Schaltfehler

Der SVAZARM bietet den Jugendlichen in der ČSSR viele Möglichkeiten zur Betätigung, auch Straßenmotorradrennen veranstaltet er





Die Höhlentaucher von Debrecen

Wer heute durch die altehrwürdige ungarische Stadt Eger geht, wird immer wieder Risse in den Mauern der Häuser entdecken. Es scheint, als ob die Rißfreudigkeit der Gemäuer Schritt hält mit dem Tempo der großzügigen Restaurierung. Schuld daran ist ein ausgedehntes Netz von mehrstöckigen Kellern und Kasematten, das sich unter der ganzen Stadt hinzieht. Experten in Eger schätzen, daß dieses Höhlensystem so lang ist wie das gesamte Straßennetz: etwa 86 km Gänge, die an die zweitausend Räume miteinander verbinden. Bis heute ist nur ein Teil der Kellerwelt erschlossen; das gesamte System der Gänge und Verliese zu erkunden wird wohl noch Generationen von Forschern beschäftigen.

Die Stadtverwaltung scheut weder Geld noch Mühe, um den alten Stadtkern zu erhalten. Das ist nur möglich, wenn das Höhlensystem unter der Stadt stabilisiert oder ganz aufgefüllt wird. Aber das ist sehr teuer: 170 Mill. Forint erfordern die komplizierten Baumaßnahmen im Jahr. Doch wer erkundet die Höhlen und führt die Bauarbeiten aus? Natürlich Bauspezialisten – aber auch Sportler des MHSZ, der ungarischen sozialistischen Wehrorganisation.

In Debrecen, der drittgrößten Stadt Ungarns, gibt es seit zwanzig Jahren einen MHSZ-Tauchsportklub, der im ganzen Land bekannt ist. Die Taucher, meist Geologen und Techniker, errangen bei nationalen und internationalen Tauchsportwettbewerben große Erfolge. Doch am bekanntesten wurden sie wohl durch ihre Einsätze bei der Erkundung der Unterwelt Egers und bei der Suche nach Trinkwasserquellen im ungarischen Bükkgebirge. Um die Wasserversorgung von Miskolc zu sichern, mußten dort Karstwasserläufe aufgespürt werden.

Die Taucher stiegen bei dieser Aktion bis zu 70 m tiefe Schächte hinab. Um so etwas zu können, müssen die MHSZ-Taucher auch perfekte Bergsteiger sein. Deshalb trainieren sie nicht nur im nassen Element, sondern üben bei der wöchentlichen Ausbildung auch das Erklimmen und Absteigen von Felsen.

Zum MHSZ-Tauchsportklub in Debrecen gehören 130 junge Leute. Die Gruppe für Spezialeinsätze, wie beispielsweise die Suche nach Karstwasserläufen, setzt sich aus 30 bis 40 Sportlern zusammen, die eine besonders gute Kondition haben und die über große Erfahrungen im Tauchen und Bergsteigen verfügen. Auch 10 Frauen sind dabei.

Kürzlich unterstützten einige Tauchsportler aus Debrecen kubanische Geologen, die

Roman Snehota (rechts) bereitet sich beim SVAZARM auf seinen Dienst als Militärkraftfahrer vor

Kubanische und ungarische Höhlenforscher „vor Ort" in der Martinshöhle auf Kuba. Lászlo Czakó (Pfeil) war mit dabei

Gründliche technische Ausbildung steht neben vielen anderen Fächern auf dem Programm der zukünftigen Militärkraftfahrer

Ungarischer Taucher der MHSZ bei einem Taucheinsatz im kristallklaren Wasser einer Höhle auf Kuba



in Gebirgshöhlen ihres Heimatlandes ebenfalls nach Karstwasserquellen suchen. Der „Chef" des Debrecener Tauchsportklubs, der fünfunddreißigjährige Elektrotechniker Láslo Czakó, war mit dabei und vermittelte den kubanischen Freunden seine reichen Erfahrungen. Seitdem stehen die ungarischen Tauchsportler in herzlicher Verbindung zu den Tauchsportklubs der SEPMI, der kubanischen sozialistischen Wehrorganisation.

Die Ausbildung der Debrecener MHSZ-Taucher ist hart und erfordert vollen Einsatz. Aber gerade das reizt viele Jugendliche, so daß sich Láslo Czakó um fehlenden Nachwuchs keine Sorgen zu machen braucht.

Aeroklub Michailowgrad

Der zierlichen, 1,50 m großen Temenuschka (Veilchen) Petrowa könnte man sich bedenkenlos zum Mitflug anvertrauen. Die 26jährige Mathematiklehrerin hat schon mehr als 400 Segelflug- und 150 Motorflugstunden in ihrem Flugbuch zu stehen, gehört der Auswahlmannschaft des Aeroklubs Michailowgrad an.







Der Flugplatz des Aeroklubs der bulgarischen Wehrorganisation OWTPN nördlich von Sofia bei Michailowgrad liegt ziemlich malerisch zwischen sanft ansteigenden Hügeln. 1954 wurde hier der erste Spatenstich gemacht, und 1957 startete von diesem Gelände das erste Flugzeug. Heute gehört der Aeroklub zu einer leistungsfähigen Ausbildungsstätte für angehende Flugzeugführer und -mechaniker

Im Zielkreis gelandet

Wladimir Kartschokow, ein Fallschirmspringer, der auf sich aufmerksam macht

Fallschirmspringer vor dem Start auf dem Flugplatz des Aeroklubs

Zwar ziemlich klein, aber eine großartige Pilotin: Temenuschka Petrowa

Feierliche Eröffnung eines vormilitärischen Ausbildungslagers der OWTPN mit Schülern aus Michailowgrad

sowie Fallschirmspringer für die bulgarische Armee und für Leistungssportler.

Klubleiter Georgi Petrow hat immer eine Schachtel Pralinen bei der Hand; denn es gibt hier viele Sportlerinnen! Bekannte Flugzeugtypen im Bestand der OWTPN, wie „An-2", „Trener", „Wilga", „Foka" oder „Blanik", stehen für die Jugendlichen in diesem Flugsportzentrum bereit.

Segelfliegen und Fallschirmspringen darf man in Bulgarien schon mit 16 Jahren; ab 17 Jahre kann man Motorfliegen. Wer sich für eine Pilotenlaufbahn bei der Armee oder bei der Landwirtschaftsfliegerei entschieden und mit Erfolg die flugmedizinischen Kontrollen überstanden hat, kommt zur Herbstzeit an den Klub. Dort erhält er zweimal zwei Stunden in der Woche theoretische Ausbildung in den Wintermonaten; dazu kommen Arbeiten an den Maschinen. In den Sommermonaten während der Ferien erwirbt er dann bei einem Lehrgang mit etwa 25 bis 30 Flugstunden die nötige Flugpraxis.

Danach folgen die ersten Prüfungen, um als Pilot zugelassen zu werden. Im zweiten Jahr geht die Ausbildung in höheren Flugsportdisziplinen weiter: Kunstflug, Streckenflug und anderes mehr. Besonders stolz ist der Leiter des Aeroklubs Petrow auf eines seiner Fallschirmsprung-Asse, Wladimir Kartschokow. Er ist in der internationalen Fallschirm-Wehrsportarena kein Unbekannter, hat mehr als 1000 Sprünge hinter sich gebracht. Der 24jährige Komsomolze, Schlosser und Reservist gewann z. B. beim 9. Internationalen Komplexwettkampf der sozialistischen Länder „Für Brüderlichkeit und Freundschaft" in Kiew das Einzelzielspringen mit einer durchschnittlichen Abweichung von 0,02 cm bei vier Sprüngen.

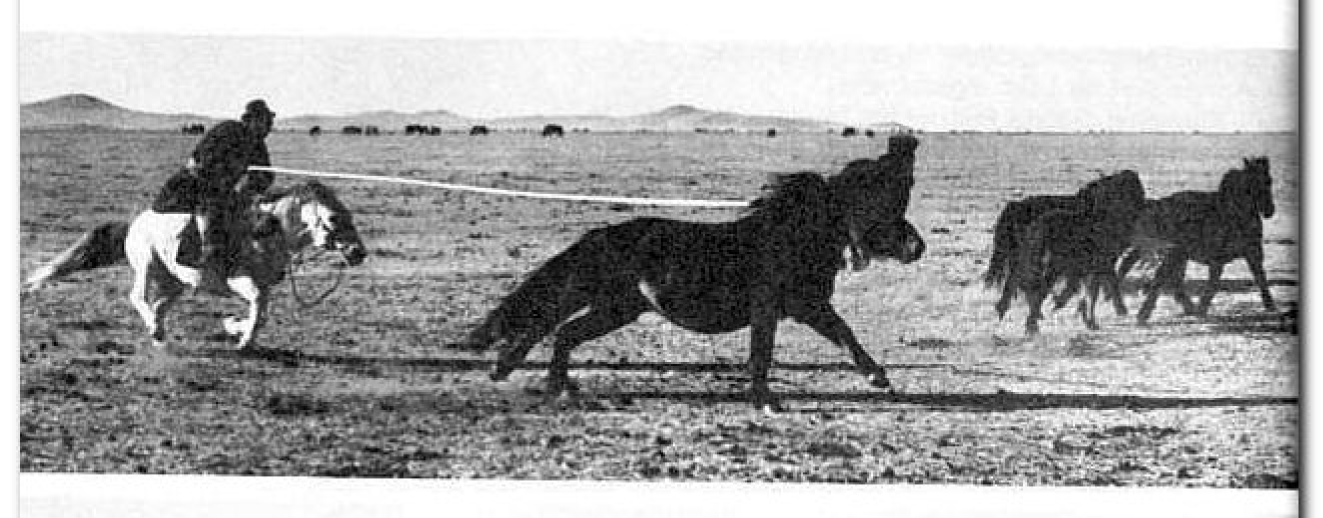
„In dem Mann steckt noch viel", meint Genosse Petrow, „und man kann sich auch auf ihn verlassen."

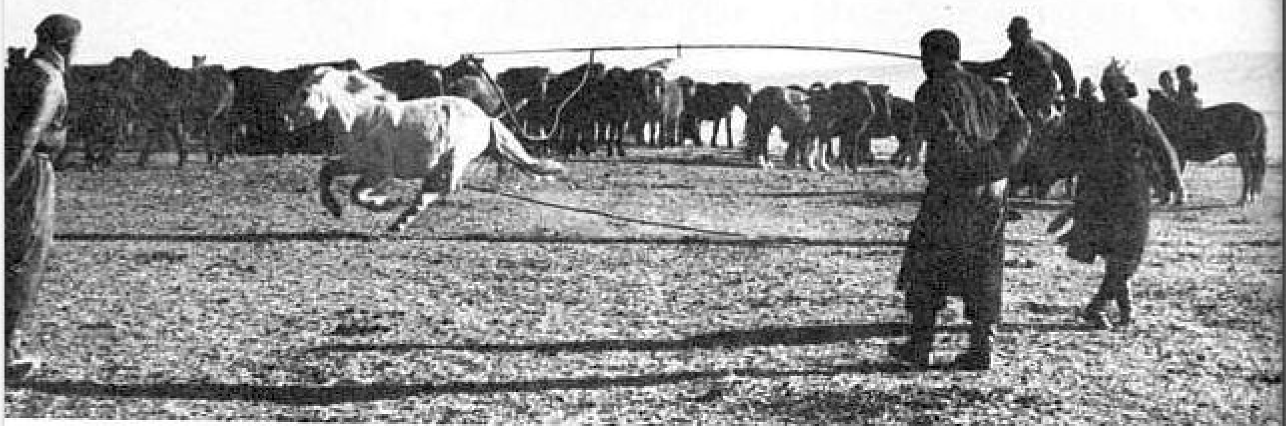




Bei den Viehzüchtern in der mongolischen Steppe

Wir sind zu Gast in den Jurten von Pferdezüchtern bei Charchot in dem mongolischen Bezirk Archangai, weit draußen in der Steppe. Die Brigade gehört zur Genossenschaft „Zazval". Sie bewirtschaftet 200000 ha landwirtschaftliche Nutzfläche, besitzt mehr als 100000 Tiere, davon 70000 Ziegen und Schafe, 16000 Rinder, 200 Kamele und – sage und schreibe – 20000 Pferde! Jährlich werden rund 20000 Tiere an den Staat abgeliefert, dazu







77 t Schaffelle, 30 t Butter und 150 000 kg Kumys. Zum Staatsplan gehören aber auch: 10 Wölfe, 5 000 Murmeltiere, Luchse, Füchse, Antilopen, Rehe, Hirsche.

Man wird in den gastfreundlichen Jurten stets mit großer Herzlichkeit empfangen — und mit Kumys, dem legendären Nationalgetränk der Mongolen, das aus gegorener Stutenmilch entsteht. Heute erwartet uns hier aber auch ein aufregendes Schauspiel: das Fangen eines Pferdes aus einer siebenhundertköpfigen Herde, die in der Nähe der Jurte grast.

Zwei, drei kräftige junge Männer werfen sich gewandt auf ihre gesattelten Pferde und jagen mit einer fast acht Meter langen Stange, an deren vorderem Ende eine starre Schlinge angebracht ist, in die Herde. Sie wollen vorführen, wie ein noch nicht zugerittenes Pferd gebändigt wird. Dabei

Ein Pferd wird gefangen und gezähmt





haben die Pferdehirten ein bestimmtes Tier „im Visier", und als ob dieses die Gefahr ahnte, bricht es aus der Herde aus. Das nützt ihm aber nicht viel; denn schon nach wenigen Metern fällt die Schlinge um seinen Hals, und es ist eingefangen. Behutsam legt der Einreiter dem Tier den Sattel auf und schwingt sich hinein. Dann bricht die wilde Jagd los, das Pferd versucht, den Reiter abzuschütteln. Doch der bleibt oben, und bald fügt sich das Pferd seinem Schicksal und „gibt klein bei".

Der junge Einreiter ist ansonsten am Funkgerät der Pferdezuchtbrigade anzutreffen, hält mit ihm Verbindung zur Zentrale der Genossenschaft, gibt Informationen über Viehbestand und anderes mehr durch und erhält Informationen. Zum Funker ausgebildet wurde er bei der OSO, der Wehrorganisation der Mongolischen Volksrepublik. Sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, neben der Vorbereitung der Jugend auf die Landesverteidigung die Volkswirtschaft bei der Berufsausbildung zu unterstützen. Bei den riesigen Entfernungen des Landes – allein der Bezirk Archangai ist mit 55 200 km^2 halb so groß wie die DDR – spielt die Funkverbindung eine wichtige Rolle.

Die Ausbildung zum Funker – sie erfaßt Jungen und Mädchen gleichermaßen – erfolgt an den Radioklubs der OSO nach einem sechsmonatigen Programm. Wöchentlich dreimal zwei Stunden dringen sie in die Geheimnisse des Tast- und Sprechfunks ein und machen sich mit der komplizierten Technik vertraut.

Nach Abschluß des Lehrgangs werden

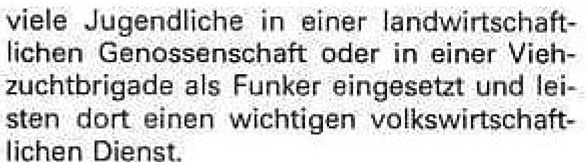


Funkausbildung hat bei der OSO neben der militärischen auch eine große volkswirtschaftliche Bedeutung

Ein Funkamateur aus Ulan-Bator







viele Jugendliche in einer landwirtschaftlichen Genossenschaft oder in einer Viehzuchtbrigade als Funker eingesetzt und leisten dort einen wichtigen volkswirtschaftlichen Dienst.

Der Bezirk Archangai hat einen Bestand von 1,6 Mill. Tieren, aufgeteilt auf Hunderte von Viehzuchtbrigaden. Da werden noch zahlreiche Funker gebraucht. Arbeit genug also für die mongolische Bruderorganisation OSO, die Gesellschaft zur Unterstützung der Verteidigung.



Bruderorganisationen der GST

UdSSR	DOSAAF	Freiwillige Gesellschaft zur Unterstützung der Armee, der Luftstreitkräfte und der Flotte der UdSSR
Republik Kuba	SEPMI	Gesellschaft für Militärpatriotische Erziehung
Ungarische VR	MHSZ	Ungarischer Verteidigungsverband
VR Polen	LOK	Liga für Landesverteidigung
ČSSR	SVAZARM	Verband für Zusammenarbeit mit der Armee
VR Bulgarien	OWTPN	Organisation für wehrtechnische Ausbildung der Bevölkerung
Mongolische VR	OSO	Gesellschaft zur Unterstützung der Verteidigung

Blick auf die Bezirksstadt Archangai

Die Jurten der Viehzüchter

Motorradwettkampf der OSO. Die schwierigen Bedingungen liefert die Steppenlandschaft

Herzlich werden die Gäste begrüßt und mit Kumys bewirtet

Die Alte unterm Mandelbaum

Peter Jacobs

Es war in jenen fieberheißen Augusttagen des Jahres 1979 auf der mittelamerikanischen Landbrücke, als das nikaraguanische Volk die Helden des Befreiungskampfes auf den Schultern trug und seine Toten begrub. In Managua, der Hauptstadt, begegnete ich dem neunzehnjährigen Mario Arlei Flores, der mir den Weg zu der wohl achtzigjährigen Marta Virgen Delgadillo in Monimbó, dem Indianerviertel der Nachbarstadt Masaya, wies. Die Schicksale beider waren auf dramatische Weise miteinander verflochten.

Mario lernte ich im ehemaligen Krankenhaus der Nationalgarde des gestürzten Diktators Somoza kennen. Von allen Krankenhäusern des Landes war dies am besten ausgerüstet, und so konnte man dort die schwersten Verletzungen behandeln.

Obwohl vom Managuasee her eine leichte Brise wehte und etwas Kühlung durch die weitgeöffneten Fenster des Krankenhauses fächelte, war es in den Gängen stickig heiß. Es roch nach antiseptischer Seife und Chloroform. Die frischgestärkten weißen Häubchen der Schwestern konnten nicht über die Müdigkeit in den braunen indianischen Gesichtern hinwegtäuschen. Schwer hallten die Schritte der Ärzte auf den Fliesen. Unter den weißen Kitteln trugen sie noch die Uniformen und die Stiefel, die sie im Befreiungskampf gebraucht hatten. Die Revolution hatte noch keine Zeit gefunden, die Barrikaden- und Dschungelmediziner mit Zivilkleidung zu versorgen. Ohnehin waren für die Ärzte der Sandinistischen Befreiungsfront, die in dieses Krankenhaus geschickt worden waren, die Anstrengungen nicht geringer und das Leben nicht bequemer geworden als zuvor in den Notzelten der Berge und in den Untergrundlazaretten der Städte. Nur hatten sie jetzt ein besseres Instrumentarium und mehr Medikamente, mithin auch mehr Hoffnungen, die schwersten Fälle durchzubringen.

Mario Arlei Flores lag in einem Einzelzimmer. Name und Alter waren einer Tafel zu entnehmen, die über dem Bett hing. Der Patient hatte sein Gesicht mit einem Tuch bedeckt. Der Arzt, der mich begleitete, setzte sich auf den Bettrand und sprach väterlich auf ihn ein. Der Kranke antwortete durch das Tuch; ich verstand kaum ein Wort. Er merkte das wohl und zog das Tuch plötzlich weg. Ich erschrak. Sein Gesicht war fürchterlich zugerichtet: eine verzerrte, vielfach zusammengeflickte Grimasse. Die Augen lagen in tiefen, blutunterlaufenen Höhlen. Von der Oberlippe war kaum noch eine Spur vorhanden; die bleckenden oberen Schneidezähne sahen aus, als gehörten sie zu einem künstlichen Gebiß. Ich erinnerte mich schaudernd an die Opfer der US-amerikanischen Bombenangriffe, die ich vier Jahre zuvor in einem südvietnamesischen Krankenhaus gesehen hatte.

„Napalm?" fragte ich den Arzt.

Zu meiner Überraschung machte der Junge den Versuch eines Lächelns. „Nein, es war nicht Napalm", sagte er, seine Aussprache war jetzt nicht mehr durch das Tuch behindert. „Es war eine Kontaktbombe. Ich habe sie selbst angefertigt und geworfen, bei

den Straßenkämpfen im September achtundsiebzig in Masaya. Sie ist zu früh explodiert. Ich muß einen Fehler gemacht haben."

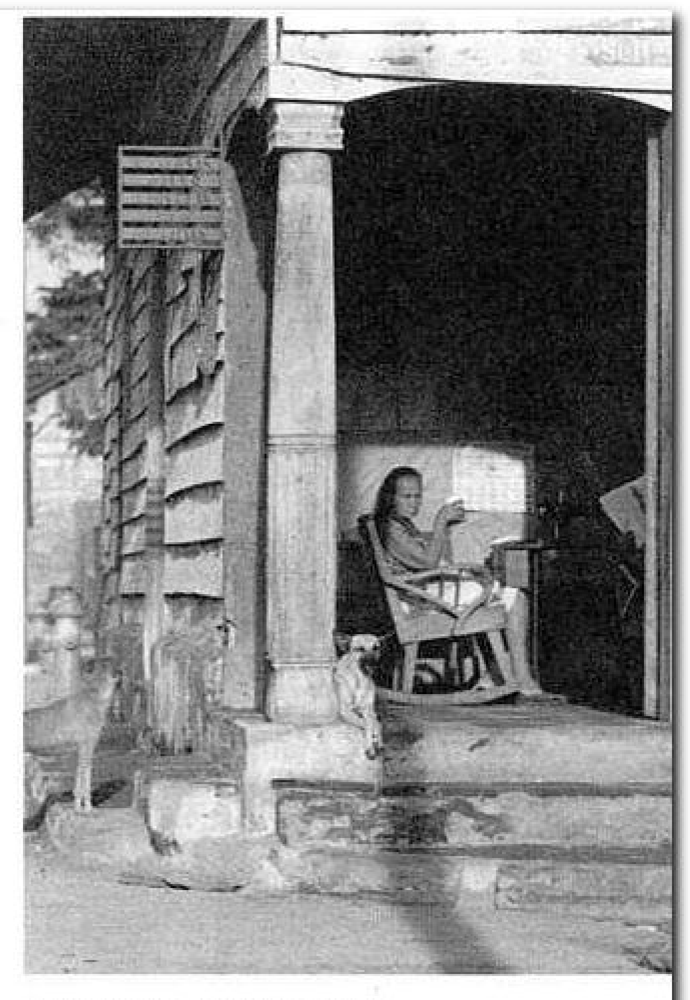
Die Nüchternheit, mit der dieser Neunzehnjährige das Unglück schilderte, das ihn für das ganze Leben gezeichnet hatte, verblüffte mich. Der Arzt merkte das.

„So sind fast alle Jungen hier", sagte er. „Selten, daß einer klagt. Sie haben im Kampf gegen die Diktatur jeden Tag ihr Leben eingesetzt. Sie haben viele Companeros sterben sehen. Der Triumph, gesiegt zu haben, hilft ihnen über die erste und schwerste Zeit hinweg."

Wieder machte Mario den Versuch eines Lächelns. „Unser Feind, die Nationalgarde, hatte modernste Waffen aus den USA. Wir haben den Kampf mit Pflastersteinen und selbstgefertigten Waffen beginnen müssen. Am Anfang hat kaum jemand der Sandinistischen Befreiungsfront eine Chance gegeben. Meine Eltern – sie waren Hängemattenknüpfer in Masaya – hatten furchtbare Angst, als sie merkten, daß ich ein Untergrundkämpfer war. Ihr Leben lang hatten sie sich unter der Diktatur geduckt. Bei einem Bombenangriff der Garde auf Masaya sind sie umgekommen. Sie muß man bedauern. Sie haben nicht mehr erlebt, wie die Diktatur durch den Aufstand hinweggefegt wurde."

Ich hätte den schwerverletzten Jungen gern ausgefragt und seine Geschichte aufgeschrieben: Wann und warum er in den Kampf gegangen ist, welche Taten er vollbracht hat, wie seine Companeros über ihn gesprochen haben. Aber er fand das nicht der Rede wert. Andere hätten Schlimmeres durchgestanden.

„Geh mal nach Masaya, wenn du sehen willst, wie stark unser Volk ist", forderte er mich auf. „Schreib die Geschichte Martas auf! Ihre Geschichte ist auch meine. Nur: Marta ist schon alt, sie mußte ohne Waffe kämpfen und teurer bezahlen als ich. Deshalb mußt du ihre Geschichte aufschreiben. Masaya, Indianerviertel Monimbó. Brauchst nur nach Marta Virgen Delgadillo zu fragen. Jeder dort kann dir ihre Hütte zeigen."



Marta Virgen Delgadillo aus Monimbó, dem Indianerviertel Masayas

„Marta Virgen Delgadillo?"

Die alte Frau lehnte sich in ihrem Schaukelstuhl zurück und lachte krächzend.

„Marta – Virgen – Delgadillo!" Sie formte Wort für Wort meine wohl nicht ganz fehlerfreie Aussprache nach. „No, mi hijo (nein, mein Sohn), eine Jungfrau bin ich nicht. Und ein Kloster hab' ich nicht mal von außen gesehen."

Da wurde mir der Grund ihrer Erheiterung klar. „Virgen" bedeutet „Jungfrau", und gemeint ist die heilige Jungfrau Maria. Aber niemand in Monimbó benutzte diesen zweiten Vornamen. „Für alle Leute hier bin ich Marta, und für dich auch, mi hijo!" wies sie mich zurecht.

Die Frau war klein und dünn wie ein Schulmädchen. Die flinken, braunen Augen verrieten eine wache Beobachtungsgabe. Auf dem faltigen Gesicht spielten die Schatten des zerfetzten Blattwerks eines Mandelbäumchens. Die Hütte,. vor der sie saß,



war aus Lehm gebaut und mit schadhaften Ziegeln bedeckt, die noch vom nachmittäglichen Gewitterguß dampften. In der Mitte der ungepflasterten Straße schwemmte das Regenwasser hinausgeworfene Küchenabfälle mit sich fort. Auch die Nachbarn hatten zu dieser Stunde, in der die Hitze des Tages nachließ und die Luft wieder leichter zu atmen war, ihre Schaukelstühle auf den Gehweg gerückt.

„Wie alt ich bin? Woher soll ich das wissen? Als ich geboren wurde, auf einer Kaffeeplantage in der Gegend von Diriamba, gab's dort noch nicht mal ein Kirchenregister."

Auch die Nachbarn wußten es nicht genau, meinten aber, Marta gehöre noch der Generation Sandinos an, müsse also am Ende des vorigen Jahrhunderts geboren sein. Einundachtzig oder zweiundachtzig Jahre.

„Der Teufel muß meinen Vater geritten haben, als er den Vornamen Marta Virgen für mich aussuchte. Aber ich habe mich gerächt. Neun Kinder habe ich zur Welt gebracht, das erste, als ich wirklich noch eine Jungfrau hätte sein sollen."

Ihr krächzendes Lachen verstummte mit der Erinnerung. Vier Kinder hat sie sehr früh verloren, durch Krankheiten und Unterernährung. Die durchkamen, hat sie hart

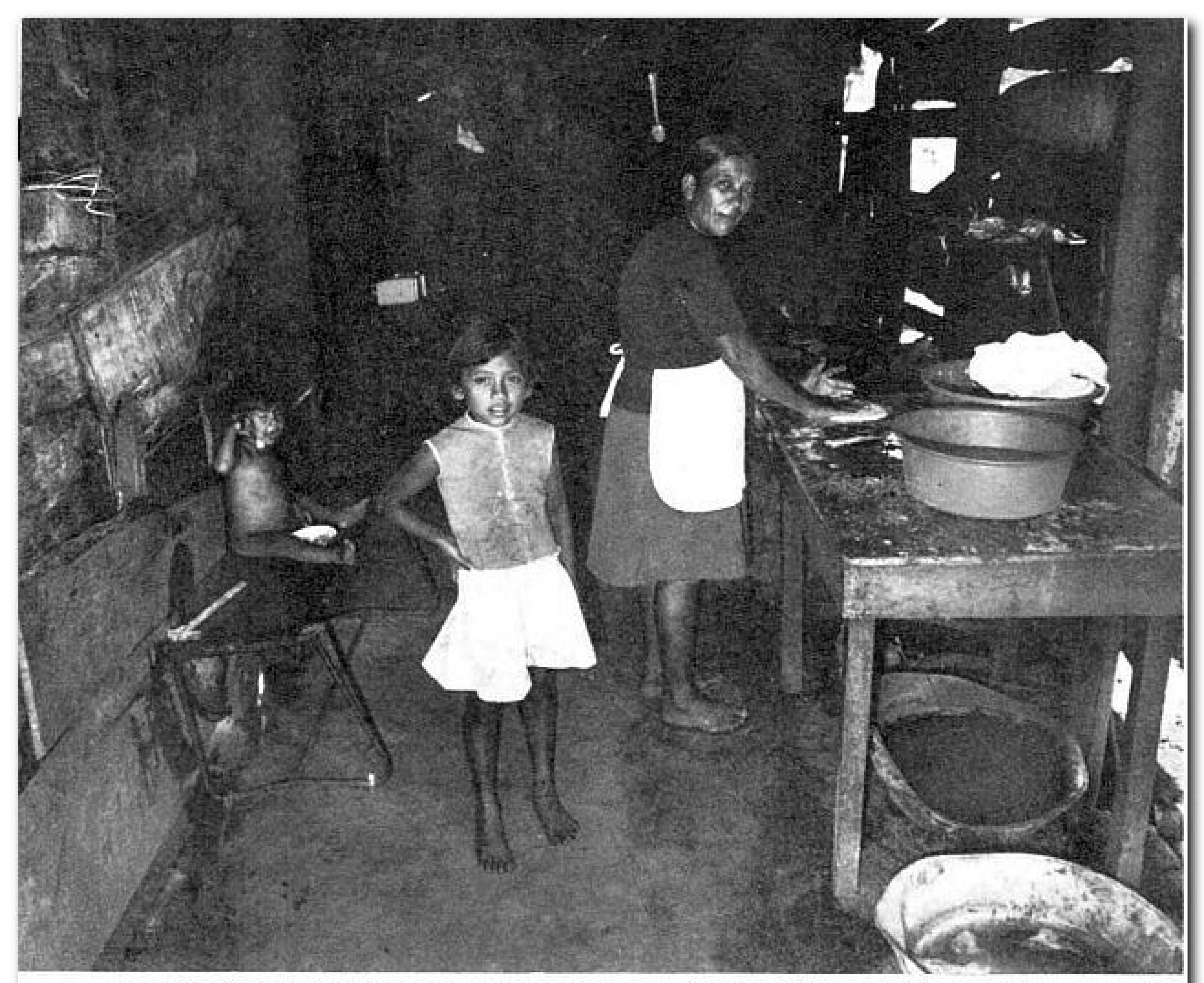
Von den Somoza-Truppen zerstörter Marktplatz in Masaya

Krankenhaus in der Hauptstadt Managua

Im Krankenhaus in Masaya



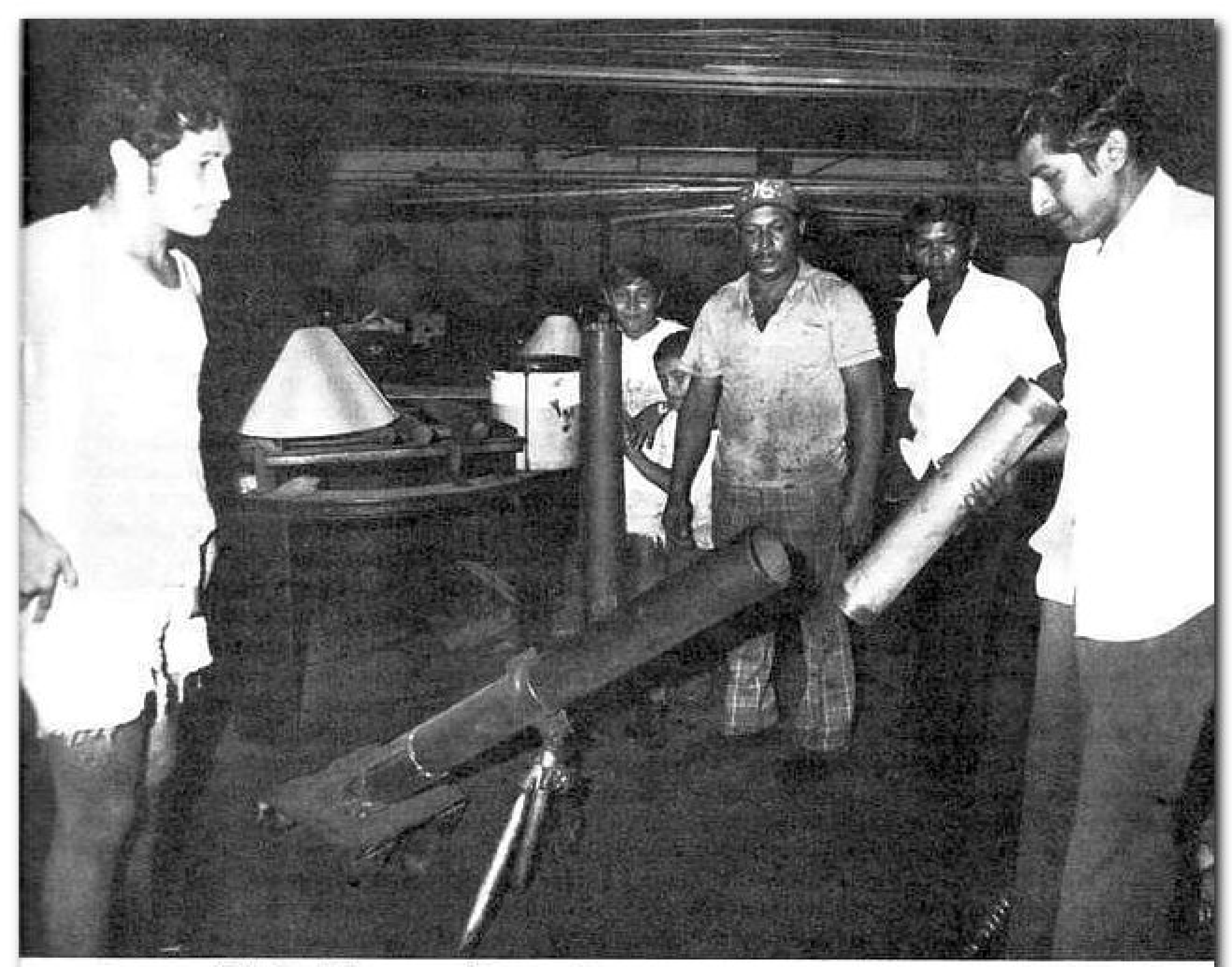




erzogen, ihnen frühzeitig die Bitternis ihres eigenen Existenzkampfes mitgeteilt. Sobald die Kinder groß genug waren, mußten sie sich das Geld fürs Essen selbst verdienen: die Jungen mit Schuheputzen oder durch allerlei Arbeiten in den Werkstätten der Hängemattenknüpfer, die Mädchen durch den Verkauf von gelben Nancitefrüchten auf dem Markt.

Keinem Kind konnte Marta Schuhe bezahlen, die nötig gewesen wären, um in die Schule eingelassen zu werden; denn sie schlug sich als Wäscherin durch, allein. Ihr Mann war, als der legendäre General Sandino Ende der zwanziger Jahre in die Berge zog, um gegen die Invasionstruppen aus den USA und gegen die verräterischen Politiker im Lande zu kämpfen, zu den Partisanen gegangen und seitdem verschollen.

Später blieben auch die Söhne weg. Der erste, kaum daß er sich erwachsen fühlte, machte sich auf nach Kostarika, um dort als Viehtreiber sein Geld zu verdienen. Seitdem hatte Marta nichts mehr von ihm gehört. Der zweite, ein flinker Bursche, ging nach Corinto, einer kleinen Hafenstadt an der Pazifikküste mit uralten Holzhäusern, zahllosen Spelunken, wohlfeilen Mulattinnen und einer riesigen Bananenverladeanlage des US-amerikanischen Konzerns United Fruit. Angeblich war er Hafenarbeiter geworden. Das letzte, was Marta von ihm hörte, war, daß er bei einer Messerstecherei ein Auge verloren habe. Der dritte Sohn hatte in Managua eine Anstellung als Taxifahrer gefunden. Er ist bei dem großen Erdbeben 1972 ums Leben gekommen. Die Zwillingsschwestern waren der kargen Kindheit in die



Arme zweifelhafter Männer entflohen – die eine war mit einem kolumbianischen Schausteller durchgebrannt, die andere hatte einen um vieles älteren Polizeioffizier geheiratet und fortan ihre Familie in Monimbó verleugnet.

Und die Enkel?

„Verstreut in alle Winde", seufzte Marta.

Nach einer Weile des Schweigens winkte sie einen Nachbarjungen herbei und bat ihn, in die Hütte zu gehen und den Bilderrahmen herauszubringen. Mit geduldigen Händen löste sie die Rückwand und holte ein Foto hervor, auf dem im Vordergrund zwei Jungen von etwa vierzehn Jahren zu erkennen waren und dahinter, den beiden über die Schultern lugend, ein dritter. Die beiden Jungen vorn trugen sonntäglich gebügelte Hemden.

„Mein Urenkel Sergio!" sagte die Alte und tippte mit dem Finger auf denjenigen, der seine Arme verschränkt hatte und dem Fotografen von unten herauf und vielleicht sogar ein bißchen wütend ins Objektiv blickte.

„Und das ist Ramiro, mein Großneffe!" Sie zeigte auf den zweiten, der die Arme in die Hüften gestemmt und den Kopf leicht zurückgeworfen hatte – die Pose eines Draufgängers, der sich anschickt, die Welt zu erobern.

„Der dahinten ist Mario. Mario Arlei Flores, ein Junge aus der Nachbarschaft. Sie

Armenhütte

Werkstatt in Masaya-Monimbó, in der die Sandinisten heimlich Waffen produzierten

haben zusammen gespielt, aber sie haben ihn nicht richtig ernst genommen, weil er immer der Kleinste war. Armer Mario!" Das war also der schwerverwundete Mario Arlei Flores, der im Krankenhaus von Managua lag.

Wieder ließ die Alte einen Seufzer hören, und dabei bekannte sie, daß Ramiro ihr Liebling gewesen sei. Die Mutter hatte ihn zu ihr gebracht, als er an Ziegenpeter erkrankt war. Alter Hausmittel kundig, hatte Marta ihm Hals und Ohren mit Schweineschmalz eingerieben und mit Higuerablättern eingewickelt. Ramiro blieb und ließ sich gern verwöhnen. Er war anhänglich und wußte immer mit kleinen Aufmerksamkeiten und flotten Dankesworten die Gunst seiner Großtante zu fördern, die alle Strenge, die sie an ihren eigenen Kindern geübt hatte, vergaß. Älter geworden, zeigte sich Ramiro eitel, leichtfertig und lebenslustig, arbeitete nirgendwo länger als zwei, drei Tage, und eines Tages erschien er bei Marta in der Uniform eines Gardesoldaten. Er werde nun keine Geldsorgen mehr haben, erklärte er frohgelaunt und verschwand.

Sergio, ihr Urenkel, war dagegen aus anderem Holz. Schon als Elfjähriger verkaufte er Streichhölzer und verdiente sich damit Geld für ein Paar Schuhe, um in die Schule gehen zu können. Er war der erste in der großen Familie, der Lesen und Schreiben lernte. Sein Schulfreund Mario half ihm später, eine gute Arbeit zu finden: in einer Werkstatt, wo es zwei Drehbänke, eine Hobelbank und eine Schleifmaschine gab. Damit wurden kleine Maismühlen gebaut. Jedenfalls glaubten das die Somoza-Behörden. Heimlich aber stellten die Arbeiter Einzelteile für Granatwerfer, Hülsen für Brandbomben und allerlei anderes Gerät her, das die Kämpfer der Befreiungsbewegung benötigten. So blieb es nicht aus, daß Sergio und Mario bald dahinterkamen und begeistert mitmachten.

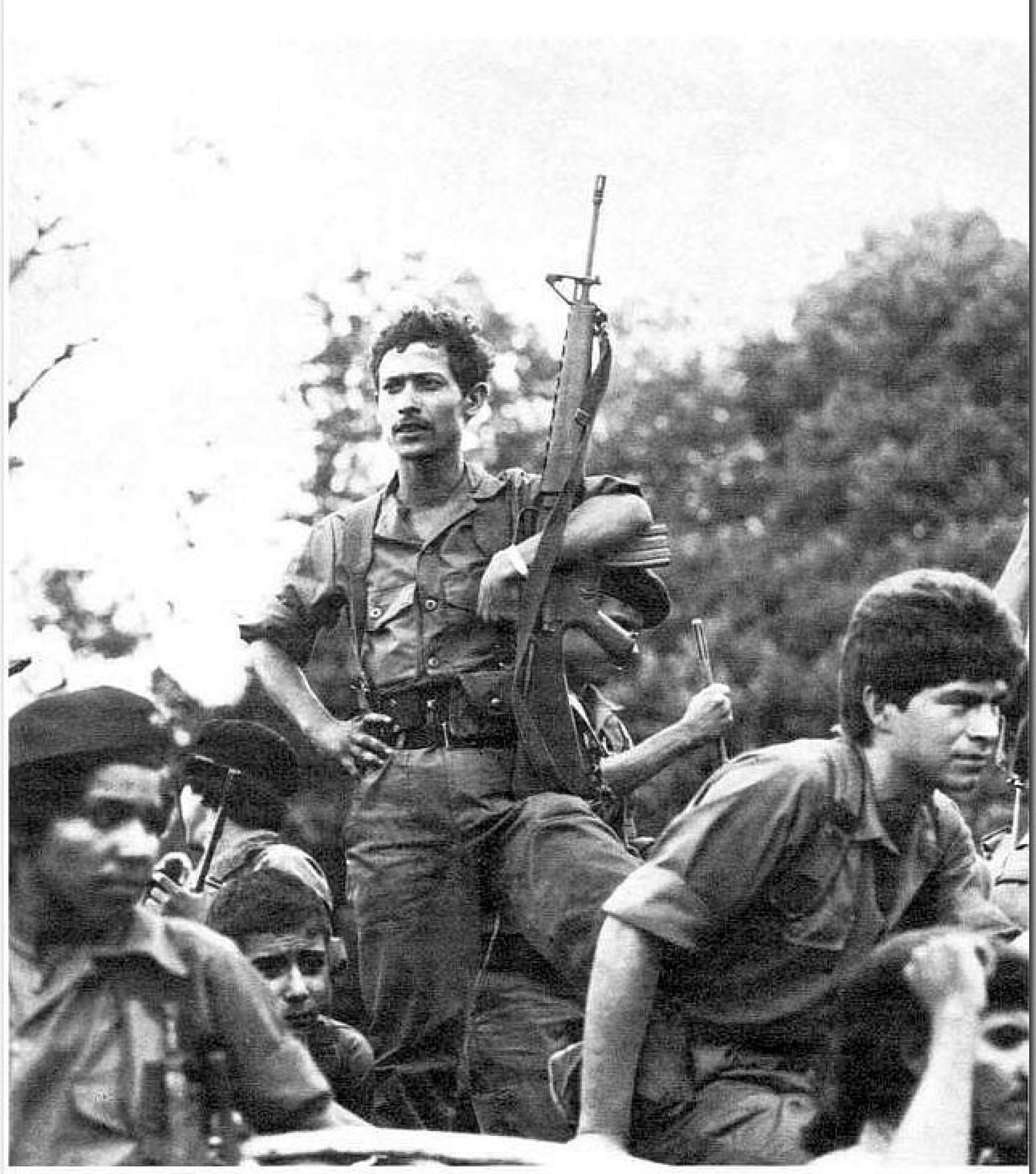
Inzwischen erfaßte der Volksaufstand, der in den Bergen von Las Segovias, in den Dschungelregionen des Ostens und in den fruchtbaren Ebenen entlang der Pazifikküste seinen Anfang genommen hatte, auch die Städte.

Somoza schwor dem ganzen Volk Rache. Durch Masaya fuhren gepanzerte Fahrzeuge, die einen Luftangriff gegen Partisanenschlupfwinkel ankündigten. Marta befand sich zu dieser Zeit auf dem Markt, um gegorenen Mais zu kaufen. Mit anderen Frauen flüchtete sie in eine Schneiderwerkstatt. Zwei Flugzeuge rasten im Tiefflug über die Stadt. Kaum waren die Detonationen der Bomben verhallt, schob man die Frauen aus der Schneiderwerkstatt hinaus. Marta, hinter sich die Flammen der Marktbuden, hastete heimwärts. Kurzsichtig und von Panik befallen, hielt sie das Gefährt, das hinter ihr herkam, für eine Pferdedroschke und winkte, daß man sie mitnähme. Zu spät erkannte sie den Panzerwagen, der Jagd auf Passanten machte. Ein weißglühender Feuerstrahl verbrannte ihr die Hüfte, sie stürzte. Die gelben Maiskörner rollten über das Pflaster.

Seitdem bereitete ihr jede Fortbewegung Schmerzen, und sie konnte die Umgebung ihrer Hütte nicht mehr verlassen. Sergio gab ihr regelmäßig Geld, aber er kam immer seltener, und sie war auf die Barmherzigkeit ihrer Nachbarn angewiesen, die ihr Reis und schwarze Bohnen abließen.

Eines Tages, die Garde Somozas hatte wieder die Oberhand in der Stadt, brachten Sergio und ein ihr unbekannter junger Mann einen Schwerverwundeten in ihre Hütte. Gesicht und Hände waren von dicken Verbänden bedeckt, doch Marta erkannte Mario sofort. Sergio hatte ihn aus der Feuerlinie geschleppt und in ein Krankenhaus gebracht, wo einige Ärzte zu den Sandinisten hielten. Man hatte ihn nicht in den Operationssaal bringen können, sondern mußte ihn heimlich im Keller bei Notbeleuchtung operieren. Dort war weder Zeit noch Gelegenheit für kosmetisch-chirurgische Künste – man mußte dem Neunzehnjährigen das Leben retten. Danach wurde der Verwundete zwischen Keller, Bad und Sterbezimmer hin- und hergeschoben; denn die Patrouillen der Garde, die manchmal im Krankenhaus erschienen, durften ihn nicht finden. Oft genug waren schon verletzte Sandinisten aus dem Krankenbett gezerrt, auf der Straße erschossen und zur Abschreckung liegengelassen worden.

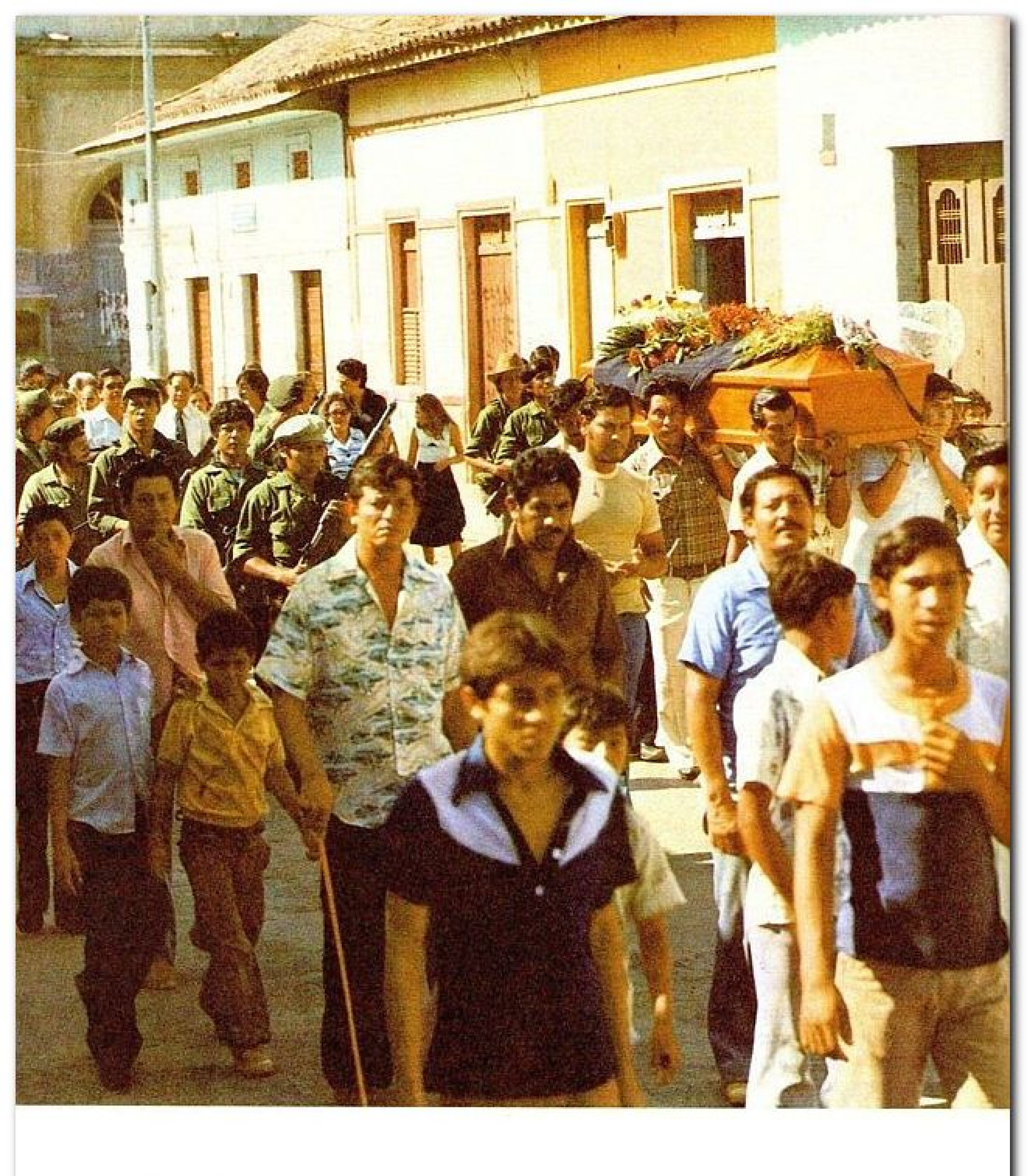
Nun pflegte Marta den Jungen. Sie lehrte ihn, sich in ihrer Hütte blind zurechtzufin-



den, und klagte auch nicht, als ihr Sergio eines Tages einen Zettel hinterließ, er könne nicht mehr kommen, er sei zu seinen Freunden gegangen, sie wisse schon, zu welchen. Manchmal kam der unbekannte junge Mann wieder, brachte Lebensmittel und etwas Geld, aber nie eine Nachricht von Sergio. Die alte Frau machte sich verzweifelte Sorgen: Sergio auf der einen Seite, Ramiro auf der anderen und im Haus ein Verwundeter, der sie durch sein Stöhnen kaum eine Nacht ruhig schlafen ließ. Sie bekam Angst, daß Ramiro, der Polizist, zurückkäme und ein Unheil geschehen könne.

Und Ramiro kam. Er kam mitten im Getöse der explodierenden Geschosse und ratternden Maschinengewehre, der Schreie der Kämpfenden und Flüchtenden an jenem Tag, als die Sandinisten Masaya endgültig

Kämpfer der Sandinistischen Befreiungsfront



Ein Kämpfer der Befreiungsfront wird in Masaya zu Grabe getragen

eroberten. Ramiro wollte seine Uniform loswerden und in Zivilkleidung schlüpfen. Da bemerkte er den Verwundeten. Einem bei der Garde anerzogenen Reflex folgend, zog er den Revolver. Da riß die Alte dem Verwundeten den Verband vom Gesicht und schrie: „Es ist Mario!"

Ramiro, von Entsetzen gepackt, griff sich Hemd und Hosen von Sergio und lief davon.

Von diesem Augenblick an fühlte sich Marta Virgen Delgadillo wie betäubt. Nur von ganz fern nahm sie den Siegesjubel auf den Straßen wahr, wo sich die sandinistischen Kämpfer und die Leute von Monimbó in den Armen lagen. Eine innere Stimme sagte ihr, daß auch Sergio nicht wiederkommen werde. Der unbekannte junge Mann, der nun Mario abholte, um ihn nach Managua zu bringen, zuckte nur die Schultern, als Marta ihn nach ihrem Urenkel fragte. Da legte sie den hölzernen Riegel vor und fiel in einen bleischweren Dämmerzustand. Sie war allein.

Eine Woche später bewegte sich ein Trauerzug durch Monimbó, voran acht uniformierte Sandinisten, ihre Maschinenpistolen im Präsentiergriff, dahinter eine vielhundertköpfige Menge. Über den Köpfen schwebte ein blumengeschmückter Sarg. Als der Zug Martas Hütte passierte, rief jemand aus der Menge den Namen „Sergio Delgadillo", und ein gewaltiger Chor antwortete: „Es presente" – Sergio ist da, er ist unter uns. Sergio Delgadillo war am letzten Tag des Befreiungskampfes gefallen. Man hatte ihn nur flüchtig begraben; nun trug man ihn zur Familiengruft auf den Friedhof von Monimbó.

Marta konnte sich nicht einreihen. Aber lange schaute sie dem Zug nach, der sich langsam bergan entfernte.

Als sie die Salven hörte, wußte sie, jetzt war ihr Urenkel beigesetzt, und seine Kameraden schossen ihm letzten Salut. Und sosehr ihr auch die Hüfte schmerzte, sie holte den Schaukelstuhl aus der Hütte und rückte ihn wieder hinaus in die Sonne unter den kriegsbeschädigten Mandelbaum, wo ich sie getroffen habe.

„Sag Mario, wenn du ihn in Managua siehst, es geht mir gut", forderte sie mich auf.

„Ob sie ihm sein Gesicht wiedergeben können oder nicht – ich warte auf ihn. Er soll Sergios Platz in meinem Herzen einnehmen. Ein neues Leben hat begonnen."

Waffenbrüderschaft der Nachrichtentruppen

Generalmajor Walter Paduch

Ein Leistungsvergleich zwischen den Genossen eines Richtfunkregiments der NVA und eines Truppenteils der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland (GSSD) ist im Ausbildungsplan vorgesehen.

Die Aufgabe lautet: Entfalten und Abbau einer Richtfunkstelle bei Einhaltung bzw. Unterbietung der Normzeit.

Unter Normzeit versteht man bei dieser Aufgabe, daß jeweils in 90 Minuten entfaltet bzw. abgebaut sein muß. 90 Minuten erscheint zunächst viel, aber wenn man weiß, wie viele Handgriffe auszuführen sind, bis die Aufgabe erfüllt ist, und wie unterschiedlich die äußeren Bedingungen sein können, ist diese Zeit kurz.

Die hier im Wettstreit stehenden Trupps müssen unter den widrigsten Witterungsbedingungen – gefrorener Boden, Glatteis, Wind und Eisregen – arbeiten. Doch alle geben das Beste.

Das Ergebnis ist ein Gewinn für alle – die Normzeit wurde sowohl von den Genossen der NVA als auch von den Sowjetsoldaten wesentlich unterboten.

Die besonders engen Beziehungen der Waffenbrüderschaft zwischen Nachrichten- und Flugsicherungstruppen der NVA und der befreundeten Armeen, besonders der Sowjetarmee, ergeben sich ganz natürlich aus dem zutiefst internationalistischen Charakter und Gehalt ihres Kampfauftrags. Sie sind nämlich beauftragt, über Sprach- und Ländergrenzen hinweg auf große Entfernungen standhafte Nachrichtenverbindungen für die Führung und das Zusammenwirken von Truppen verschiedener Nationalitäten, von Flieger- und Flottenkräften sowie für deren rechtzeitige Benachrichtigung und Warnung herzustellen und zu halten, kurz gesagt: die „Nervenstränge" der Vereinten Streitkräfte zu schaffen. Außerdem haben sie die Flugsicherheit gemeinsam elektronisch zu gewährleisten. Das sind ungemein schwierige und verantwortungsvolle Aufgaben, die vieles voraussetzen.



Die erforderlichen Nachrichtensysteme müssen nicht nur in kurzer Zeit entfaltet sein, sondern auch ununterbrochen gehalten werden, und zwar in guter Qualität. Die Erfahrungen unserer Nachrichtentruppen in mehr als fünfundzwanzig Jahren Praxis zeigen, daß diese „Nervenstränge" nur funktionieren, wenn Nachrichtenleute aller oder mehrerer verbündeter Armeen und Flotten sich gemeinsam anstrengen. Dabei muß man sehen, daß die verbündeten Truppen oft durch große Entfernungen voneinander getrennt leben und handeln müssen und keinen unmittelbaren Kontakt miteinander haben. Gerade deswegen sind enge Beziehungen der Waffenbrüderschaft bei gleichen politisch-ideologischen Ausgangspunkten, bei abgestimmten Prinzipien für die Organisation der Verbindungen sowie bei der Erziehung und Ausbildung, bei einheitlichen Betriebsregeln und einer einheitlichen Betriebssprache (Russisch) sowie bei vereinheitlichter oder in den Hauptparametern kompatibler (paßfähiger) Nachrichtentechnik in wachsendem Maße unabdingbare Voraussetzung für reibungslos funktionierende, stabile Nachrichtenverbindungen. Das gilt für die tagtägliche Informationstätigkeit und Nachrichtenübermittlung in den Diensthabenden Systemen (DHS) zum Schutz der Land- und Seegrenzen sowie des Luftraums der sozialistischen Staatengemeinschaft genauso wie für gemeinsame Übungen der Vereinten Streitkräfte oder für beliebige andere Handlungen im Koalitionsbestand, und das wäre auch in Gefechten und Operationen zur Abwehr einer Aggression und zur Vernichtung des Aggressors nicht anders.

Man kann sich leicht ausmalen, was bei der Geschwindigkeit moderner Kampfflugzeuge um Mach 2 (etwa 40 km/min) eine verspätete oder verstümmelte Meldung über eine Luftraumverletzung durch einen potentiellen Kernwaffenträger im Ernstfall für Folgen hätte. Deshalb müssen die Angaben rechtzeitig und verständlich, d.h. auswertbar, übermittelt werden.

Ein einziges Mißverständnis zwischen den Funkern an Bord von Kampfschiffen und -booten der Vereinten Ostseeflotten könnte unter Umständen unkontrollierte Handlungen von Kriegsschiffen der NATO, Verletzungen unserer Hoheitsgewässer, der Seegrenzen oder des Festlandsockels der sozialistischen Ostsee-Anliegerstaaten begünstigen. Andere als Funkverbindungen gibt es aber auf See nicht oder nur selten. Also muß die Verbindung auf Anhieb klappen.

Ähnliche Situationen sind bei den Landstreitkräften und auch bei den Grenztruppen der DDR möglich.

Die Fähigkeiten, zuverlässige Nachrichtenverbindungen zu schaffen und zu halten, entstehen natürlich nicht im Selbstlauf,





Spezialausbildung Nachrichten- und Flugsicherungstruppen der LSK/LV. Start- und Kommandopunkt

Betriebsmechaniker des Start- und Kommandopunkts bei der Funktionskontrolle

Funker der Volksmarine am Gerät





sondern müssen hart erarbeitet werden.

Ständig auf internationalen Verbindungen eingesetzte Spezialisten beherrschen selbstverständlich ihr Handwerk meisterhaft und können den Betriebsdienst in russischer Sprache flüssig abwickeln. Während gemeinsamer Übungen und Manöver aber werden zusätzlich zu den bestehenden Nachrichtensystemen mobile Nachrichten- und Flugsicherungsmittel entfaltet, um den gesteigerten Informationsanfall unter gefechtsnahen Bedingungen bewältigen zu können. Dadurch wird ein weitaus größerer Personenkreis in die Sicherstellung der Nachrichtenverbindungen einbezogen, der nicht ständig mit den Problemen, die sich beim Einsatz von Kräften unterschiedlicher Nationalität ergeben, konfrontiert ist. Darauf müssen die Soldaten, Unteroffiziere, Fähnriche und Offiziere der Nachrichten- und Flugsicherungstruppen der NVA eingestellt und in der Gefechtsausbildung systematisch und im engen Zusammenwirken mit den Waffenbrüdern vorbereitet werden.

Aus der militärpolitischen Situation und der geographischen Lage der DDR ergibt sich logischerweise, daß die NVA bei der Ausbildung und Erziehung ihrer Nachrichten- und Flugsicherungstruppen der NVA besonders eng mit den Genossen der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland und mit der Baltischen Rotbannerflotte zusammenarbeitet. Der hohe Ausbildungsstand und das Leistungsvermögen der sowjetischen Nachrichtentruppen sind dabei der Gradmesser des von uns Erreichten und Ansporn zu noch besseren Resultaten.

Was nützt es z. B., wenn moderne Technik und Ausrüstung zwar vorhanden sind, diese aber auf Grund mangelnder Erfahrung nicht voll eingesetzt werden können, wie sich z. B. bei der Erfüllung der Aufgabe „Bergen von Kampftechnik" während einer Nachrichtenübung herausstellte. Hier zeigten die sowjetischen Genossen vom „Regiment nebenan", was in ihnen steckt, obwohl sie zur Bergung nur ältere Technik nutzen konnten.

Vielfältig sind die Maßnahmen, Formen und Methoden der Zusammenarbeit zwischen den Partnertruppenteilen, auch wenn sie manchmal räumlich weit voneinander entfernt liegen. Da ist vor allem die gemeinsame Ausbildung der Funker, Fernsprecher, Fernschreiber, Richtfunker und anderer Spezialisten zu nennen, da wird der Erfahrungsaustausch gepflegt, da gibt es

Gemeinsame Ausbildung von Nachrichtensoldaten der NVA und der GSSD

Aufbau der Antenne einer Richtfunkstelle



Leistungsvergleiche, Funk- und Richtfunktrainings sowie Übungen des Zusammenwirkens. Solche gemeinsamen Maßnahmen sind wichtig für beide Partner, weil man praktische Fertigkeiten und besondere Kniffe sofort übernehmen und für die Erhöhung der Gefechtsbereitschaft nutzen kann.

Besondere Bedeutung kommt der gemeinsamen Gefechtsausbildung im Gelände zu, wobei die traditionellen gemeinsamen Feldlager ganzer Truppenteile und Einheiten und die komplexen, konzentrierten Maßnahmen im Vorfeld großer Übungen und Manöver der Vereinten Streitkräfte Höhepunkte sind. In deren Ergebnis verbesserte sich z. B. der Ausbildungsstand der NVA-Nachrichtensoldaten im Betriebsdienst in russischer Sprache merklich. Die komplizierte Technik wurde besser beherrscht, und im Kampf um die termingerechte Aufnahme sowie das sichere Halten von Funk- und Richtfunkverbindungen auf große Entfernungen erhöhten sich bei allen Teilnehmern die praktischen Fertigkeiten sichtbar.

Neben der praktischen Ausbildung bietet natürlich die gemeinsame Unterbringung in Feldlagern auch die Gelegenheit, gemeinsam Sport zu treiben und gesellschaftliche Veranstaltungen zu organisieren, wobei man sich näher kennenlernt. Und – was das wichtigste ist – die Waffenbrüderschaft wird für viele junge Nachrichtensoldaten unserer beiden verbündeten Armeen ein persönliches Erlebnis. „Das Wort Waffenbrüderschaft stellt keine unbekannte Größe mehr dar. Es hat für uns ein Gesicht und einen bleibenden Inhalt bekommen", war die einhellige Meinung der Richtfunktruppführer Fähnrich Nicolai Helewitsch (GSSD) und Oberfeldwebel Hans-Jürgen Bode (NVA) nach der Teilnahme am Feldlager „Drushba". Parallel dazu wurden die Nachrichtensoldaten noch näher und intensiver mit den Errungenschaften und Kampftraditionen der Brudervölker und -armeen, insbesondere mit denen ihrer Nachrichten- und Flugsicherungstruppen, vertraut gemacht, lernten sie noch höher achten.

Psychisch und physisch bereiten sich unsere Nachrichtensoldaten gemeinsam mit denen befreundeter Armeen auf lang andauernde Einsätze unter hohen Belastungen vor, auf verstärkte elektronische Aufklärung und Gegenwirkung, auf koordinierte Abwehr der subversiven und Diversionstätigkeit des Gegners. Dabei können alle viel voneinander lernen. Die Ideen und Gedanken der Freundschaft und Gemeinsamkeit beeinflussen zunehmend die Pflichterfüllung des Nachrichtensoldaten der NVA. Sie leisteten und leisten einen beachtlichen praktischen Beitrag, um die Waffenbrüderschaft gewissermaßen „am Gerät" zu entwickeln und zu festigen. Überall verstärkte sich spürbar die Erkenntnis, daß das Herstellen, Halten und Betreiben stabiler Nachrichtenverbindungen in den Vereinten Streitkräften immer sozialistische Gemeinschaftsarbeit der Tat, das Werk von Nachrichtenleuten verschiedener Nationalität, aber einheitlichen Willens ist und daß man den Waffenbruder, der – meist persönlich unbekannt und Hunderte oder Tausende Kilometer entfernt – am anderen Ende des Nachrichtenkanals oder unterwegs arbeitet, nicht enttäuschen darf.

Man kann den hohen politisch-moralischen, psychologischen und militärischen Wert der Resultate dieser engen brüderlichen Zusammenarbeit gar nicht oft genug unterstreichen: Das Gefühl des gegenseitigen Vertrauens, das Voneinander-lernen-Können und in seinen Leistungen Nichtnachstehen-Wollen oder das Bewußtsein der persönlichen und gemeinsamen Verantwortung und des sich unbedingt aufeinander Verlassenkönnens wirkten und wirken stets stimulierend. Es ist leicht zu erkennen, daß davon die Erhöhung der Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft der Nachrichtentruppen und die Erfüllung der speziellen Aufgaben positiv beeinflußt wird und daß auch der Inhalt des Soldatenlebens in vielen Nachrichtentruppenteilen und Nachrichteneinheiten davon nicht unerheblich mitbestimmt wird.

Hinterm Bretterzaun lauert der Tod

Prof. Dr. sc. Olaf Groehler

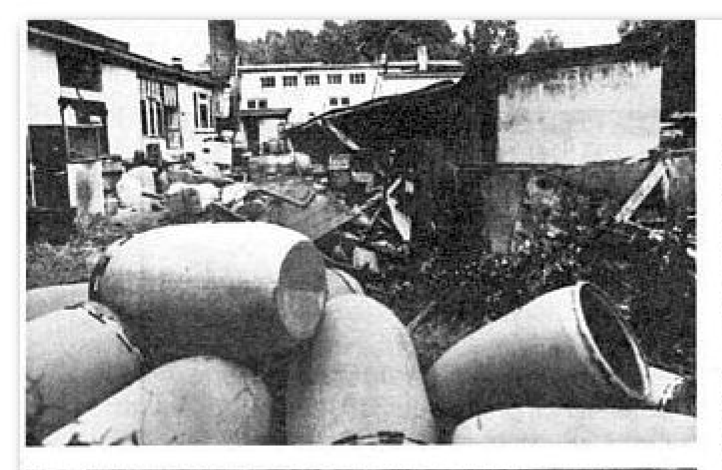
Die Siedlung „Morgenröte" im Hamburger Vorort-Stadtteil Eidelstedt ist ein billiges, ruhiges, doch leicht heruntergekommenes Wohnviertel. Hier leben viele in der BRD als „Gastarbeiter" tätige Ausländer. Die Zahl der Schichtarbeiter ist beträchtlich. Zum Wohngebiet gehört ein Kleingartengelände. Man geht — so nicht arbeitslos — seiner Arbeit nach und abends gelegentlich auf ein Bier in die Kneipe an der Ecke. Nur alle vierzehn Tage am Wochenende, sonnabends, quillt die Siedlung „Morgenröte" von Menschen über, die sich von der S-Bahn auf den Weg zum Volksparkstadion machen, dem Heimplatz des Hamburger Sportvereins. Die Schnakenburgallee soll deshalb verbreitert werden, gegen den Protest einer Bürgerinitiative, die als Zeichen ihrer Opposition schwarze Fahnen hißt. Heute, am Mittwoch, dem 6. September 1979, hängen die Fahnen naß und schwer von den Masten. Es regnet. „Morgenröte" versinkt im feuchten Dunstschleier, die Straßen sind menschenleer und still. Der Tankwart an der Ecke meint, er gebe seit Tagen mehr aus, als er einnehme.

Irgendwann an diesem Mittwochnachmittag knallt es in der Siedlung; „ein kurzer schneller Schlag wie aus einer Hundertundfünf-Millimeter-Haubitze", erinnert sich ein Bewohner. Aus dem Keller des Hauses Lüdersring 137 quält sich ein schwerverletzter dreizehnjähriger Junge: „Geht alle weg, holt schnell die Polizei, wir wollen ins Krankenhaus!"

Der dreizehnjährige Thomas Ludwig und sein gleichaltriger Freund Stephan Behrmann überlebten. Für den achtjährigen Bruder Oliver Ludwig kam jede Hilfe zu spät. Er lag mit zerfetztem Unterleib tot zwischen verbranntem Phosphor und Schwarzpulver. „U-Boot-Versenken" hatten die drei spielen wollen, das „Spielzeug" dazu, Munition aus dem Kriege, hatten sie sich aus einem verwahrlosten Betriebsgelände besorgt, das an der Ecke Schnakenburgallee — Farnhornstieg nur von einem morschen grünen Lattenzaun eingegrenzt war und die zumeist unbeaufsichtigten Kinder seit Jahr und Tag als Abenteuerspielplatz angelockt hatte. In ihren Augen war es ein prachtvoller ausgedehnter Spielplatz, mit einem schmutzigen Hof, auf dem Flaschen, Bottiche, angerostete Fässer und aufgebrochene Kisten herumlagen, und verkommenen Baracken und Buden, ideal zum Verstecken geeignet. Was keiner von ihnen ahnte, geschweige denn wußte, war, daß sie sich in einem Garten des Todes befanden.

Die Hamburger Polizei wußte da schon besser Bescheid. Bereits wenige Minuten nach dem Unglück erschien sie in „Morgenröte", und zur Überraschung der Anwohner kreiste ein Hubschrauber über der Siedlung.

In den nächsten Tagen geschieht anscheinend weiter nichts. In den Lokalnotizen der Hamburger Presse werden Kurzmeldungen über den tragischen Unglücksfall veröffentlicht, verbunden mit Warnungen über den leichtsinnigen Umgang mit Sprengkörpern. Die Leute in Eidelstedt nehmen die zwar nicht alltägliche, aber leider auch nicht seltene Nachricht zur Kenntnis; denn immer









wieder geschieht es, daß selbst nach über dreißig Jahren die traurige Hinterlassenschaft des faschistischen Krieges unschuldige Opfer schlägt. Ein Fall also, den man mit Hinweis auf die so beklagenswerte Vergangenheit zu den Akten legen kann, um zur Tagesordnung überzugehen.

Ins Rollen kommt die Lawine einige Tage später, als auf der Suche nach der Herkunft des Explosivstoffes die Polizei am 10. September auf dem Betriebsgelände an der Schnakenburgallee auftaucht. Auf Anhieb entdecken Polizisten und der Feuerwerker Manfred Schubert Granaten, Munition und Nebelkerzen. Der Feuerwerker Schubert schlägt Alarm, sehr zum Unwillen seiner Vorgesetzten, die ihm eine Zigarre verpassen, weil er sich als zu aktiv und als zu selbständig in einer Sache erwies, die nach Ansicht der Hamburger Bürokratie nur mit größter Vorsicht zu behandeln sei. Denn was die Öffentlichkeit wie der Teufel das Weihwasser scheut, ist ein Hamburger und — wie sich nach wenigen Tagen erweist — auch Bonner Staatsgeheimnis, das schleunigst der Vergessenheit anheimfallen soll.

Die vergammelte Bruchbude hat nämlich einen Namen. Den meisten sagt er nichts. Sie laufen achtlos an dem halb verrosteten Schild vorbei, das da verkündet, hier befinde sich die Chemische Fabrik Hugo Stoltzenberg. Für Abermillionen Bundesbürger ist dieser Name so nichtssagend wie Schulze oder Müller. Für Eingeweihte leuchtet jedoch ein Blinkzeichen auf. Denn Hugo Stoltzenberg, in der einschlägigen Branche als Hugo mit der Lederhaut bekannt, ist ihnen alles andere als ein Unbekannter.

Er ist einer der kleinen, unscheinbaren Großen, von dem kaum ein Foto existiert, der fast sieben Jahrzehnte hinter den Kulis-

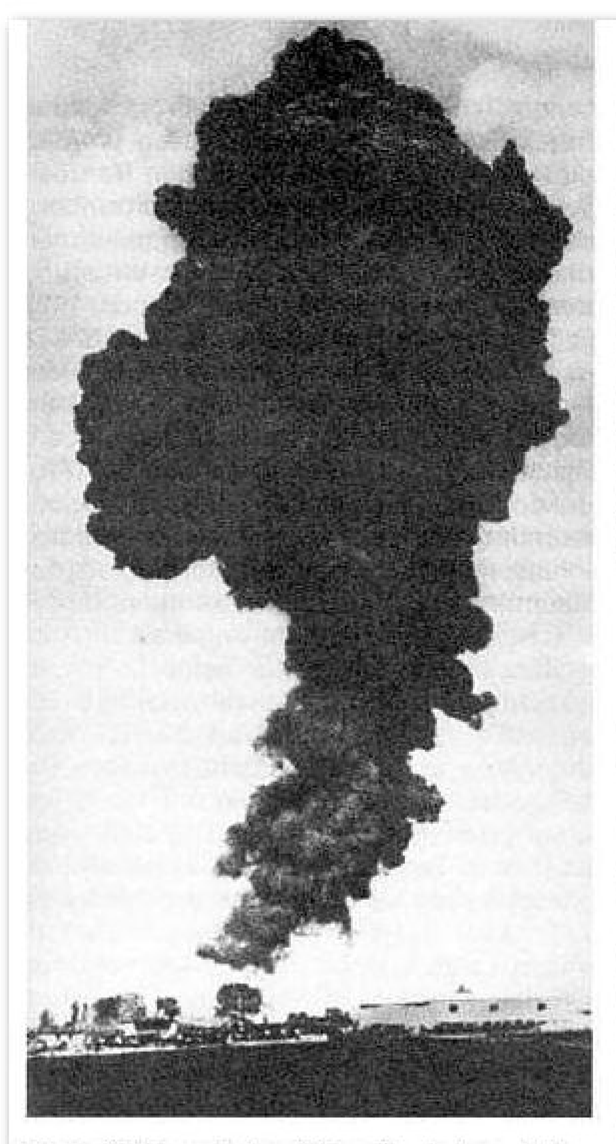
Der Hof der Giftküche Stoltzenberg

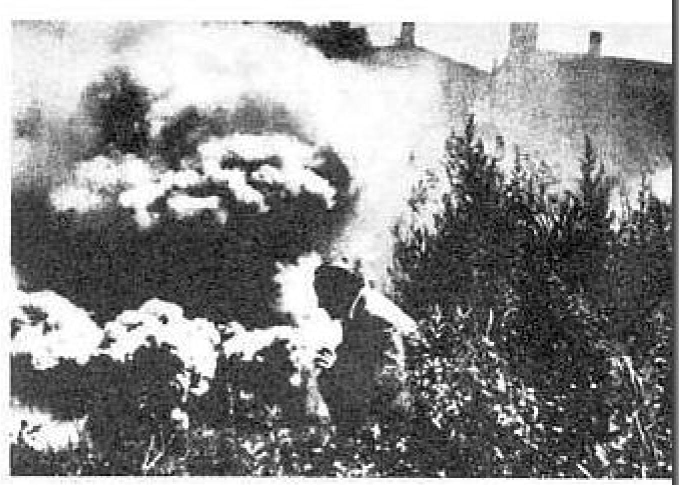
Wenige Minuten nach dem Unglück erschien die Polizei: Sie wußte längst Bescheid

Giftmüll über Giftmüll

Räumung der Chemiefabrik von Kampfgasen

Unentbehrlich für Polizei und Bundeswehr: Stoltzenberg produzierte auch „Atompilze" und Nebeltöpfe





sen agierte und der über ein halbes Jahrhundert aus der innigen Verquickung von Geschäft und Rüstung seinen Profit geschlagen hat. Daß sich der lederne Hugo stets im Hintergrund gehalten hat, lag an der Natur seiner Geschäfte. Wie andere Panzer, Geschütze, Flugzeuge und Kriegsschiffe dem Kaiserheer, der Reichswehr, der Hitlerwehrmacht und der Bundeswehr lieferten, so bediente sie Stoltzenberg mit einer Ware besonderer Art, deren Existenz stets geleugnet wurde, die Journalisten und Schriftstellern, die derartiges behaupteten, Verleumdungsklagen einbrachte: Stoltzenberg verhökerte Giftgas und hochgiftige chemische Substanzen. Nicht an jeden, versteht sich, seine Käufer waren stets Generale und Polizeipräsidenten.

Die Massenmedien in der BRD stellen sich jedenfalls zunächst dumm. Als sie am 14. September die Ereignisse in Eidelstedt aufgreifen, ist die Rede von unverantwortlicher Schlamperei, von einer Giftmülldeponie, wird einmal mehr der Umweltschutz beschworen, der hier wieder versagt hätte. Doch in Eidelstedt geht es nicht um ökologischen, sondern um politischen Umweltschutz. Hier liegt keine Missetat an der Natur, sondern ein Verbrechen an den Menschen vor.

In Eidelstedt tickt indessen nun eine Zeitbombe. Am 15. September rückt die Bundeswehr an. Im nahe gelegenen Volksparkstadion schauen gerade 50000 Hamburger den Bemühungen des HSV gegen den 1. FC Kaiserslautern zu, als die ABC-Soldaten auf einem „Plumsklo" des Fabrikgeländes acht Tabungranaten entdecken, zwei von ihnen scheinen leck zu sein. Hinter dem Namen Tabun verbirgt sich kein Waschmittel, sondern das erste Nervengift, das 1936 von Bayer Leverkusen ausfindig gemacht wurde und im zweiten Weltkrieg der tödlichste Kampfstoff war. Das aus der Giftküche des Nazireichs stammende Ultragift hätte das Bundesligaspitzenspiel gewiß vorzeitig beendet. Denn nur 400 Milligramm Tabun je Kubikmeter Luft können einen Menschen binnen 60 s töten.

Daß die Tabungranaten so zielsicher in wenigen Minuten entdeckt werden, ist einem merkwürdigen Umstand zuzuschreiben, der ein erstes Schlaglicht auf die Hintermänner des Hugo Stoltzenberg wirft. Das Aufräumkommando der Bundeswehr wird von einem Hauptmann Günter von Krotzenfleisch geleitet, der sein giftchemisches

Handwerk von 1961 bis 1964 ausgerechnet bei Stoltzenberg erlernt hatte, um dann in die Bundeswehr zu gehen, so wie man von der Filiale zur Zentrale wechselt. Und eben jener von Krotzenfleisch erinnert sich der Tabungranaten im Klo, die demnach seit über fünfzehn Jahren dort lagern, oder hat sich der Herr Hauptmann inzwischen gelegentlich ihrer Anwesenheit versichert?

Das ist jedoch erst der Anfang. Als wieder auf dem Gelände herumgestöbert wird, packt die Nichteingeweihten helles Entsetzen: Da finden sich weitere 39 l Tabun, 2 l Lungengift Phosgen, 12 Stahlflaschen mit Erstickung bewirkendem Chlorgas, weitere 48 t Gift- und Sprengstoffe, darunter Arsen, Strychnin und Zyankali. Während die Aufräumer durch den Giftmüll von Hitlers Wehrmacht, von Reichswehr und Kaiserheer waten, entzünden sich immer wieder Phosphormengen, Nebeltöpfe gehen hoch, als sei's Manöverzeit. Nichts ist niet- und nagelfest verpackt, jeder kann sich bedienen.

„Ich dachte, jetzt ist 'ne Atombombe hochgegangen", kommentiert ein Anwohner das Chaos in der Schnakenburgallee. Die Bevölkerung im Umkreis von 500 m wird nunmehr evakuiert. Experten schätzen, daß die aufgefundenen Giftmengen ausgereicht hätten, um ganz Hamburg auszurotten. Schreckensbleich und kaum gefaßt erscheint auch Hamburgs Oberbürgermeister Klose am Tatort: „Das alles ist so ungeheuerlich, das kann man gar nicht glauben. Wahrscheinlich", fügt er hinzu, „ist kriminell gehandelt worden." Schon recht. Die Frage lautet nur: von wem?

Den scheinbaren Hauptschuldigen konnte man nicht mehr packen. Hugo Stoltzenberg war 1974 neunzigjährig verstorben. Doch wer sich der Mühewaltung unterzieht, ein wenig das Leben des Stoltzenberg durchzumustern, der stößt schnell auf die Kriminellen im Hintergrund. Hugo Stoltzenberg war Zeit seines Lebens auf Geschäftspartner fixiert, die sich in Geldfragen nie pingelig zeigten und stets bereit waren, erst zu zahlen und sich dann beliefern zu lassen. Seine ersten Sporen verdiente er sich als Assistent von Nobelpreisträger Fritz Haber. Als am 22. April 1915, genau um 18.00 Uhr, 180 t Chlorgas aus 6 000 Stahlzylindern von deutschen Truppen an der Westfront gegen französische Truppen abgeblasen wurden und qualvollen Tod in die Reihen französischer Regimenter trugen, war Stoltzenberg dabei. Er war auch dabei, als im geheimen die verbotene chemische Wiederaufrüstung der Reichswehr begann. Am 15. Januar 1923 ließ Stoltzenberg seine chemische Fabrik in das Handelsregister Hamburgs unter der Nummer 43 384 eintragen; zehn Tage später, am 26. und 27. Januar, verhandelte er mit der Reichswehr über die Aufnahme der Produktion von erstickenden Giftgasen zugunsten der Reichswehr, die ihn dafür fürstlich lohnte. Fünf Jahre lang war Stoltzenberg der Hauptlieferant für Grünkreuzkampfstoffe der Reichswehr. Ein Skandal ungeheuren Ausmaßes machte dieser für beide Seiten so „fruchtbringenden" Zusammenarbeit zunächst ein jähes Ende. Am 20. Mai 1928 detonierte auf dem Stoltzenbergschen Fabrikgelände in Hamburg ein mit 10 t Grünkreuzgasen gefüllter Tank. Die sich träge über dem Erdboden dahinwälzenden Giftgasschwaden lösten in Hamburg Panik aus. Zehn Hamburger erstickten nach grauenvollen Leiden, Hunderte wurden vergiftet. Offiziell wurde jede Verbindung zwischen Reichswehr und Stoltzenberg geleugnet, anderslautende Behauptungen von Kommunisten und Pazifisten als üble Brunnenvergiftung hingestellt.

Allerdings nahmen einige Nazigenerale, wie Kriegsminister Blomberg, dem Stoltzenberg noch zehn Jahre später die Kompromittierung vom Mai 1928 so übel, daß sie ihre Geschäftsverbindungen zu ihm auf das Notwendigste beschränkten. Das hinderte den Hamburger Giftgasbesessenen nicht daran, gut zu verdienen und für seine Produkte zu werben, als handle es sich um Zahnpasta oder Schuhcreme. Sein Buch „Die Ultragifte" wurde von der Presse als „Giftgaskochbuch für jedermann" bezeichnet. Auch sonst war der preußische Hugo nicht zimperlich. Er bot jedes Gift für jeden beliebigen Zweck an. Mit besonderem Stolz erfüllte ihn die Tatsache, daß es „seine" Giftstoffe waren, die 1924 zum qualvollen Siechtod Hunderter Afrikaner in den spanischen Kolonien geführt hatten. Nach allem, was wir bis heute wissen, begann die

„ganz große" Zeit des Hugo Stoltzenberg jedoch erst nach 1945, genauer im Jahr 1955. Noch bevor die ersten Einheiten der Bundeswehr in ihre Kasernen einrückten, waren die Kontrakte zwischen Stoltzenberg und der Bundeswehr bereits unterschriftsreif. In den Jahren 1957 bis 1964 erteilte die Bundeswehr allein 73 Aufträge im Wert von 2,3 Mill. D-Mark an Stoltzenberg. Noch 1974 bezog die Bundeswehr jeweils 100 Kilogramm Giftstoffe aus Hamburg, und 1978 trat die Hamburger Polizei als Kunde auf. Sie kaufte bei Stoltzenberg Reizkampfstoffe ein, die in Wasserwagen oder mittels der chemischen Keule vor allem gegen Demonstranten verwendet wurden. Seine Giftgasquetsche in Hamburg bot alles an, was Bundeswehrmilitärs und Polizeiräte begehrten: vom hochgiftigen Nervengas Tabun über den Geländekampfstoff Lost bis hin zu Tränengasen und Imitationsmitteln.

Als 1970 Einzelheiten dieser Geschäftspraktiken durch die Recherchen des westdeutschen Schriftstellers Günter Wallraff bekanntgemacht wurden, überboten sich eine feile Presse, Ministerien und Hamburger Senatsbehörden in Dementis.





1979 kann sich die Bundeswehr nicht mehr mit Dementis begnügen oder in Schweigen hüllen. Das, was sie 1970 noch so entschieden in Abrede stellte, gibt sie nun kleinlaut zu. Gleichzeitig wird jedoch eine Persilkampagne gestartet. Zum Vorreiter macht sich die großbürgerliche „Frankfurter Allgemeine Zeitung". Sie schreibt: „Als hochgiftige Kampfmittel auf dem Gelände einer Hamburger Firma gefunden wurden, war die Bundeswehr leichtfertig in Verbindung mit diesem Skandal gebracht worden." Verteidigungsminister Hans Apel wurde am 30. September noch deutlicher: „Ich werde mich als Minister wehren, wenn einer versucht, uns diesen Bonbon unter das Hemd zu kleben." Die Warnung wurde prompt befolgt. Seit Oktober 1979 mied die bürgerliche Presse das Thema Bundeswehr und Stoltzenberg, das Tabun des Hamburger Giftmischers war tabu.

Die Fragen allerdings, die der Hamburger Giftgasskandal aufgeworfen hat, sind damit nicht aus der Welt geschaffen. Der Hamburger Senat gab am 25. September einen 65-Seiten-Bericht über den Fall Stoltzenberg heraus. Er warf mehr Fragen auf, als er beantwortete. Vor allem schuf er keine Klarheit,

Giftküche mit Tradition: Bereits 1928 hatte es bei Stoltzenberg einen großen Unfall gegeben

Stoltzenbergs Betriebsleiter Leuschner (mit Stock) ließ sich ein Attest für „Vernehmungsunfähigkeit" geben, als er vor dem Staatsanwalt aussagen sollte

weshalb angesichts der aktennotorisch jahrzehntelangen skandalösen Verhältnisse bei Stoltzenberg niemand etwas dagegen unternahm, weshalb niemand trotz besseren Wissens, trotz aller Proteste und Hinweise gegen diese Giftgasküche einschritt. Schlamperei, Bürokratie, Verantwortungslosigkeit? – Gewiß, das alles mag eine Rolle gespielt haben, war aber nicht die entscheidende Ursache.

Da gibt es im Untersuchungsbericht vage Andeutungen, daß „die verbesserte Ertragskraft des Unternehmens wesentlich darauf zurückzuführen sein dürfte, daß die Firma Stoltzenberg Bundeswehraufträge erhielt". Der Wahrheit etwas näher kam Hamburgs Oberbürgermeister Hans-Ulrich Klose, der im Oktober von den „schützenden Händen" sprach, die über dem Giftgasproduzenten Stoltzenberg lagen. „Es ist einfach auffällig, daß dieses Unternehmen, dessen Zustand man kannte, nicht angefaßt worden ist. Die Laxheit der Behörden kann ich mir nur so vorstellen, daß sich niemand so recht an die Firma herangewagt hat, die mit der Bundeswehr jedenfalls bis 1976 und mit der Hamburger Polizei bis 1978 Geschäfte machte und der die Wirtschaftsbehörden attestiert hatten, sie sei ‚wohlwollend zu behandeln'."

Wohlwollend ist dieser Stoltzenberg wahrlich über Jahrzehnte von den Bevollmächtigten der bewaffneten Macht behandelt worden. Als in jenen Septembertagen in Hamburg-Eidelstedt tonnenweise jene hochgiftigen Substanzen aus dem Boden geklaubt wurden, trat gleichsam eine Archäologie deutscher Geschichte zutage. Jeder Behälter, jede Granate, jede Ampulle der todbringenden Giftstoffe, die dort an die Oberfläche befördert wurden, geriet zum Beweisstück einer atemberaubenden Analogie und schier unfaßlichen Kontinuität imperialistischer deutscher chemischer Kriegführung und -vorbereitung, die auch heute noch nicht nur ein bedrückender Rückblick ist, sondern leider auch ein beklemmender Ausblick bleibt.



Jede Rakete ein Treffer

Oberstleutnant Karl-Heinz Otto

„Jede Rakete ein Treffer!" Mit dieser Forderung hatte der Generalmajor seinen Regimentskommandeur, Oberst Werner, verabschiedet und damit seine Erwartungen für die bevorstehende taktische Übung deutlich ausgedrückt.

Jetzt, wenige Minuten vor dem Gefechtsschießen, sitzt Oberst Werner in der Kabine der automatisierten Feuerleiteinrichtung. Angespannt beobachtet er, wie ein Leuchttableau nach dem anderen aufhellt und die Gefechtsbereitschaft anzeigt. Im kleinen ovalen Lautsprecher schräg über dem Ziffernsichtgerät lösen sich die Stimmen der Batteriechefs in schneller Folge ab. Endlich meldet der letzte: „Ahorn 13 gefechtsbereit!"

Während der Oberst diese Meldung von Oberleutnant Meißner entgegennimmt, weiß er: Bis zu dieser Stelle haben alle Kollektive ihre Aufgaben gelöst, das Fla-Raketenregiment ist bereit, seinen Kampfauftrag zu erfüllen.

Oberst Werner lehnt sich in seinem ledernen Drehsessel zurück. Bis zu diesem Zeitpunkt ist alles gut gelaufen – aber das Wichtigste steht dem großen Kampfkollektiv noch bevor: das Schießen selbst. Und ihm fällt die Forderung des Generals ein, die inzwischen zum Kampfziel jedes einzelnen Fla-Raketenspezialisten geworden war: „Jede Rakete ein Treffer!"

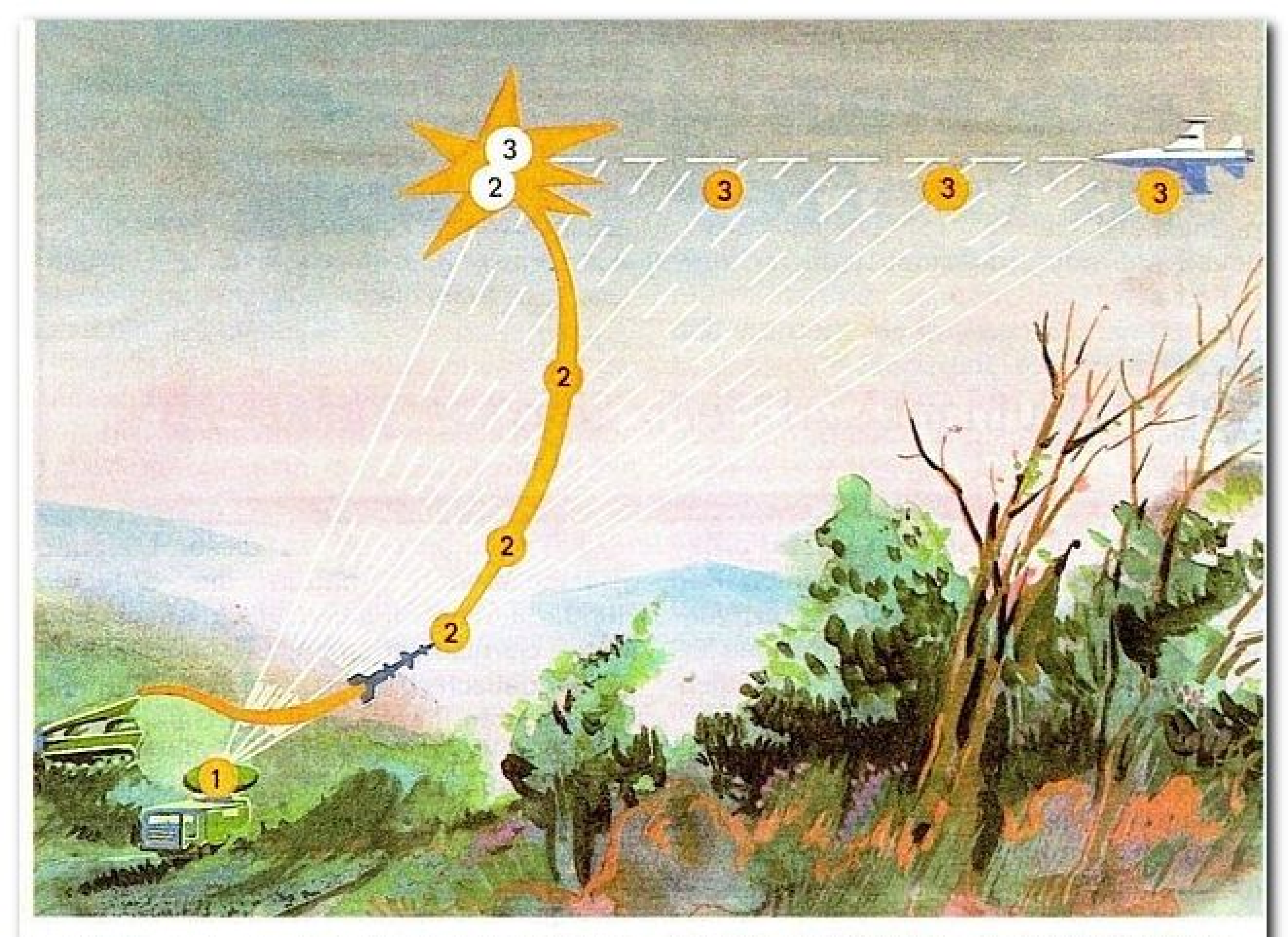
Die Arbeit des Schießenden in der automatisierten Feuerleiteinrichtung

Alle Handgriffe bis zu dieser Meldung „Gefechtsbereit!" hatten die Soldaten Hunderte Male auf dem Gefechtsdienstplatz in der Garnison trainiert. Sie beherrschten die geodätische Vermessung der Stellungen und konnten ihre Technik zur Gefechtsordnung entfalten. Sie waren in die Geheimnisse der technischen Funktionskontrollen der zahlreichen komplizierten elektronischen Großgeräte eingedrungen und beherrschten sicher das Zusammenspiel der Kampftechnik während der Komplexkontrolle. Der Oberst wußte, jeder Soldat, Unteroffizier, Fähnrich und Offizier seines Regiments hatte die Ausbildungszeit in den Monaten vor dem Gefechtsschießen gut genutzt. Viel Schweiß war geflossen, um die elektronischen Schaltungen zu begreifen, um Hände und Hirne zu trainieren und die Aufmerksamkeit zu schulen.

Oberst Werner hatte sich während der Zulassungsüberprüfung für das Gefechtsschießen noch einmal vom Kenntnisstand und von den Fertigkeiten seiner Spezialisten überzeugt.

Die Panzerfahrer haben dabei auf der Panzerfahrstrecke bewiesen, daß sie die Stahlkolosse sicher und schnell über Spurbahnen und Hänge, durch Furten, Gräben und Gassen lenken können.

Die Mechaniker in der technischen Batterie haben gezeigt, daß sie die Fla-Raketen fehlerfrei zum Gefechtsschießen vorbereiten können. Sie hatten die „Uhrmachergenauigkeit" erreicht, die sie sich in ihrem Wettbewerbsprogramm zum Ziel gestellt hatten; denn jeder wußte, daß nur eine exakt vor-



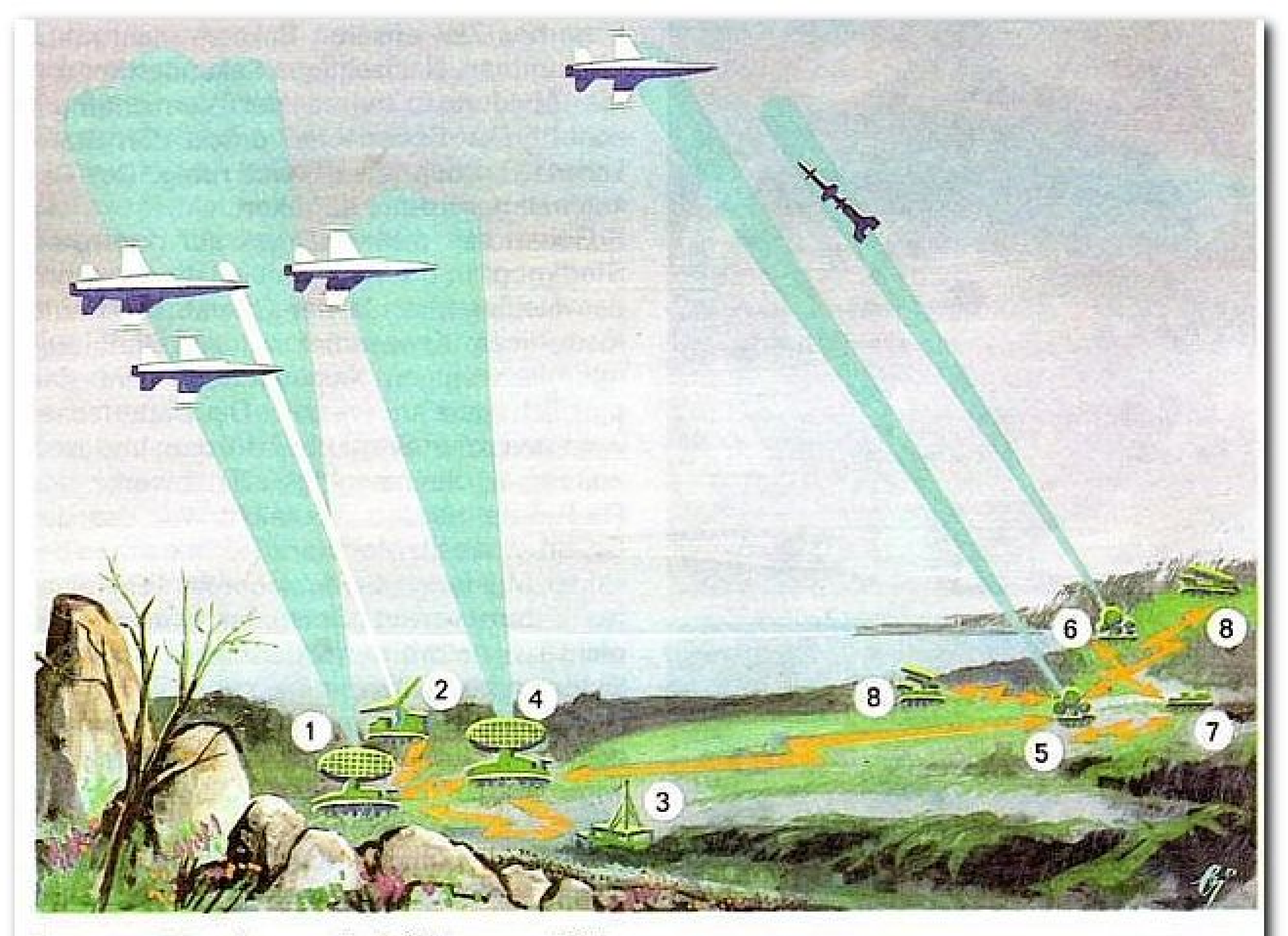
bereitete und geprüfte Fla-Rakete ihr Ziel findet.

Bei den Funkortern der Aufklärungs- und Zielzuweisungsstation war der Oberst länger geblieben. Hier hatte er jeden Funkorter genau beobachtet, sich von seinem militärischen Können überzeugt. Von diesen Spezialisten hängt sehr viel ab. Die Funkmeßaufklärungsstationen mit ihren gewaltigen Antennensystemen sind „Auge und Ohr" des Fla-Raketenregiments. Mit ihrer Hilfe entdecken die geschulten Funkorter als erste die gegnerischen Flugzeuge, Hubschrauber und andere Flugkörper. Weit über 100 km kann mit diesen Funkmeßstationen der Luftraum nach Luftgegnern abgesucht werden. Diesen Funkortern darf kein Fehler, nicht die kleinste Unaufmerksamkeit unterlaufen. Von ihnen hängt es ab, ob gegnerische Flugzeuge unbemerkt mit ihrer tödlichen Bomben- und Raketenlast in unseren Luftraum eindringen können. Als winziger heller Leuchtfleck nur zeigt sich ein Luftziel auf dem Bildschirm des Panoramasichtgeräts und ist das Echo eines Zieles, das sich

Prinzip der Dreipunktlenkmethode
1 – Raketenleitstation;
2 – Fla-Rakete;
3 – Luftziel (Fla-Rakete und Luftziel bilden in jedem Moment der Lenkung an das Ziel eine Gerade)

schneller als der Schall bewegt. Dabei nähert sich der Luftgegner nicht auf geradem, überschaubarem Weg – nein, er ist listig und raffiniert, wendet Manöver an, versucht die Funkorter zu täuschen und ihre Technik mit allen Möglichkeiten elektronischer Störungen so zu beeinflussen, daß er auf den Radarschirmen nicht als Ziel erfaßt werden kann.

Beim Verlassen der Aufklärungsstationen nahm der Regimentskommandeur die Gewißheit mit: Der Gegner wird es schwer haben, die Funkorter zu überlisten. Sie beherrschen ihre Technik, wissen mit den Meßinstrumenten und Bildschirmen umzugehen, können die Störschutzapparaturen und die zahllosen Bedien- und Kontrollelemente sicher anwenden. Die Funkmeßtrupps der Aufklärungsstationen werden die

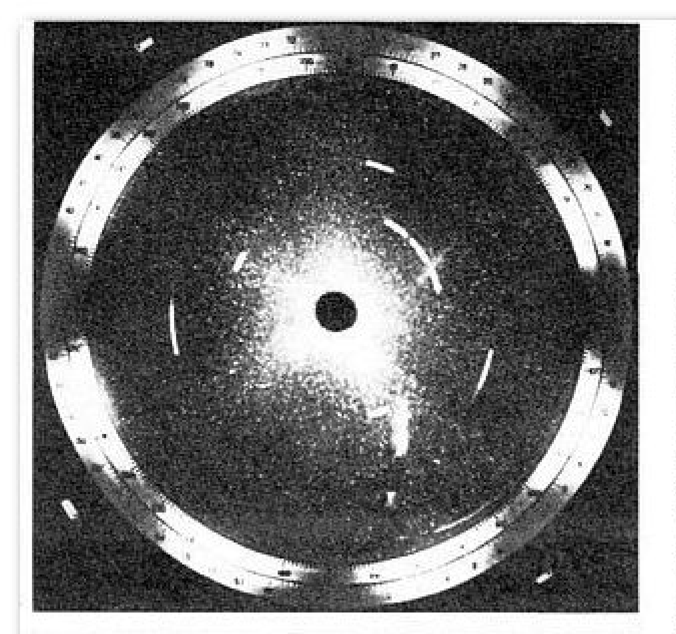


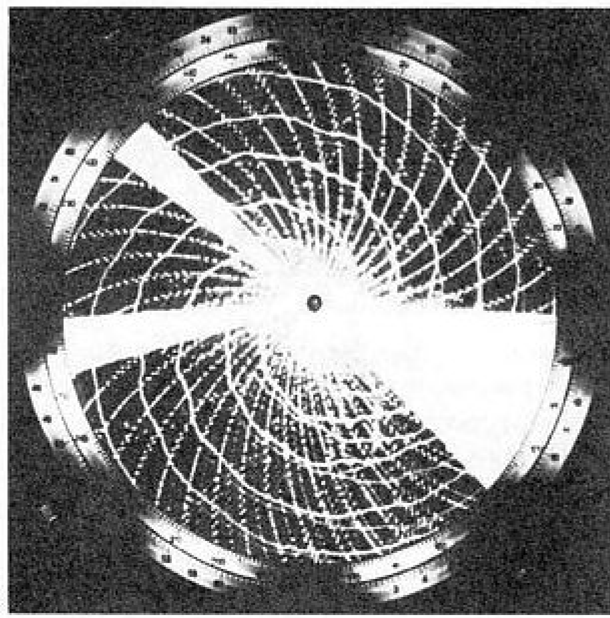
Zusammenwirken des Fla-Raketenkomplexes
1 – Funkmeßaufklärungsstation;
2 – Funkmeßhöhenfinder;
3 – automatisierte Feuerleiteinrichtung;
4 – Aufklärungs- und Zielzuweisungsstation;
5 – Zielbegleitstation;
6 – Raketenleitstation;
7 – Computer;
8 – Startrampe

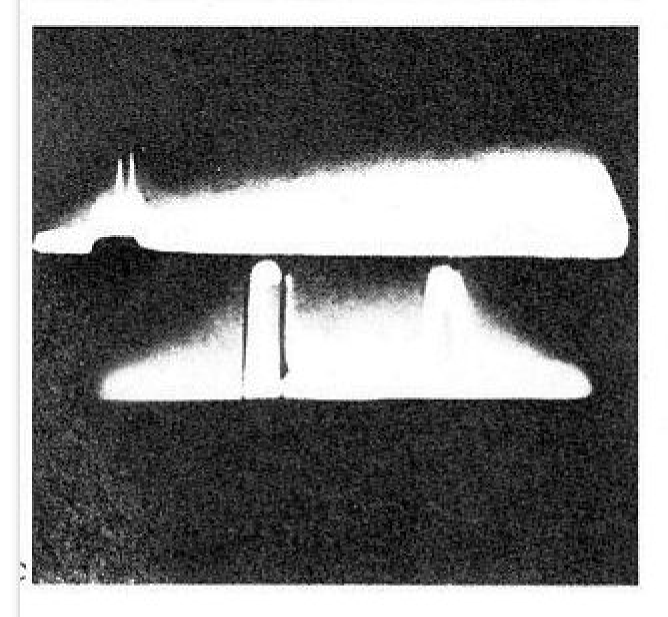
Luftziele jederzeit rechtzeitig erkennen, werden die Echos sicher analysieren und die eignen von den gegnerischen Flugzeugen unterscheiden. Sie werden ihre Aufgabe als „Auge" des Kommandeurs wahrnehmen.

Danach war der Oberst zu den Operateuren der Fla-Raketenbatterien gefahren. In diesen Feuereinheiten wird das Gefecht mit dem Luftgegner entschieden. Dort steht die komplizierteste Kampftechnik: Raketenleitstationen und Startrampen, beladen mit den gefechtsbereiten Fla-Raketen. Nachdem er sich von den Fertigkeiten der Startrampenbesatzungen im Beladen der Startrampen mit Fla-Raketen überzeugt hatte, war er in eine Raketenleitstation gestiegen.

Der Oberst erinnert sich genau an diese Minuten der Kontrolle: Mit angespannten Gesichtern sitzen die Operateure vor den elektronischen Bildschirmen. Das monotone Lüftergebrumm wird hin und wieder von ruhig gesprochenen Kommandos und Meldungen oder durch Schaltgeräusche unterbrochen. Konzentriert beobachten die Funkorter Zeiger in Toleranzfeldern von Instrumentenskalen und wechselnde Farbkodes von Signallampen und Leuchttableaus. Plötzlich flackert hektisch ein rotes Tableau: „Zielzuweisung!" Schlagartig wechselt die Aufmerksamkeit der Funkorter von den Kontrollinstrumenten auf die Bildschirme. Motoren laufen an und drehen die Antennen der Leitstation auf einen Raumpunkt, wo sich ein gegnerisches Flugzeug mit Kurs auf unsere Truppen bewegt. Vom Gefechtsstand sind unsichtbar die Steuerbefehle als kodierte Signale durch den Äther zur Raketenleitstation gelangt. Nur Sekunden vergehen, und die Folgesysteme haben die Signale abgearbeitet. Die Antennen strahlen das Luftziel an. Auf den Bildschirmen fangen die Funkorter ein grünes Radarecho mit den elektronischen Visieren ein. „Ziel aufgefaßt!" meldet stolz der Funkorter I. Nun







kann das Ziel unseren Raketen nicht mehr entkommen. Nach einigen Sekunden kommt die Meldung „Ziel in der Vernichtungszone!". Der Batteriechef drückt den Startknopf ... Doch alles bleibt ruhig. Der Raketenstart wird nur simuliert.

Genau mit diesem Druck auf den roten Startknopf in der Raketenleitstation beginnt das Neuland, denkt der Oberst. Bis heute löste dieser Knopfdruck nur den Simulator aus. In wenigen Augenblicken wird das plötzlich ganz anders sein. Der Batteriechef wird den roten Startknopf drücken und zum erstenmal die gewaltigen Triebwerke der Fla-Rakete zünden. Vielleicht war das der Grund, weshalb Meißners Stimme schon bei seiner Meldung „Gefechtsbereit!" ein leichtes Zittern verriet. Doch der Oberst kann nicht länger mit den Gedanken bei seinen Soldaten verweilen.

„Ziel im Sektor!" meldet die laute Stimme des Aufklärungsoffiziers dem Regimentskommandeur. Nun gilt's! Oberst Werner blickt auf den großen runden Bildschirm. Jetzt ist er Schießender, Anfangsglied der sicher funktionierenden Feuerleitkette, die Genossen seines Regiments erwarten von ihm die Feueraufgabe.

Die Funkorter der Aufklärungsstationen haben ihre Technik ausgezeichnet vorbereitet; noch weit vor der Grenze der Startzone war das Radarecho auf dem Bildschirm erschienen. Der Kommandeur hat wertvolle Sekunden gewonnen. Sein Blick gleitet zum Ziffernsichtgerät. Hier werden mit grünen Ziffern die vom Computer errechneten Kenndaten des gegnerischen Flugzeugs geschrieben. Es erscheinen Angaben über Höhe und Geschwindigkeit. Ein sehr schnelles Ziel. Der Oberst fragt den Computer ab, wo sich das Ziel in 10, in 20 und in 30 s befinden wird. Der Rechner antwortet augenblicklich, und auf dem Bildschirm wird der vorausberechnete Angriffskurs des gegnerischen Flugzeugs mit gelben Signalpunkten markiert. Die Technik hilft so,

Bildschirmdarstellungen von Funkmeßstationen
A – Panoramadarstellung (die weißen Striche sind Zielechos);
B – Darstellung von Funkmeßstörungen;
C – Sichtgerät einer Leitstation mit Störungen

Entscheidungen zu optimieren. Doch entscheiden muß der Mensch, das kann nicht der Maschine überlassen werden. Jetzt trägt Oberst Werner die Verantwortung. Von seinem klugen Handeln hängt es ab, ob das Ziel vernichtet wird, ob sein Regiment die Truppen vor den Angriffen aus der Luft schützt.

Ein Knopfdruck – kodierte Signale tragen den Befehl zur Vernichtung über elektromagnetische Wellen mit Lichtgeschwindigkeit durch den Äther. Der Oberst hat die Feueraufgabe an die Fla-Raketenbatterie von Oberleutnant Meißner gestellt. In der Gefechtsausbildung hatten die Fla-Raketensoldaten dieser Einheit die besten Resultate nachweisen können. Deshalb freut sich der Oberst, daß er gerade dem talentierten Oberleutnant als erstem die Chance geben kann, ein Ziel zu bekämpfen. Und da leuchtet das Meldetableau auf: „Ziel aufgefaßt!"

Jetzt begleiten die Antennen der Zielbegleitstation jede Bewegung des Luftziels. Wie der Luftgegner sich wendet, kurvt, steigt und sich fallen läßt – er bleibt im Antennendiagramm der Funkmeßstation; sein Echo wird wie von den Backen eines eisernen Schraubstocks im elektronischen Visier der Leitstation festgehalten. Schnell und unbestechlich arbeitet der Computer – und signalisiert „Schußwerte!".

Oberleutnant Meißner zögert den Bruchteil einer Sekunde, dann drückt er ruhig und fest auf den roten Knopf und meldet an den Gefechtsstand: „Start!"

Während der Oberst in seiner Feuerleitkabine über eine rote Signallampe und durch die Stimme des Oberleutnants vom Start der Fla-Rakete Kenntnis erhält, befreit sich unter Donnern und Getöse das Projektil aus den eisernen Greifern der Startrampe.

Die Fla-Rakete jagt dem Luftziel entgegen.

Bis das Ziel vernichtet ist, vergehen bange Sekunden. Für den Funkmeßtrupp in der Raketenleitstation sind es Sekunden voller Anspannung – aber auch Sekunden der Neugier. Alles, was jetzt passiert, ist neu für sie, ist neu für die Operateure an den Bildschirmen der Sichtgeräte, neu für den jungen Batteriechef. Zum erstenmal reagieren die Funkorter nicht auf die programmierten Finessen des Simulators, zum erstenmal lenken sie eine Fla-Rakete an ein Ziel.

Endlich haben die Antennen der Raketenleitstation die Rakete aufgefaßt. Nun erscheint auch das Raketensignal als steiler grüner Zacken auf dem Sichtgerät. Sicher folgen die Antennen den sich schnell nähernden Flugkörpern. Die sich ständig ändernden Raumkoordinaten von Luftziel und Rakete gehen pausenlos in den Computer ein. Mit unvorstellbarer Geschwindigkeit und hoher Genauigkeit erarbeitet der Rechner aktuelle Lenkkommandos zur Flugbahnkorrektur. Über ein Sendegerät werden diese Korrektursignale zur Rakete übertragen und dort von den bordeigenen Antennen aufgefangen. Der elektronische Autopilot verarbeitet die Signale und speist die Rudermaschine, die die Ruder der Fla-Rakete so verstellt, daß sie präzise dem Ziel entgegenrast.

Auf den Bildschirmen der Raketenleitstationen sehen die Funkorter die Entfernungsdifferenz zwischen Ziel- und Raketenimpuls schnell zusammenschrumpfen. Die Funkorter halten den Atem an. Nur eine Frage bewegt sie: Werden sich die beiden Impulse treffen – wird die Rakete das Ziel vernichten?

Und dann ist es geschafft. Die beiden steilzähnigen Impulse knicken ineinander und zerfließen zu einem sich schnell auflösenden Nebelfleck. Sekundenlang kippen die Antennen dem Horizont zu, die zur Erde trudelnden Trümmer verfolgend.

Auch der Regimentskommandeur erlebt das Zusammentreffen der Fla-Rakete mit dem Luftziel unmittelbar. Auf seinem Bildschirm beobachtet er an jener Stelle, an der soeben noch zwei gelbe Punkte wie Sterne aufeinander zuflogen, eine milchige Wolke, die schnell blasser wird und sich schließlich auflöst.

Während sich Oberst Werner in seinem Sessel zurücklehnt, den Schweiß von seiner Stirn wischt, hört er in dem kleinen ovalen Lautsprecher über dem Ziffernsichtgerät die nun feste Stimme von Oberleutnant Meißner: „Ahorn 13 – Ziel mit einer vernichtet!" Als er den Oberleutnant beglückwünscht, weiß der Oberst, er kann dem Generalmajor melden: „Jede Rakete ein Treffer!"





Zeit des Begreifens

Torsten Boger

Mein Ehrendienst bei der NVA
EINBERUFUNG



Jetzt,
wo der Sommer
dem Ende sich zuneigt
und dem Herbst
Einlaß gewährt.
Jetzt,
wo die Sonne
mich noch einmal
wärmt
und du in den Nächten.
Jetzt
bin ich alt genug,
diesen blauen
Himmel
über mir zu beschützen.

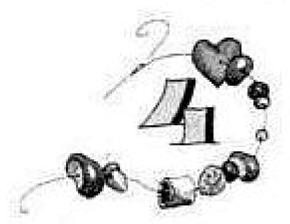


Ich habe meine Zeit
überblickt,
grübelte über verlorene Stunden,

saß über Tagebüchern
und habe gedacht.
Sieh nur!
So schnell bin ich gelaufen.



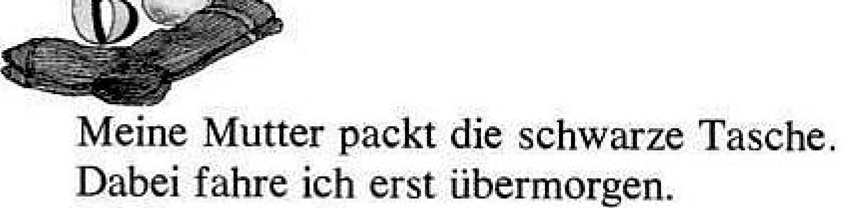
Einberufungsüberprüfung:
Nein,
Fragen habe ich nicht.
Nur noch wenige Tage.
Ja,
ich bin vorbereitet.
Der Betrieb weiß Bescheid.
Ich bin gesund.
Das ist die Hauptsache.
Ich werd's schon schaffen.



Wie oft bin ich den Weg zur Arbeit gegangen?
Wie oft bin ich auf dieser Straße gefahren?
Wie viele Mädchen habe ich schon geküßt?
Die Zahl der Tage, die nun vor mir, willst du wissen.
Ich weiß es, doch ich sag's dir nicht.



Sie haben mir gedankt
und eine Prämie überreicht.
Sie gaben mir zu Ehren ein Brötchenessen
(und der Kaffee war stärker als sonst).
Sie sagten was vom Studium und so.
Und sie hätten immer einen Platz für mich.



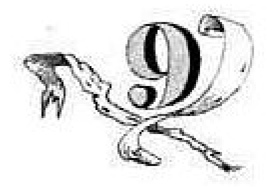
Meine Mutter packt die schwarze Tasche.
Dabei fahre ich erst übermorgen.
Ich lerne es nie,
sagt sie,
aber nach der Armee …
Ja, dann wird alles
anders sein.
Diesen Spruch kenne ich.
Nach der Armeezeit,
sage ich,
packe ich die Tasche
alleine
aus.



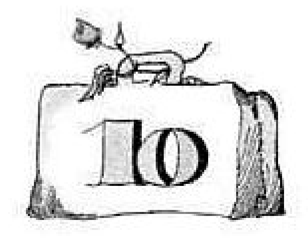
Mancher Weg
schien mir schon
am nächsten Baum
zu Ende.
Mancher Morgen
war schon beim Frühstück
ein Abend.
Und ich lobte
meine Bequemlichkeit.
Dann kam noch
manche Liebe
und mancher
erster
letzter
Kuß.



Damit du merkst,
wie's schmeckt,
sagte mein Freund
und bestellt uns ein Radeberger.
Es schmeckt mir wirklich.
Aber ich sage ihm,
es ist sauer.
Dann bestelle ich uns
noch eines:
zum Abgewöhnen.



Bleibe der,
der du bist,
sagt Vater.
Also bin ich gut?
Bleibe sauber,
sagt Mutter.
Schmutzige Wäsche
trug ich nie.



Ganz nah,
zitternd,
streichelst du mein Hemd,
legst eine Bügelfalte
in die Hose.
Meine Haare sind noch lang.

«WILHELM PIECK» AUF GROSSER FAHRT

Fregattenkapitän Robert Rosentreter

Zehntausend Seemeilen hatten die „Wilhelm Pieck" und die „Otto von Guericke" zurückgelegt, als sie nach Großer Fahrt wieder in ihren Heimatstützpunkt einliefen. Die „Wilhelm Pieck" trug neben den Flaggen, die ihre Bordnummer „S 61" bezeichneten, das Flaggensignal „Ich komme aus ...", ergänzt durch die Staatsflaggen der UdSSR, Rumäniens und Bulgariens, jener Länder, denen das Schiff einen Besuch abgestattet hatte, und selbstverständlich wehte hoch oben im Mast die Dienstflagge der Volksmarine, die über sieben Meere getragen worden war.

Man sagt, daß Schulschiffe besonders schöne und weite Reisen unternehmen. Das ist wohl so in allen Flotten und war so zu allen Zeiten. Schulschiffe haben ja die besondere Aufgabe, dem Offiziersnachwuchs als schwimmende Schulen zu dienen. Auf ihnen erhalten die Offiziersschüler einen großen Teil der notwendigen praktischen Bordausbildung, und zwar auf möglichst langen Fahrten, auf denen die Seebeine wachsen können. Das Kennenlernen ferner Meere und anderer Länder ist dabei nicht schlechthin eine angenehme Seite solcher Reisen, sondern Bestandteil der Ausbildung und Erziehung. Als die Offiziersschüler der Offiziershochschule „Karl Liebknecht" an Bord der beiden Schiffe gegangen waren, lautete ihr Auftrag, sich gute Kenntnisse und Fertigkeiten im Seepraktikum anzueignen, die DDR auf hoher See, in den ausländischen Gewässern und in Freundeshäfen würdig zu vertreten, einen Beitrag zur Festigung der Waffenbrüderschaft mit der sowjetischen Schwarzmeer-Rotbanner-Flotte, der Marine der Sozialistischen Republik Rumänien und den bulgarischen Seestreitkräften zu leisten und damit gleichzeitig zur Vertiefung der Freundschaft mit diesen Bruderländern beizutragen. Wer dachte dabei wohl nicht daran, daß es das alte Schulschiff „Ernst Thälmann" der DDR-Seestreitkräfte war, das seinerzeit als erstes Schiff der jungen Flotte unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht Mitte der fünfziger Jahre mit Offiziersschülern an Bord in Riga und Leningrad sowie in Gdynia eingelaufen war. Das hat schließlich eine Tradition der gegenseitigen Visiten unserer sozialistischen Ostseeflotten begründet! Man erinnerte sich auch zu Beginn dieser ersten Fahrt von Schiffen der Volksmarine ins Schwarze Meer, daß es das Schulschiff „Wilhelm Pieck" war, das als erstes Schiff der Volksmarine im Verlaufe einer Nordmeerreise der Stadt Murmansk und damit der sowjetischen Nordflotte einen Besuch abgestattet hatte. Nun also führte der Kurs gen Süden, als es am 19. Mai 1979 hieß: „Alle Leinen los und ein!"

Auf der Ostsee, noch vor der eigenen Küste, wurde zunächst ein eintägiges Ausbildungspensum absolviert, um die Geschlossenheit von Stammbesatzungen und Offiziersschülern herzustellen und in den Wachrhythmus hineinzukommen. Eisern trainierten die Offiziersschüler seemännische Normen, so unter anderem das rasche Besetzen eines Rettungsfloßes. Rekordzei-

Schulschiff der Volksmarine „Wilhelm Pieck" *Bergungs- und Rettungsschiff „Otto von Guericke"*





ten wurden aufgestellt, was bei der ruhigen See auch möglich war. Auch das Anlegen der Gefechtsuniform gehörte zu diesen ersten Tests des Seepraktikums. Die Schulschiffausbildung umfaßt auch solche Fächer wie Navigationsverfahren, Schiffsführung und Nachrichtenbetriebsdienst. Jede Ausbildungsminute wurde dabei gut genutzt. Es ist nicht leicht, bei Seegang und sengender Hitze die Aufgaben zu erfüllen. Doch auch wenn der eine oder der andere gelegentlich kurz zum „Fischefüttern" wegtreten mußte, nahm er doch bald darauf wieder seinen Platz am Kartentisch, im Navigationsdeck, im Maschinenraum oder auf dem Peildeck ein. Es spricht für die Leistungsbereitschaft, wenn es gelang, auf dieser Fahrt zumeist bessere Ausbildungsresultate zu erzielen als daheim an der Schule, im Seminarraum oder Lehrkabinett.

Ausbildung auf See bedeutet auch, daß der Wachoffizier oder Kommandant von morgen bestimmte Rollenfunktionen an Bord auszuführen hat. So müssen Offiziersschüler jeweils den Wachoffizier, den Steuermannsmaaten und den Signalmaaten der Stammbesatzung doublieren. Damit hat er die funktionellen Pflichten der zu Doublierenden kennenzulernen, sich eine Übersicht über die auf der betreffenden Gefechtsstation vorhandenen Anlagen und Geräte zu verschaffen, die vorgeschriebene Befehls- und Meldesprache zu üben und nach und nach bestimmte Aufgaben selbständig zu lösen. Sieben Wochen waren dafür Zeit, als die Schiffe die heimatlichen Gewässer verließen und den Sund ansteuerten.

Auf der dänischen Seite tauchte Kopenhagen mit seinen alten Türmen und Dächern auf. Es war gerade Sonntag, und so mußten die Kommandanten und Besatzungen aufpassen wegen der vielen Segelboote, Angelkähne und Ausflugsdampfer, die außer den in dichtem Abstand zwischen Seeland und Schweden hin- und herpendelnden

Das Spleißen gehört zum Matrosen-Abc

Beim Anlegen der Gefechtsuniform

Offiziersschüler „schießt" mit dem Sextanten die Sonne

Fähren dieses enge Fahrwasser bevölkerten. Kann es einen besseren Anschauungsunterricht für die Schwierigkeiten und Gefahren wie in so stark befahrenen Seegebieten geben?

Ein Hauch Romantik wehte vom Hamletschloß Kronborg bei Helsingør herüber. Ganz anders geartet präsentierte sich die Küste Schwedens an Steuerbord mit ihren mächtigen Industrieanlagen. Da sind die Werften und Häfen von Malmö, Landskrona und Hälsingborg, da sind rauchende Schlote von Stahlwerken. Da ist auf einem Landvorsprung das Kernkraftwerk Barsebäkhamn.

Durch Kattegat und Skagerrak ging es in die graue Nordsee. Wir steuerten vorbei am Hornsriff-Feuerschiff. Windstärke 6 bis 7! Dann befanden wir uns vor Helgoland, dem kleinen Felseneiland. Hier übergaben wir an den Tanker „Usedom" Heimatpost, füllten die Tanks noch einmal nach und steuerten die Straße von Dover an. Die britische Küste, unter der die Schiffe entlang liefen, war kaum auszumachen; denn es war sehr diesig. Der Wind erreichte wieder Stärke 7. So nahm der Atlantik den kleinen Verband auf.

Die Schiffe waren nun schon eine Woche unterwegs. Offiziersschüler und Stammbesatzung hatten sich aufeinander eingespielt, den Rhythmus des Wachdienstes gefunden.

Die gefürchtete Biskaya hatte sich von der guten Seite gezeigt, was den Seegang betraf. Dafür aber war es tagelang neblig. Von der nordspanischen und später der portugiesischen Küste war nichts zu sehen. Endlich, am 27. Mai, zeigte sich die Sonne. Seegang und Seekrankheit waren mit einem Schlage vergessen. Da waren auch die Delphine, die durch ihr Spiel immer wieder alle faszinierten. Der Ruf „Achtung, Delphine!" erscholl nun öfter. Und jedesmal, wenn die eleganten Schwimmer in kleineren oder größeren Gruppen auftauchten und mit ihren Sprüngen für willkommene Abwechslung sorgten, klickten die Fotoapparate.

Bei malerischem Sonnenaufgang steuerten am 28. Mai die „Wilhelm Pieck" und die „Otto von Guericke" durch die Straße von Gibraltar. Die Felsen des Dschebel al Tarik, wie die Araber Gibraltar nennen, auf der einen Seite und die mächtigen Gipfel des Atlasgebirges auf der anderen, der afrikanischen Seite waren zum Greifen nahe.



In den nächsten Tagen beseitigten Besatzungen und Offiziersschüler die Spuren von Seegang und Salzwasser. Unter unnachgiebiger Leitung der Oberbootsleute ging das Rostklopfen, Deckschrubben, Pönen und Messingputzen vor sich. Heiß brannte die Sonne. Der Verband steuerte entlang der 1 300 km langen Küste Algeriens, die sich hinter flimmerndem Schleier verbarg. Nur nachts, wenn es kühler wurde, glitzerten die Lichter der Städte zu uns herüber.

Um Kap Bon herum ging es in die Syrte, die weite nordafrikanische Bucht. Zwei tunesische Jagdflugzeuge umkreisten uns in geringer Höhe fliegend. Sie wackelten zum Gruß mit den Tragflächen. Bei der Einfahrt in das Mittelmeer hatte sich der amerikani-



sche Aufklärer, eine Maschine vom Typ „Orion", nicht so freundlich benommen, als er die „Wilhelm Pieck" und die „Otto von Guericke" wieder und wieder direkt anflog und gefährlich niedrig überflog.

Vor der Küste Libyens ankerten die Schiffe. Mit Freude empfingen wir ein Telegramm des Stellvertreters des Ministers für Nationale Verteidigung und Chef der Politischen Hauptverwaltung, Generaloberst Heinz Keßler. Er dankte darin für die Leistungen und drückte die Gewißheit aus, daß die Besatzungen bei den bevorstehenden Besuchen in den sozialistischen Bruderländern die DDR würdig vertreten werden.

Als die Ankerposition in die Seekarte eingetragen wurde, stellten die Offiziersschüler fest, daß unsere Schiffe etwa auf dem Län-

Arbeitsplatz eines Offiziersschülers auf dem Schulschiff

Navigationsausbildung an Bord

Hauptbefehlsstand der „Wilhelm Pieck"

gengrad von Rostock lagen. Freilich viele hundert Kilometer weiter südlich. Von dieser Ankerposition ging es mit nördlichem Kurs in Richtung Kreta und in das Ägäische Meer.

Natürlich gab es eine Reisewandzeitung an Bord, die den zurückgelegten Kurs darstellte, wozu noch als Illustration interessante Aufnahmen von Begegnungen auf See oder von Passagen markanter Landpunkte kamen. Tag für Tag sendete auch das Bordfunkstudio neueste Meldungen aus der Heimat und aus aller Welt, Informationen aus dem Bordgeschehen und die jeweilige Schiffsposition. Selbstverständlich wurden die Geburtstage nicht vergessen; 15 Genossen begingen ihren Ehrentag unterwegs. Hinzu kam, daß vier neue Väter gefeiert werden konnten. Zum Bordfunkprogramm gehörte auch ein marinehistorisches Kaleidoskop; denn der Kurs führte von Anfang an durch geschichtsträchtige Seegebiete, in denen von Kleopatra und Themistokles über Don Juan de Austria und Andrea Doria, de Ruyter und Nelson bis zu Scheer und Sommerville viele berühmte und einige berüchtigte Admirale Seeschlachten geschlagen haben.

Am Pfingstsonntag, es war der 3. Juni, stieg das mit Spannung erwartete Bordfest. Neptun höchstpersönlich nahm die Mittelmeertaufe vor. In einem umfangreichen Programm schrubbten seine Häscher alle „Staubgeborenen", die sich in diese Breiten gewagt hatten, von allen Sünden rein. Nach diesem Zeremoniell, zu dem noch der bewußte harte Trunk gehörte – eine undefinierbare Mixtur, deren Geheimnis schließlich nicht einmal der Smut selbst hätte offenbaren können –, erhielten die Delinquenten das Recht zum Befahren des Mittel- und Schwarzen Meeres sowie der Westhalbkugel. Letzteres, weil ja der Nullmeridian schon im Kanal überschritten worden war, wenn auch nur ein kleines Stück. Die Wogen der Begeisterung schlugen hoch. Höher und höher schlugen jedoch die Wellen der Ägäis. Es wehte Wind mit Stärke 7, so daß das Fest einen salzig-feuchten und bewegten Abschluß fand. Das zu diesem Bordfest gehörende Programm der „Mittelmeerspiele" mit Tauziehen, Luftgewehrschießen, Knoten und Spleißen, mit Skatturnier und anderen Wettkämpfen und Belustigungen mußte wegen des starken Seegangs etwas reduziert werden, was aber dem Erfolg dieses Tages keinen Abbruch tat.



Etliche Genossen der Stammbesatzungen hatten auf vorangegangenen Reisen schon die Polarkreistaufe erlebt und waren nun besonders stolz, ein weiteres Zeugnis ihrer „Seetüchtigkeit" erhalten zu haben.

Zwei Tage später liefen die Schiffe durch die türkischen Meerengen. Die Millionenstadt Istanbul dehnt sich entlang der europäischen Bosporusküste an weiten

Uferhängen kilometerlang aus. Es war ein buntes Bild, das sich den Besatzungen bot: die mächtigen Rundkuppeln der Moscheen mit den dünnen, hohen Minaretten drumherum, die alten Hütten, die reichgeschmückten Kaufmannshäuser im orientalischen Stil, die dicken Festungsmauern und Wehrtürme aus alter Zeit und die neuen, supermodernen Bankhäuser, Hotels und Konzernsitze. Auf der asiatischen Seite des Bosporus, in Üsküdar, dem alten Skutari, reckt sich ein Fernsehturm in die Höhe, der alle Minarette an Länge übertrifft und die Bauten zu Allahs Ehren in den Schatten stellt.

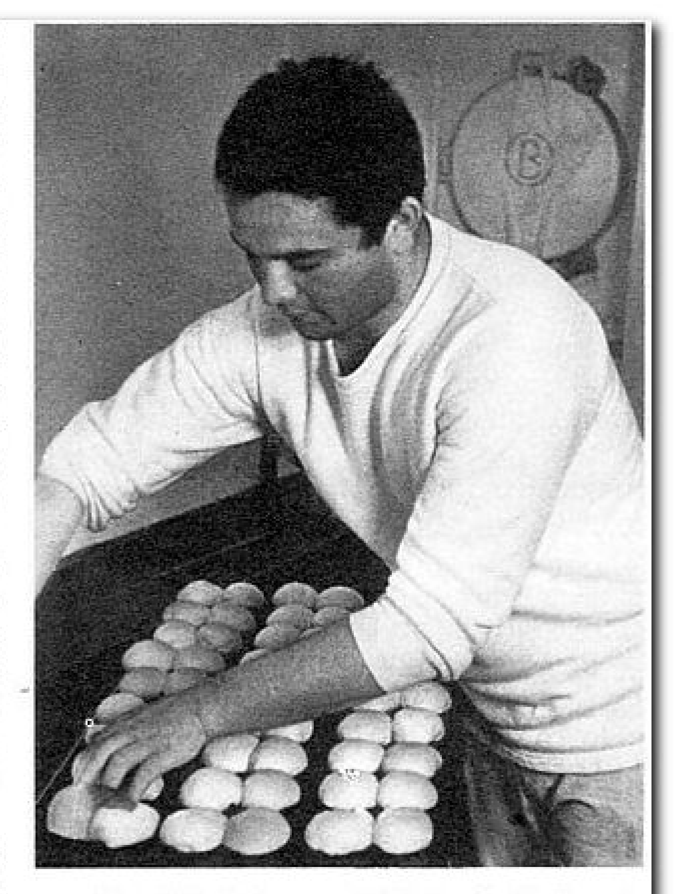
In 65 Meter Höhe überspannt eine Brücke den Bosporus. Eine technische Spitzenleistung unserer Tage. So widersprüchlich wie das Bild ist auch das Leben in diesem ärmsten NATO-Land. Es liefert die billigsten und meisten „Gastarbeiter" für die Monopole der BRD, es gibt hier Arbeitslosigkeit und Analphabetentum. –

Nun war es nicht mehr weit bis zum ersten Reiseziel: Sewastopol. Mitten im Schwarzen Meer gingen die Schiffe auf Stopp. Badezeit! Ein Schlauchboot wurde ausgesetzt, und unter Beachtung der Sicherheitsregeln konnten alle wachweise außenbords springen und schwimmen.

Mit Eifer machten alle sich und auch die Schiffe landfein. Wieder hieß es pönen und putzen. Und da auf langer Fahrt auch die Haare wachsen, mußten die Amateurfigaros 'ran. Meisterfrisuren kamen sicher nicht zustande, aber es war doch beachtlich, was einige Bordbarbiere so mit Kamm und Schere fertigbrachten.

Die Heldenstadt auf der Krim lag in strahlender Sonne, als die Schiffe in den Hafen einliefen. Herzlich war der Empfang durch die sowjetischen Waffenbrüder. Stadtbesichtigungen, Exkursionen, Begegnungen zwischen den Angehörigen der Offiziershochschule „Karl Liebknecht" und denen der Offiziershochschule „Nachimow" gehörten zum umfangreichen Besuchsprogramm. Eindrucksvoll die Geschichte der Stadt. Sewastopol ist die Wiege der russischen Schwarzmeerflotte. Viele Denkmäler und das Museum der Flotte künden davon. Eine schwere Prüfung war die Belagerung während des Krimkrieges 1853–1856, die fast ein Jahr dauerte. Sechs schwere Bombardements mußten die Verteidiger über sich ergehen lassen, ehe sie nach dem Verbrauch aller Reserven dem Ansturm der türkisch-britisch-französischen Truppen erlagen. Ein großes Panorama, ein mächtiger Rundbau, dessen Innenwand von einem Gemälde umgeben ist, läßt den Betrachter wichtige Episoden jenes Kampfes nacherleben. Von einer Tribüne im Mittelpunkt des Gebäudes schaut man auf die verschiedensten Szenen, die die Sturmangriffe von Franzosen und Engländern, den Kampf der Flottenkräfte in der Bucht, das Heranrücken eigener Reserven, das System der Feuerführung der russischen Artillerie und anderes mehr darstellen.

Im Großen Vaterländischen Krieg verteidigte die Sowjetarmee, vor allem Matrosen der Schwarzmeerflotte gemeinsam mit Partisanen, Sewastopol heldenhaft gegen den faschistischen Ansturm. Die Aggressoren erlitten ungeheure Verluste. Zehn-



Für das leibliche Wohl war jederzeit gesorgt

„Achtung, Delphine!"

tausende Tote bedeckten das Schlachtfeld. Und obwohl Sewastopol schließlich nach achtmonatigem Kampf dem Feinde überlassen werden mußte, waren die Faschisten hier aufgehalten worden, hatte dieser Kampf große Kräfte der Invasoren gebunden. Genau ein Jahr vor Kriegsende, am 9. Mai 1944, gelang es der Sowjetarmee, die Faschisten endgültig von der Krim zu vertreiben. Der Sturm auf den Sapun Gora, den Bergrücken, auf dem die Hauptverteidigungssysteme der Okkupanten lagen, brachte die Entscheidung über die Befreiung Sewastopols. Diese Schlacht, an der zwei Armeen auf einer Frontbreite von nur 12 km teilnahmen, ist in einem Diorama gestaltet — ein halbrundes Gemälde mit großen Figuren. Zu dieser Gedenkstätte gehören noch eine Waffenausstellung mit damals im Kampf um Sewastopol eingesetzten Panzern, Sturmgeschützen, Geschützen und Werfern verschiedener Kaliber sowie Torpedoschnellbooten der Schwarzmeerflotte.

Heute reckt sich Sewastopol mit seinen modernen Neubauvierteln landeinwärts und zählt etwa 200 000 Einwohner.

Die nächste Station der Großen Fahrt war Constanța. Es ist nur ein „Katzensprung" vom Westufer der Krim bis hinüber zur rumänischen Küste. Die größte Hafenstadt der Sozialistischen Republik Rumänien präsentierte sich als eine geschäftige Metropole, deren Herzschlag durch die Hafenwirtschaft bestimmt ist. DDR-Botschafter Prof. Dr. Sigfried Bock ließ es sich nicht nehmen, die „Wilhelm Pieck" und die „Otto von Guericke", die als erste Schiffe unserer Volksmarine einen rumänischen Hafen anliefen, zu besuchen. Herzlich waren die Kontakte mit den Waffenbrüdern der Marine Rumäniens, vor allem mit den Kursanten des Marineinstituts „Mircea cel Batrin". Selbstverständlich luden die rumänischen Genossen zu einer Exkursion in die schönen Badeorte ein, die sich über viele Kilometer nördlich und südlich von Constanta erstrekken.

Nach zwei Tagen ging es weiter: Kurs Varna. Junge Pioniere, Angehörige der Offiziershochschule „Nikola Wapzarow" und DDR-Generalkonsul Heinz Hanisch standen auf der Pier und begrüßten die Schiffe bei ihrem Einlaufen. Begegnungen mit den Gastgebern, Exkursionen in die Badeorte Albena und Goldstrand, Stadtbesichtigungen und ein großes Freundschaftstreffen an der Offiziershochschule „Nikola Wapzarow" mit den Angehörigen der Bulgarischen Seekriegsflotte vermittelten starke Eindrücke vom Bruderland auf dem Balkan, dem Lande Dimitroffs.

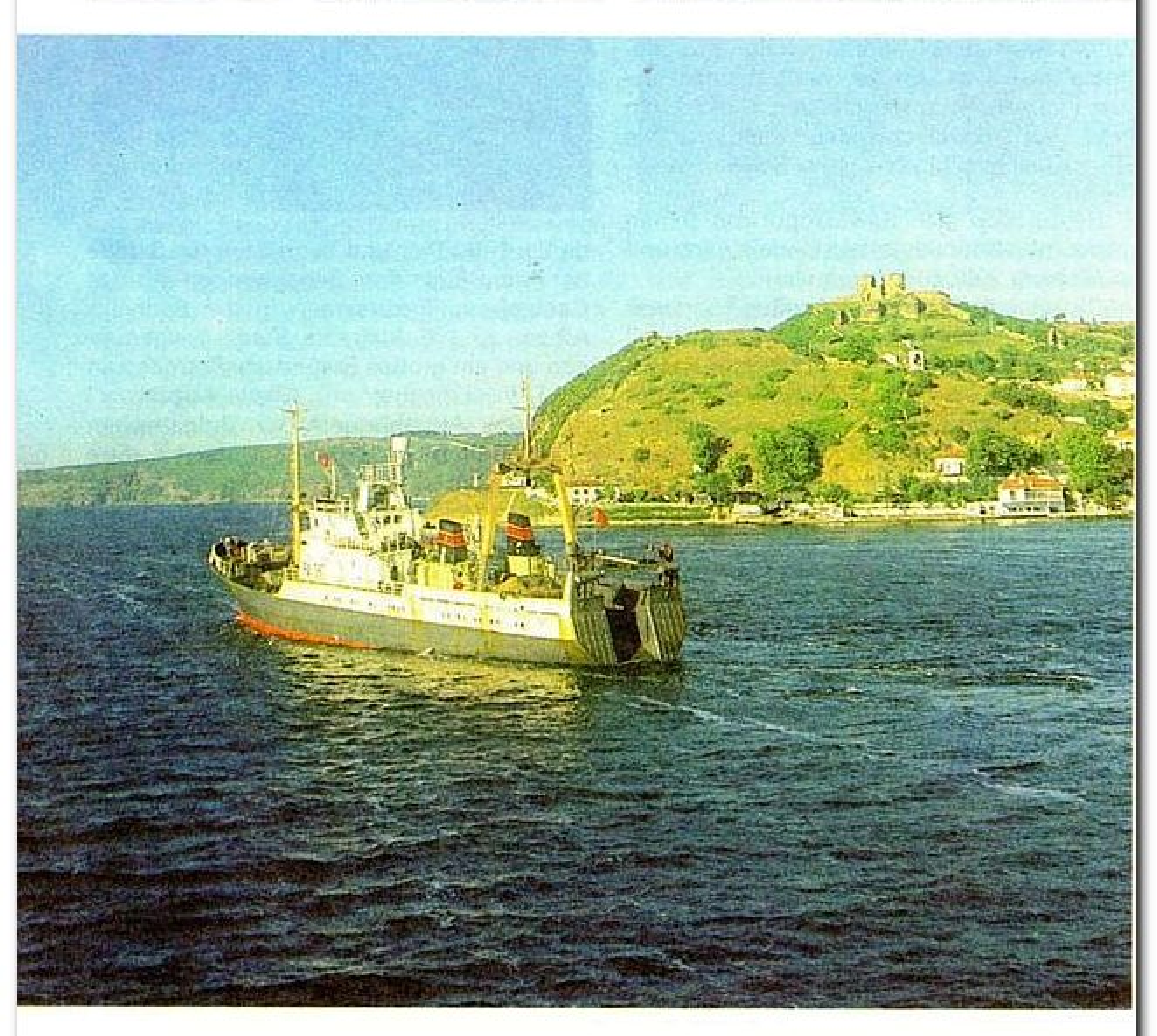


Genau einen Monat waren die Schiffe nun schon von zu Hause fort, als es wieder auf Heimatkurs ging. Nun galt es, noch ausstehende Ausbildungsaufgaben in See mit besten Resultaten abzuschließen. Bei herrlichem Wetter liefen wir durch die türkischen Meerengen und die Inselwelt der Ägäis, vorbei am Peloponnes in Richtung Sizilien. Unterwegs begegneten wir Schiffen der Sowjetflotte, Zerstörern und Hilfsschiffen, die sich auf einer Ausbildungsfahrt befanden. Entlang der Küste Siziliens steuerte der Verband die Balearen an. Der Kurs führte zwischen dieser Inselgruppe und dem spanischen Festland hindurch. Ein Spanienabend mit Liedern, Rezitationen und Prosastücken erinnerte an den heldenhaften

Kampf deutscher Antifaschisten in den Internationalen Brigaden. An der Seite ihrer spanischen Waffenbrüder und der Klassenbrüder aus aller Welt kämpften sie in den Jahren 1936–1939 gegen die Faschisten.

Heimabende, Kinoveranstaltungen auf hoher See – wenn es das Wetter zuließ unter freiem Himmel –, Vorträge und Bücherlesen gehörten unterwegs zu den beliebtesten Freizeitbeschäftigungen. Aber auch eine Borddisko bot Unterhaltung. Freilich, zum Tanz fehlten die Mädchen.

Schließlich war der kleine Verband wieder im Atlantik. Schönes Wetter erlaubte es, eines Sonntags die „Atlantikspiele" durchzuführen. Dazu gehörten Tauziehen, Bordstaffelläufe und – Kartoffelwettschälen. Ja, Ideen muß man haben, um während der Freitörns keine Langeweile aufkommen zu lassen. Mit Nordkurs ging es durch die Biskaya in den Kanal, der nunmehr auf der französischen Seite durchfahren wurde. Bei klarer Sicht kam es hier zu besonders interessanten Begegnungen. Da steuerte ein Riesentanker mit dem Muschelzeichen von Shell am Schornstein nach England. Da jagten Luftkissenschiffe mit hoher Fahrt über die Straße von Dover nach Calais, da schaukelte eine kleine britische Brigg unter vollen Segeln an Steuerbord vorbei, da tummelten sich Bergungs- und Schleppfahrzeuge, Fischkutter, französische Patrouillenboote und Frachter. Auch hier wieder war es für die Offiziersschüler besonders anschaulich, die



Regeln des Fahrens in sogenannten Schiffstrennungsgebieten kennenzulernen, wo es Rechtsverkehr und „Kreisverkehr" und Regeln für das Überholen und für die „Vorfahrt" gibt, ganz wie zu Hause auf der Straße. Überhaupt die Begegnungen, sie waren wohl mit das interessanteste. Vom Supertanker bis zum Containerschiff, von der Erdölbohrplattform bis zum Segelboot, vom Kreuzer bis zur Eisenbahnfähre war auf dem Wasser alles zu sehen. Hinzu kamen noch zahlreiche Flugzeuge, gerade in der

Im Bosporus



Neptun erscheint mit seinen Häschern

Brücke über den Bosporus – Verbindung zwischen zwei Erdteilen

Nordsee! Irgendeine NATO-Übung rollte ab, und ein paar Dutzend Maschinen der BRD, Englands und Belgiens betrachteten unsere Schiffe als zusätzliche Übungsziele.

Noch einmal gerieten die „Wilhelm Pieck" und die „Otto von Guericke" in einen Sturm. Unmittelbar vor dem Skagerrak wehte es mit Stärke 8, als sollte den Offiziersschülern noch einmal so richtig die Härte des Dienstes auf See zum Abschluß klargemacht werden.

Durch den Großen Belt steuerten die beiden Schiffe wieder in die Ostsee. Besatzungen und Offiziersschüler hatten ihren Auftrag erfüllt. Die siebenwöchige Reise war beendet.

Kartoffelschälen um die Wette

„Rees an Backbord" mit den bulgarischen Waffenbrüdern

Disko im Atlantischen Ozean



Schulschiff der Volksmarine „Wilhelm Pieck"

Indienststellung: 6. Juli 1976
Bauwerft: Gdansk, Nordwerft

Fahrten des Schulschiffs

Offizielle Flottenbesuche unter Führung des Stellvertreters des Ministers für Nationale Verteidigung und Chefs der Volksmarine:

Leningrad 19. 7. bis 29. 7. 1976 (zugleich erste Fahrt)
Tallinn 26. 7. bis 3. 8. 1979
Gdynia 26. 6. bis 1. 7. 1980

Bis dahin legte das Schiff rund 60 000 Seemeilen zurück, bei stets einsatzklarer Technik und ohne Werftliegezeit.

Die „Wilhelm Pieck" wurde in der Volksrepublik Polen, auf der Nordwerft in Gdansk, gebaut. Das Schiff entspricht in seiner Größe, mit seinen Einrichtungen und Anlagen den Bedürfnissen einer umfassenden praktischen Ausbildung des Offiziersnachwuchses der Volksmarine, aber auch der Polnischen Seekriegsflotte, die zwei Schiffe des gleichen Typs für diesen Zweck bauen ließ, die „Wodnik" und die „Gryf". Auf der gleichen Grundbasis des Schiffskörpers und der Antriebsanlagen entstanden noch weitere Fahrzeuge anderer Bestimmung, so die Bergungs- und Taucherschiffe „Piast", „Łech" der Polnischen Seekriegsflotte sowie „Otto von Guericke" der Volksmarine und Vermessungsschiffe für die polnischen und bulgarischen Seestreitkräfte. Das Schiff ist sehr seetüchtig und für alle Meere zugelassen. Neben den ausreichenden Unterkünften sind für Schüler und Lehrpersonal alle erforderlichen Ausbildungseinrichtungen vorhanden, so ein Navigationskabinett mit allen für die praktische Ausbildung in der Schiffsführung und Nautik benötigten Geräten und Anlagen, ein meteorologisches Kabinett, eine Bibliothek, die zugleich als Seminarraum dient, ein großes Signaldeck mit den für die Signalausbildung notwendigen Einrichtungen. Dazu kommen noch die Bordwaffen und eine Anzahl anderer technischer Systeme, die der Ausbildung in verschiedenen Fächern dienen.

Die wichtigsten technischen Angaben:

Länge	73 m
Breite	12 m
Geschwindigkeit	17 kn
Deplacement	1 700 ts

Eintragung ins Traditionsbuch des Schiffes:

„Wenn dem Schulschiff der Volksmarine der Ehrenname ‚Wilhelm Pieck' verliehen wurde, so ist das eine hohe Anerkennung und Würdigung der Leistungen aller Angehörigen der Besatzung dieses Schulschiffes.

Gleichzeitig verpflichtet der Name zu noch größeren Anstrengungen, um die seemännische Ausbildung und klassenmäßige Erziehung der Offiziersschüler mit noch größerer Effektivität durchzuführen. Ich danke für die Möglichkeit, heute diese Ausbildungsstätte zu besichtigen und die Stammbesatzung kennenzulernen."

Elly Winter-Pieck 12. Oktober 1976

Auszeichnungen des Schiffes:

Verdienstmedaille der NVA in Bronze, am 7. Oktober 1978
Leistungsabzeichen der NVA, am 24. September 1979



Minen im Rhododendron

Sławomir Wiloński

Im Juli 1944 erhält der junge polnische Partisan Józef Szczepaniak, der seit dem faschistischen Überfall auf seine Heimat in Frankreich lebt, von der französischen Résistance einen besonderen Auftrag. Er soll einen illegalen Waffentransport für die Partisanen nach Lyon leiten. Er tut es um so bereitwilliger, als ihm die Kameraden drei Tage Urlaub gewähren, die er in Lyon nutzen will, um eine befreundete Familie zu besuchen. Die Fahrt mit der gefährlichen Fracht verläuft ohne Zwischenfälle. An einem sonnendurchglühten Mittag verabschiedet sich Józef auf dem Lyoner Bahnhof von seinen Genossen und verschwindet in der Menge, die sich durch die schmale Passage hinter dem Bahnhof schiebt. Die Kneipe des dicken Marcels ist in Reichweite, er muß nur noch um die nächste Ecke. Plötzlich schießt ein großer blauer LKW aus einer Nebenstraße hervor und hält mit quietschenden Bremsen mitten auf der Kreuzung. Polizisten springen blitzschnell von der Ladefläche und riegeln die Straße ab. Von der Bahnhofsseite her nähert sich mit Sirenengeheul ein weiterer Wagen. Die Menschen rennen ratlos durcheinander, die einen wollen vorwärts, die anderen drängen zurück. Józef begreift: Die Straße ist von beiden Seiten gesperrt, er sitzt in der Falle.

Bullige Polizisten in Zivil treten durch die Sperrkette und beginnen mit der Ausweiskontrolle. Junge Männer werden ausnahmslos zu dem LKW getrieben.

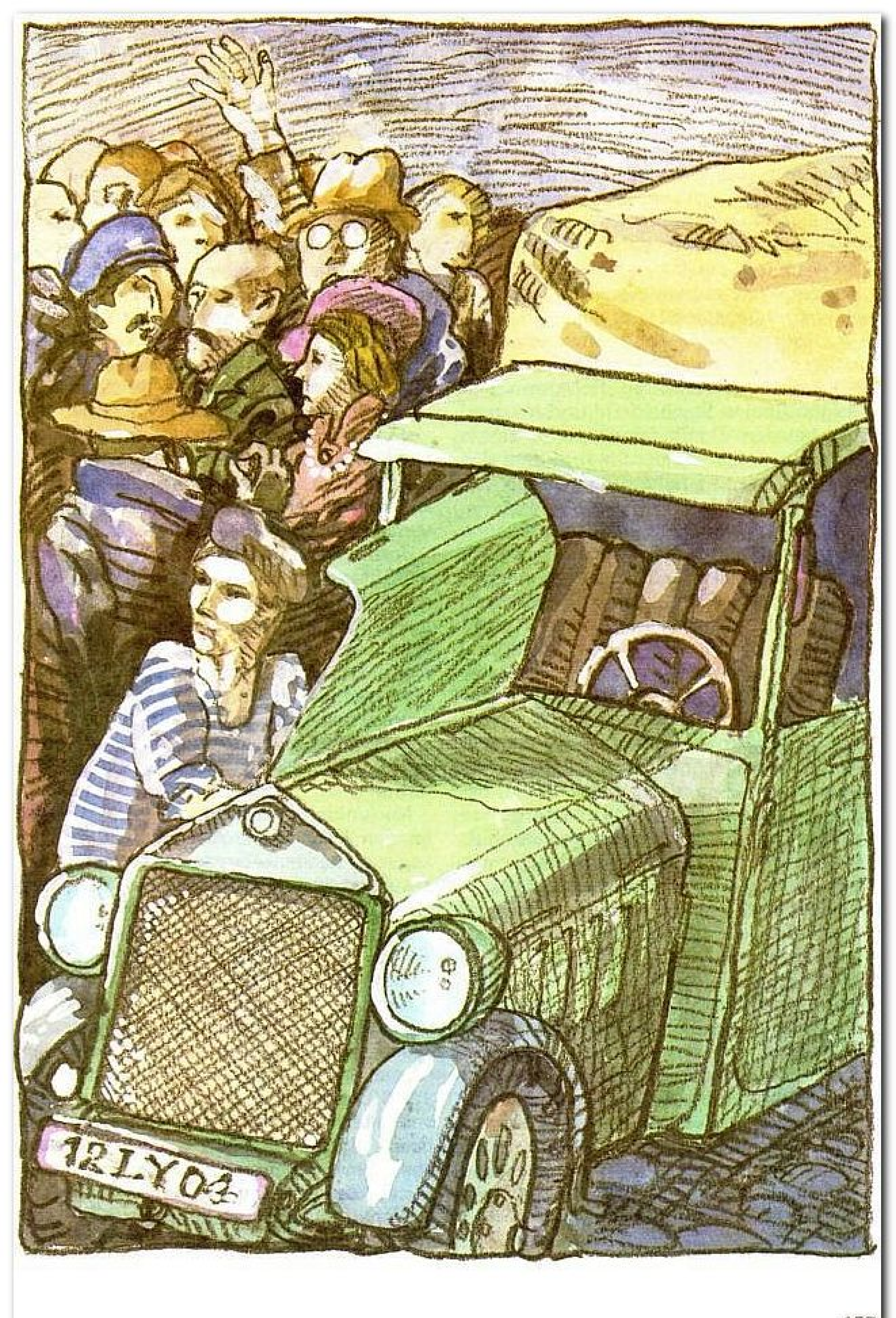
Józef steht unmittelbar neben der Motorhaube eines gestoppten Wagens. Als die Aufmerksamkeit der beiden am nächsten stehenden Polizisten für einen Augenblick abgelenkt wird, öffnet sich leise die Tür zum Fahrerhaus, und der Fahrer, ein kleines, verschrecktes Männchen in dunkelblauer Kombination, gleitet schlangengleich heraus und taucht in der lärmend hin und her quirlenden Menge unter.

Der wird schon seine Gründe haben, denkt Józef und packt die Gelegenheit beim Schopfe. Seine Papiere sind zwar in Ordnung, doch wie es aussieht, würde er zunächst einmal festgehalten werden. Und wer weiß, was dann noch passierte. Im Moment denkt er nur an seinen Urlaub. Er tritt einen Schritt näher an den LKW heran, noch ein paar unmerkliche Bewegungen, und schon macht er sich an der Motorhaube zu schaffen, öffnet sie und schraubt die Kerzen heraus. Sorgsam säubert er sie und blickt dabei verstohlen in die Runde. Nichts Verdächtiges. Keiner scheint etwas wahrgenommen zu haben. Die Polizisten in Zivil durchsuchen unmittelbar neben ihm einige Passanten, ihn würdigen sie keines Blickes, für sie ist er der LKW-Fahrer.

So prächtig Józefs Einfall war, so fatal sind seine Folgen. Gerade will er die Kerzen beiseite legen und versuchen, in einem Hauseingang zu verschwinden, als sich eine schwere Hand auf seinen Arm legt. Ein Wachtmeister fragt, ob der Motor wieder in Ordnung sei.

„Nein. Die Kerzen müssen noch eingeschraubt werden", sagt Józef.

„Dann mach hin! Du fährst mit mir!" befiehlt der Wachtmeister. Was soll Józef machen? Er muß nach Annecy mitfahren.


12LY04

Dort befinden sich die Polizeikasernen. Auf dem Garagenhof, inmitten von Polizeifahrzeugen und beschlagnahmten Wagen, endet Józefs erster Urlaubstag. Der Wachtmeister läßt sich zwar nicht mehr blicken, nachdem er Józef ein Kochgeschirr voll Eintopf zugesichert und ihm streng untersagt hat, den LKW zu verlassen, doch das vermag Józef kaum zu trösten. Ein Aufgreifen bei der Razzia wollte er sich ersparen, und nun ist er vom Regen in die Traufe geraten. Mit sich und der Welt entzweit, schläft Józef auf seinem unbequemen Lager ein.

Am folgenden Morgen kann er seiner Situation eine positive Seite abgewinnen. Der LKW wird mit schweren Holzkisten, mit riesigen Spulen Stacheldraht und mit zwei MGs beladen. Damit fahren sie zu einem Blockhaus außerhalb der Stadt, in dem sich die Bewacher des nahen Staudamms aufhalten.

Mit geschultem Blick hat Józef erkannt, daß in den Kisten nur Minen sein können. Ein kühner Gedanke durchzuckt ihn. Abends manövriert er seinen LKW in die Nähe von zwei beschlagnahmten Wagen und sucht das Gespräch mit den Fahrern. Nach und nach erfährt er, was er wissen will. Die Transporte mit Waffen und Ausrüstung für die umliegenden Wachposten finden recht häufig statt. Größere Kolonnen werden von zwei Kübelwagen mit aufmontierten MGs begleitet, einer vorn und einer hinten. Beschlagnahmte Wagen fahren meist am Ende der Kolonne. Motorräder als Begleitschutz gibt es nicht. Die letzten sind unlängst von Partisanen zerstört worden. Die Fahrten beginnen meist gegen Abend. Am Tage ist das Risiko, aus der Luft angegriffen zu werden, zu groß.

Józef ist nun im Bilde und lenkt die Unterhaltung in andere Bahnen. Er fragt seine neuen Kameraden, ob sie ihm nicht behilflich sein könnten, ein paar Flaschen guten Wein und Lebensmittel zu organisieren. Auch für Medikamente, Aspirin, Schlafmittel, Rheumasalbe, wäre er dankbar. Das ließe sich schon machen, wird ihm geantwortet. Der Lockenkopf Louis, er fährt ebenfalls einen Renault, sagt, er habe in Annecy sein Mädchen. Die werde die Sachen besorgen und dann an der Torwache abgeben.

Es klappt, und so kann Józef am folgenden Abend seinem Zerberus einen guten Tropfen Wein anbieten. Der Wachtmeister ziert sich zunächst, doch er steckt die Flasche ein. Eine zweite leert Józef mit Louis. Dabei bittet er ihn um einen Gefallen. Bei der nächsten Kolonnenfahrt soll Louis es so arrangieren, daß er unmittelbar vor Józef zu stehen kommt. Nach dem Grund befragt, erklärt Józef, er sei abergläubisch. Unlängst sei er während einer ähnlichen Fahrt einem Unfall nur entgangen, weil er einen dunkelblauen Wagen vor sich gehabt hätte. Die Farbe bringe ihm Glück.

Louis überzeugt diese Erklärung zwar nicht, doch er willigt ein. „Wie du meinst, was verliere ich schon dabei", sagt er.

Józef ist zufrieden. Louis riskiert nichts, er selbst dafür um so mehr. Doch einem Partisanen steht es einfach nicht an, eine Polizeikaserne ohne entsprechendes Mitbringsel zu verlassen.

Józefs Wachtmeister ist am nächsten Tag die Güte selbst. Er lobt Józefs Fleiß und läßt nebenbei die Bemerkung fallen, der Wein sei ausgezeichnet. Kein Wunder, die gewöhnliche Landweinflasche enthielt einen vorzüglichen Nuits-Saint-Georges 1935, den teuersten Wein, den Louis' Mädchen in Annecy auftreiben konnte.

„Ich werde mich um Nachschub bemühen, Herr Wachtmeister", versichert Józef eilfertig.

Nachmittags weist ihn der Wachtmeister an, den Wagen durchzusehen und dann am Lager zu parken. Abends werde man einen Transport zusammenstellen, es gehe in die Berge.

An der Lagerrampe hat Józef Gelegenheit, sich bei Louis für die zweite Weinlieferung zu revanchieren. Den beiden Renaults wird die gleiche Ladung zugeteilt: Stacheldraht und Kisten mit Minen. Louis jammert, sein Motor sei so abgewirtschaftet, mit den schweren Kisten käme er nie bis in die Berge. Józef beendet den Streit mit dem Lagerverwalter in Windeseile. „Mein Wagen ist besser in Schuß. Soll Louis mehr Stacheldraht mitnehmen, und mir gebt ihr mehr Kisten, fertig ist der Lack."

Wenig später zweifelt Józef, ob er sich damit nicht doch übernommen habe, der

Wagen ist fast überladen. Doch was hilft's, Stacheldraht brauchen die Partisanen nicht.

Die wichtigste Sache muß Józef jetzt noch erledigen. Er geht zur Toilette und füllt noch einmal guten Nuits-Saint-Georges in eine Landweinflasche, läßt allerdings ein Fünftel in der Originalflasche zurück. Rasch zählt er die Schlaftabletten, die er von Louis' Mädchen erhalten hat – 20 Stück. Eine wandert in die Originalflasche, Józef schüttelt den Wein, kostet. Nichts zu merken. Nach der zweiten Tablette scheint sich das Aroma zu verstärken, nach der dritten schmeckt der Wein miserabel. Also wirft Józef acht Tabletten in die Landweinflasche, die Probe aus der Originalflasche schüttet er ins Toilettenbecken. Ein Augenblick des Nachdenkens, dann läßt er auch die restlichen Tabletten und die übrigen Medikamente hineinfallen. Die Landweinflasche verschwindet in der Innentasche der Jacke, und eilig kehrt Józef zu seinem LKW zurück.

Bei einbrechender Dunkelheit verläßt die Wagenkolonne das Kasernengelände. Vornweg fährt ein Kübelwagen mit Polizisten, danach vier Polizei-LKWs, ihnen folgen der Hanomag eines gewissen Charles, die beiden Renaults von Louis und Józef, den Abschluß bildet wieder ein Kübelwagen.

Józefs Wachtmeister ist guter Laune. Gnädig läßt er ihn wissen, die Fahrt führe zum Stützpunkt in Saint-Jeoire. Diese Route kommt Józefs Absichten entgegen.

„Dort braucht man allerhand, um sich gegen die Banditen vom Maquis zur Wehr zu setzen", erläutert der Wachtmeister. „Dir kann ich das ja sagen, du bist ein guter Franzose." Jovial bietet er ihm eine Zigarette an.

„Verbindlichsten Dank, Herr Wachtmeister." Józef nimmt die Zigarette und hält den Augenblick für geeignet, den präparierten Wein an den Mann zu bringen. Vorsichtig angelt er die Flasche hinter dem Sitz hervor und schiebt sie dem Wachtmeister zu. „Darf ich mich revanchieren? Bitte bedienen Sie sich. Ich kann leider nicht mithalten, Sie verstehen. Aber wenn Sie einen Schluck auf das Gelingen unserer Fahrt trinken wollen?" Józef öffnet die Flasche.

Das Weinaroma reizt den Wachtmeister unwiderstehlich. „Aber nur ein Schlückchen", murmelt er. „Schließlich bin ich im Dienst. Doch bei so einem Weinchen muß man einfach nachgeben." Und schon nimmt er einen tiefen Zug aus der Flasche. Es dauert nicht lange, und er greift wieder danach.

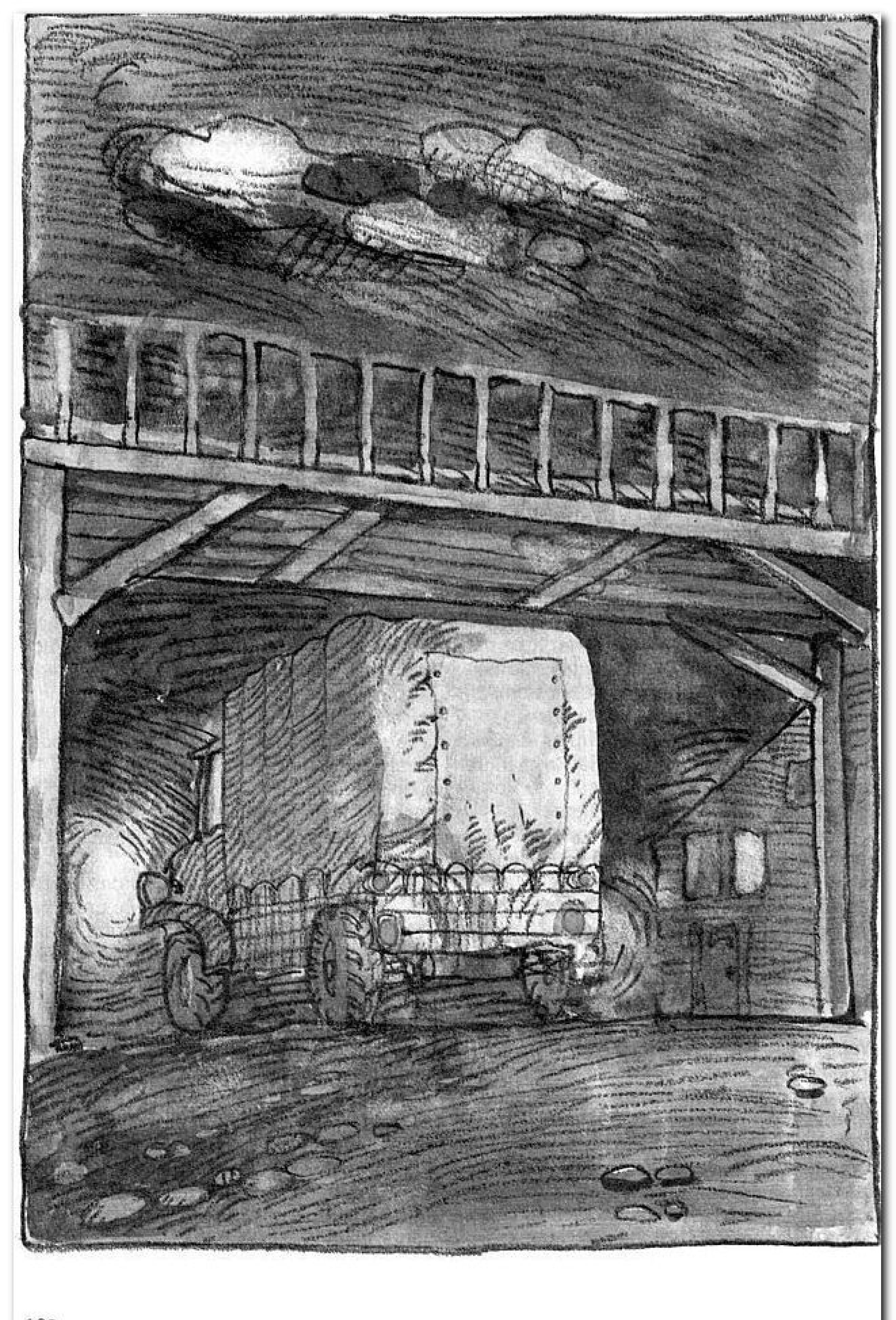
Józef führt die Unterhaltung weiter; denn nur so kann er die Wirkung seiner Mischung feststellen. Gleichzeitig achtet er sorgfältig auf die Strecke. Sie fahren langsam, die Straße steigt stetig an und ist kurvenreich. Die Wagen kriechen dahin. Das Standlicht, durch einen dunkelblauen Farbanstrich der Glasscheiben noch abgeschwächt, gibt kaum Helligkeit. Die Abstände zwischen den Wagen sind so groß, daß man auf der sich dahinwindenden Chaussee nur selten die ganze Kolonne überblicken kann. Meist sieht man nur die schwachen Rücklichter des vorausfahrenden Wagens. Damit hat Józef gerechnet. Dennoch beobachtet er, ob auf den geraden Streckenabschnitten die Lichter des Kübelwagens hinter ihm im Rückspiegel zu erkennen sind.

Der Wachtmeister neben ihm wird immer stiller. Plötzlich meint er, zu Józef gewandt, er müsse die Müdigkeit mit einem Schluck Wein vertreiben, und nimmt gleich zwei tiefe Züge aus der Flasche. Danach schlummert er sanft ein.

Jetzt drückt Józef langsam das Gaspedal durch und nähert sich Louis' Wagen auf 10 bis 15 m. Dichter kann er unter den Bedingungen nicht aufschließen. Zwischen den übrigen Wagen liegen jeweils etwa 40 bis 50 m.

Zufrieden bemerkt Józef, daß der Fahrer des Kübelwagens so reagiert, wie er es beabsichtigt hat. Er kommt bis auf die ursprüngliche Distanz heran, offenbar in der Annahme, die ganze Kolonne habe etwas beschleunigt. Durch Józefs Manöver ist dem Kübelwagen die Sicht auf Louis' LKW genommen. Für die Bewacher ist im Moment nicht mehr auszumachen, daß da gefährlich dicht hintereinander zwei Renaults fahren.

Den entscheidenden Schritt muß Józef hinter einer Kurve oder einer Steigung wagen. Das ist die einzige Chance, unbemerkt aus der Kolonne auszuscheren. Die Silhouette und die Anordnung der Rücklichter bleiben dieselben. Daß das Heck des



Wagens nicht hellblau, sondern dunkelblau ist, fällt bei den Lichtverhältnissen nicht auf. Den Bewachern entgeht also, daß sie keine sieben, sondern nur noch sechs Wagen vor sich haben. Das alles klappt jedoch unter einer Bedingung: Der hellblaue Renault muß blitzartig von der Straße verschwunden sein. Dafür gibt es praktisch drei Möglichkeiten. Entweder Józef biegt unvermittelt in einen Seitenweg ab, sofern die Kreuzung genau hinter einer Kurve oder Erhebung liegt, oder er fährt von der Straße herunter, wo sich die Möglichkeit bietet, den Wagen hinter Bäumen oder Gebüsch zu verbergen. Die günstigste Gelegenheit wäre wohl, bei einer Ortsdurchfahrt in einer Nebenstraße zu verschwinden. Für den Fall, daß man sein Ausscheren bemerkt, hat sich Józef ein glaubwürdiges Alibi zurechtgelegt.

Doch die Zeit drängt. Je länger er fast an Louis' LKW klebt, desto wahrscheinlicher ist, daß Louis selbst oder sein Beifahrer nervös werden, anhalten und Lärm schlagen. Dann sind Józefs Chancen gleich Null.

Endlich erreichen sie eine Ortschaft. Ringsum sind alle Häuser dunkel. Die Chaussee macht eine scharfe Linkskurve, führt unter einer Brücke hindurch und biegt wieder scharf nach rechts ab. Louis passiert gerade die Rechtskurve, der Kübelwagen hinter Józef ist außer Sichtweite, fährt vermutlich erst durch die Linkskurve.

Jetzt oder nie! Józef reißt das Lenkrad nach links und steuert in eine kaum sichtbare Häuserlücke hinein. Im Handumdrehen sind Motor und Beleuchtung abgeschaltet, ein Tritt auf die Bremse, und der Renault kommt vor einer bedrohlich aufragenden Wand zum Stehen.

Schweißgebadet springt Józef aus dem Fahrerhaus, macht sich am Hinterrad zu schaffen. Sollte man im Kübelwagen bemerkt haben, daß er eingebogen ist, muß er eine Havarie vortäuschen. Doch nichts geschieht, der Wagen fährt ein Dutzend Meter von Józef entfernt vorüber.

In der nachfolgenden Stille ist das Bellen eines Hundes vernehmbar, andere Hunde fallen ein. Irgendwo klappt ein Fensterladen. Józef klettert ins Fahrerhaus zurück und beugt sich über den Wachtmeister. Beim Bremsen war dieser vom Sitz gerutscht und mit dem Kopf auf das Armaturenbrett geschlagen. Aufgewacht ist er glücklicherweise nicht. Józef setzt ihn in möglichst natürliche Haltung zurück, öffnet seine Pistolentasche und zieht die Waffe zu sich heran. Dann dreht er den Zündschlüssel herum und startet. Im Rückwärtsgang, ohne Licht, schiebt er sich auf die Chaussee. Ohne zu zögern, fährt er in die Richtung, in der sich die Geräusche der LKW-Kolonne entfernen. Er muß so schnell wie möglich aus dem Ort heraus, hier könnten Faschisten stationiert sein. Damit sie nicht auf ihn aufmerksam werden, muß es zunächst so aussehen, als ob sich ein Fahrer nach Kräften bemüht, seine Kolonne einzuholen.

Erleichtert erblickt Józef gleich außerhalb der Ortschaft eine Kreuzung mit einem Wegweiser. „Samoens 18 km", kann er entziffern. Von dort ist es nicht mehr weit bis zu Hauptmann Michels Partisanenstandort. Józef schlägt die angegebene Richtung ein und gibt Gas. Nach 5 km Fahrt tauchen am Straßenrand die ersten Waldstreifen auf. An geeigneter Stelle hält Józef und schaltet den Motor ab. In der Stille ist nur das Rauschen der Bäume zu vernehmen; Verfolger sind weit und breit nicht zu hören. Es hat keinen Sinn, vor dem Morgengrauen weiterzufahren.

Józef streift mit den Händen durch das taunasse Gras und wischt sich über die brennenden Augen. Ein paar tiefe Atemzüge und Kniebeugen erfrischen ihn. Er sucht das Abschleppseil und öffnet die rechte Tür. Der Wachtmeister gleitet kraftlos in Józefs Arme. Vorsichtig bettet er ihn zunächst unter einen Baum, nimmt ihm die Papiere und das



Koppel ab. Mit dem Koppel bindet er ihm rücklings die Arme zusammen und umwickelt ihn dann von Kopf bis Fuß mit dem Abschleppseil. Das Ende befestigt er am Baumstamm. Aus einem ölgetränkten Lappen formt er einen Knebel, der das halbe Gesicht des Wachtmeisters bedeckt. Der Betäubte ist schwer wie ein Klotz, Józef muß sich gewaltig mit ihm abmühen.

„Adieu, du Hundsfott", sagt er schließlich, an das reglose Bündel gewandt. „Hast Glück gehabt, daß du an mich geraten bist und nicht an deinesgleichen!"

Die Julinacht gleitet langsam in den Morgen hinüber; der Himmel überzieht sich im Osten mit einem blassen Schein. Józef setzt sich mit seinem Renault langsam in Bewegung. Nicht lange, und er erreicht einen unbewachsenen Hang, an den sich ein Gehöft lehnt. Józef lenkt den Wagen zwischen die Bäume und geht auf die Gebäude zu. Weder Faschisten noch Partisanen sind zu sehen. Auf dem Hof erscheint der erschrockene Hausherr, so, wie er aus dem Bett gesprungen ist. Was er erblickt, kann ihn schon einschüchtern und verwirren: ein Zivilist mit einer MPi unter dem Arm, ein Bündel Banknoten in der anderen Hand. Der Bauer holt in Windeseile das Gewünschte herbei: ein Beil und einen Korb mit Lebensmitteln. Das Geld nimmt er nicht an, verspricht dennoch hoch und heilig, diesen Besuch sofort zu vergessen.

Im Laufe der nächsten Stunden lenkt Józef den LKW langsam die gewundene Bergstraße hinauf. Er kennt die Gegend um das Valée de Sixt ziemlich gut. Dort weiß er ein ideales Versteck für seinen erbeuteten Renault. Von der Straße führt ein schmaler Pfad auf dem Grund einer schattigen Schlucht in die Berge hinein. Die Einfahrt ist mit einem Schlagbaum versehen, der die ausgeblichene Aufschrift „Privates Jagdrevier" trägt. An den Hängen wuchert wilder Rhododendron, eine recht seltene Erscheinung in dieser Höhe.

Józef fährt den LKW in die Schlucht hinein und bringt den Schlagbaum wieder in seine ursprüngliche Stellung. Hundert Meter weiter verengt sich die Schlucht, Józef lenkt den Wagen so tief wie möglich in das Gestrüpp. Er sammelt abgebrochene Zweige auf und kehrt zur Straße zurück. Sorgfältig verwischt er die Radabdrücke in Gras und Moos. Am Schlagbaum seufzt er auf, er ist erschöpft. Dennoch läßt er nicht nach, bis er auf einer Strecke von rund 200 m alle Spuren beseitigt hat.

Inzwischen steht die Sonne schon hoch am Himmel, Zeit für eine Ruhepause. Józef kehrt zum LKW zurück, greift nach dem Korb mit den Eßwaren, doch da übermannt ihn der Schlaf.

Am Nachmittag weckt ihn Vogelgezwitscher. Er stärkt sich und macht sich an die Arbeit, Rhododendronzweige abzuschlagen und die Bruchstellen mit Moos und Gras zu bedecken. Die Zweige breitet er über das Dach und das Heck des LKWs, einige steckt er in den Erdboden. Als Józef die Schlucht verläßt, deutet nichts darauf hin, daß hier ein Auto versteckt ist. In dem Rhododendrongestrüpp scheint lediglich eine Erhöhung etwas üppiger bewachsen zu sein.

Zu Fuß macht sich Józef auf den Weg in Hauptmann Michels Partisanenlager. Er erreicht es um die Abendbrotzeit. Wie eine Bombe platzt er in Leutnant Roberts Erdhütte hinein. „Schönen Abend, Chef. Darf ich mich auf einen Kaffee einladen? Ich bin etwas durchgefroren", ruft er lässig von der Schwelle aus.

Robert fällt vor Verblüffung der Löffel aus der Hand.

„Wie kommst du denn hierher? Ist was passiert?"

„Ach, nichts Besonderes. Ich wollte nur melden, daß unser Versorgungsunternehmen für den Maquis bestens funktioniert. Ich brauche für morgen einige Jungs zum Ausladen. In unserer Schlucht bei den Höhlen steht ein LKW voller Minen."

„Józef, was redest du da! Woher ein LKW und woher die Minen?"

„Eigentlich eine dumme Geschichte, Chef. Ich war auf Urlaub ..."

Maßstabmodelle – die Hohe Schule des Modellsports

Bernhard Krause

Die Wehrsportart Modellsport nimmt im Rahmen der Spezialistenausbildung in der GST einen gewichtigen Platz ein. Über die Hälfte aller Modellsportler beschäftigen sich mit Flugmodellen. Der Flugmodellsport eignet sich wie kein anderer zum Erlernen vieler Fertigkeiten, die ein zukünftiger Soldat während seiner Dienstzeit benötigt. Dazu gehören das Kennenlernen der verschiedensten Bau- und Reparaturtechnologien für die Werkstoffe Holz, Plast und Metall, der Umgang mit Elektronik sowie das Aneignen von Reaktionsschnelligkeit und Entschlußkraft. Wer im Zivilleben funkgesteuerte Flugmodelle beherrschen gelernt hat, wird als Soldat viel schneller und sicherer als andere militärische Zieldarstellungsflugmodelle oder gelenkte Raketenwaffen steuern können.

Besonderer Beliebtheit erfreuen sich bei den Modellsportlern die vorbildgetreuen und vorbildähnlichen Modelle.

Bei Modellsportveranstaltungen sind es diese Modelle, die die Zuschauer wie ein Magnet anziehen. Dabei spielt keine Rolle, ob es sich um funkgesteuerte oder um leinengesteuerte Modelle handelt. Die Zuschauer drängen sich so nahe wie möglich heran, um alle Details zu bestaunen und zu fotografieren.

Dieses Interesse ist verständlich; denn attraktiv sind sie ja, diese verkleinerten Ausführungen unserer Großflugzeuge.

Die FAI, oberstes Organ des Flugsports, also auch des Modellflugs, hat drei Modellklassen für Maßstabmodelle geschaffen, die Klasse F4A für frei fliegende Maßstabmodelle, die Klasse F4B für leinengesteuerte Maßstabmodelle und die F4C für funkgesteuerte Maßstabmodelle.

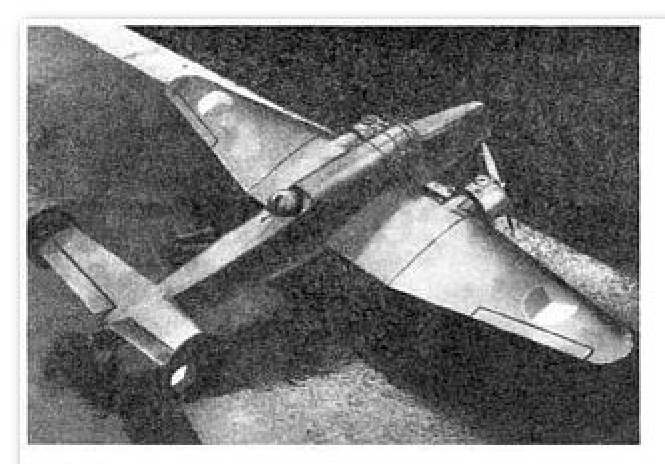
Dazu gibt es in der DDR und in einigen anderen Ländern die nationalen Klassen F4B-V bzw. F4C-V für vorbildähnliche leinen- bzw. funkgesteuerte Modelle.

Innerhalb der GST sind es die Klassen F4B, F4B-V und F4C-V, die besonders gefördert werden.

Grundbedingungen für den Bau von vorbildgetreuen Maßstabmodellen sind eine umfassende handwerkliche Ausbildung, ein gehöriges Maß an Erfahrung im Bau von Flugmodellen und vor allem ein gutes fliegerisches Können.

Wer sich entschlossen hat, solche Modelle zu bauen, sollte zuvor prüfen, ob er diese Voraussetzungen mitbringt.

Sollte das nicht der Fall sein, müssen diese Fähigkeiten erworben werden. Der Weg dazu kann nur über eine Modellflug-Arbeitsgemeinschaft oder GST-Sektion führen, in der mit dem Bau und dem Fliegen von einfachen Übungsmodellen allmählich die geforderten Fähigkeiten angeeignet werden. Dann kann ein vorbildähnliches Modell als Vorstufe zum Maßstabmodell in Angriff genommen werden. Das beste ist es, wenn dieses Modell schon die gleichen Abmessungen des späteren vorbildgetreuen Modells erhält, damit man es sozusagen schon vorab in der Bautechnologie und im Flugverhalten kennenlernt. Beim zweiten Modell können dann auch Erfahrungen vom ersten Modell ausgewertet werden, die meist zu einem besseren Flugverhalten führen.









Da zu jedem Maßstabmodell eine ausführliche Dokumentation mit Detailaufnahmen oder Zeichnungen sowie authentische Unterlagen über die Bemalung des gebauten Modells bei der Bauprüfung vorgelegt werden müssen, ist bei der Auswahl des nachzubauenden Flugzeugtyps zuerst einmal sachlich die Beschaffungsmöglichkeit für diese Unterlagen zu prüfen. Dabei muß berücksichtigt werden, daß das Modell groß genug wird, um alle Einzelheiten sichtbar zu machen und möglichst viele Funktionen ausführen zu können. Dankbare Objekte sind in dieser Hinsicht Arbeitsflugzeuge und Kampfflugzeuge.

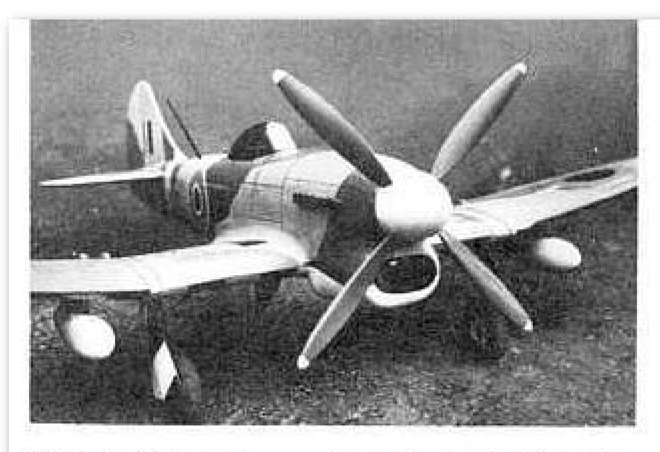
Der Maßstab muß dann natürlich so gewählt werden, daß der Motor bzw. die Motoren nicht aus dem Modell herausragen. Dabei sind die maximalen Abmessungen für die Maßstabmodelle einzuhalten:

maximale tragende Fläche
 150 dm^2
maximale Masse
 5 kg
 (7 kg bei leinengesteuerten mehrmotorigen Flugmodellen)
maximale Flächenbelastung
 100 p/dm^2
 (150 p/dm^2 bei leinengesteuerten mehrmotorigen Flugmodellen)
maximaler Motorhubraum
 10 cm^3
 (20 cm^3 bei leinengesteuerten mehrmotorigen Flugmodellen).

Aus diesen Zahlen ersieht man, daß Maßstabmodelle und vorbildähnliche Modelle ganz schöne Brocken sein können und auch sein sollten; denn je größer sie sind, desto besser lassen sich Details darstellen.

Im Wettkampf werden die Maßstabmodelle in zwei Prüfungen bewertet, in der Bauprüfung und in der Flugprüfung.

Bei der Bauprüfung werden die Einhaltung des Baumaßstabs, die Bauausführung, die Einhaltung der Maximalwerte, die Vollständigkeit der Dokumentation und ihre Übereinstimmung mit dem Modell sowie die Sonderfunktion bewertet. Diese Bewertung nehmen mindestens drei, maximal fünf Schiedsrichter unabhängig voneinander vor.



Dieses Modell eines leichten Bombers aus der ČSSR hat unter dem Lack wie im Original eine Aluminiumoberfläche. Wie beim bereits eingesetzten Großflugzeug ist der Lack an einigen Stellen der Fläche und des Rumpfes abgescheuert, so daß ein sehr naturgetreues Gesamtbild entsteht

Das Modell einer IL-2 aus der UdSSR

Dieses Modell einer AVIA hat beachtliche Abmessungen.
In der Attrappe des Sternmotors ist der Zylinder des Modellmotors kaum zu erkennen

Dieses Modell einer SPAD bestach durch seine sehr gute Bauausführung und Bemalung bei den DDR-Meisterschaften 1979. Es konnte in der Flugprüfung allerdings nicht überzeugen

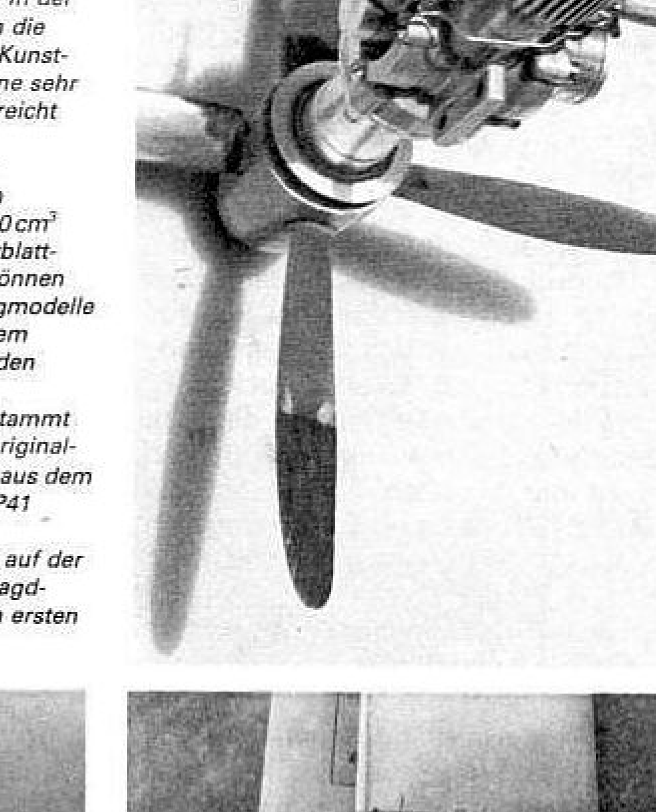
Das etwa sechs Jahre alte Modell einer TEMPEST hätte auf Grund seiner einfachen Bauausführung heute nur noch in der Klasse F4B-V Erfolgsaussichten

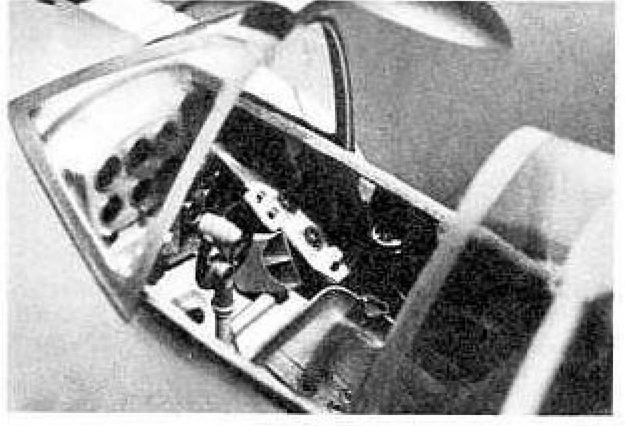
Mit diesen beiden Modellen der Z50 wurde in der Flugprüfung durch die Vorführung eines Kunstflugprogramms eine sehr hohe Punktzahl erreicht

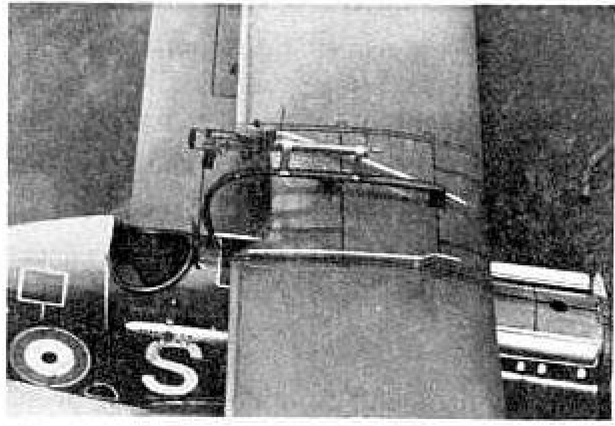
Mit diesem in der UdSSR gefertigten Linearmotor mit 10 cm^3 Hubraum und Vierblatt-Verstellpropeller können Turbopropflugzeugmodelle mit voll verkleidetem Motor gebaut werden

Diese Aufnahme stammt nicht aus einem Originalflugzeug, sondern aus dem F4B-Modell einer P41

Maschinengewehr auf der Tragfläche eines Jagdflugzeugs aus dem ersten Weltkrieg









Ihre Punkte werden addiert. (Bei fünf Schiedsrichtern werden das beste und das schlechteste Ergebnis nicht berücksichtigt.)

In der Flugprüfung hat jeder Wettkämpfer drei Starts mit jeweils zwei Versuchen, von denen der beste Flug zählt. Die Punkte des besten Fluges werden zu den Baupunkten addiert und ergeben die Gesamtpunktzahl.

Die Bauprüfung der vorbildähnlichen Modelle ist stark vereinfacht. Die Schiedsrichter betrachten das Modell aus mindestens 3 m Entfernung, so daß nur das Erscheinungsbild bewertet und mit den Bauunterlagen visuell verglichen wird. So wird auch nicht der Maßstab kontrolliert, und Einzelheiten, die aus dieser Entfernung nicht sichtbar sind, werden ebenfalls nicht bewertet.

Gerade diese vereinfachte Baubewertung aber macht die besondere Beliebtheit dieser Modellklasse bei den Modellsportlern aus, da damit der notwendige Bauaufwand gegenüber Maßstabmodellen radikal sinkt, weil alle aufwendigen Details in der Kabine, am Fahrwerk und in der Lackierung, die einen Hauptanteil an der Bauzeit eines F4B-Modells ausmachen, entfallen. Das macht zum einen diese Klasse für alle jene Modellsportler interessant, die schöne Modelle bauen wollen, aber nicht unbedingt den Ehrgeiz besitzen, Spitzenleistungen damit zu erzielen. Zum anderen ist diese Klasse die ideale Vorstufe für Sportler, die in die Klasse der Maßstabmodelle einsteigen und mit den bedeutend einfacheren vorbildähnlichen Modellen die dazu nötige Wettkampferfahrung erwerben wollen. Außerdem ist es natürlich möglich, ein vorbildähnliches Modell allmählich zu einem echten Maßstabmodell auszubauen und so förmlich in diese Klasse hineinzuwachsen.

Die Flugprüfung von leinengesteuerten Maßstab- und vorbildähnlichen Modellen stellt an den Piloten meist recht hohe Anforderungen an seine Kondition; denn ein Flugmodell der Größe, wie es bei Maßstabmodellen üblich ist, mit einer Motorleistung von etwa 1,0 bis 3 kW (1,36 bis 4 PS) erreicht eine Zugkraft an der Steuerleine von über 20 kp, die vom Piloten aufgenommen werden muß, und das über vier bis fünf Minuten. Außerdem muß er sich natürlich auf die Steuerung seines Modells und sein Flugprogramm mit den Sonderfunktionen konzentrieren, was zusammengenommen als eine sehr hohe Belastung anzusehen ist, die nur durch intensives Training gemeistert werden kann.

Man sieht auf Wettkämpfen immer wieder hervorragend gebaute Modelle, die aber

Modell eines englischen Jagdbombers aus dem zweiten Weltkrieg, gebaut in der VR Polen

Solch eine Ansammlung herrlich gebauter F4B-Modelle ist nur bei großen internationalen Wettkämpfen zu sehen


SP-LXM
N1649Z
F-943



hintere Plätze belegen, weil ihre Piloten nicht in der Lage sind, sie zu beherrschen.

Die Flugprüfung von leinengesteuerten Maßstabmodellen gliedert sich in Start, wahlweise Vorführungen, Rollen am Boden und Landung. Alle Phasen des Fluges müssen ein realistisches Erscheinungsbild des Flugzeugs ergeben. Steigwinkel, Fluggeschwindigkeit und Motortonhöhe sowie Fluglage müssen dem dargestellten Flugzeug entsprechen. So gibt es beispielsweise einen Punktabzug, wenn das dargestellte Flugzeug ein Einziehfahrwerk hat und das Modell mit ausgefahrenem Fahrwerk fliegt.

Die mit dem Modell gezeigten wahlweisen Vorführungen müssen – und das ist vom Wettkämpfer nachweispflichtig – vom dargestellten Flugzeug auch ausgeführt worden sein.

Mit diesen wahlweisen Vorführungen ist es möglich, das Punktekonto aufzubessern. Daher ist schon bei der Auswahl des Flugzeugtyps die Möglichkeit solcher Vorführungen zu prüfen. So wird sich ein Verkehrsflugzeug sehr schlecht eignen, da kaum nachgewiesen werden kann, daß damit Kunstflugfiguren geflogen oder Bomben abgeworfen wurden.

Das Rollen am Boden kann beim Start, bei einer Zwischenlandung oder nach der Landung gezeigt werden. Das Modell muß dabei mit laufendem Motor stehen, danach eine Runde mit realer Geschwindigkeit rollen und dann wieder zum Stillstand kommen, ohne daß der Mechaniker eingreift. Die Landung schließlich muß auch so vorgeführt werden, wie sie beim Vorbild verläuft, und das Modell soll wiederum ohne Eingreifen des Mechanikers zum Stillstand kommen.

Das Flugprogramm von funkgesteuerten vorbildähnlichen Flugmodellen gliedert sich in Start, Geradeausflug, Flugwende, liegende Acht, wahlweise Vorführungen, rechteckiger Landeanflug und Landung. Die wahlweisen Vorführungen können Bomben-, Fallschirm- oder Kraftstoffbehälterabwürfe, Kunstflugfiguren und Überflüge in geringer Höhe sein, die entsprechend dem Schwierigkeitsgrad bewertet werden. Hinzu kommen die Bewertung der Raumaufteilung und des realistischen Flugbildes.

Alle diese beschriebenen Manöver und Vorführungen müssen bei leinengesteuerten Maßstabmodellen mit Steuerleinen, mit Zeit- bzw. Folgeschaltern oder elektrisch über die Leinen gesteuert oder geschaltet werden. Es ist nicht statthaft, über Funkfernsteuerung irgendwelche Funktionen am Modell zu bedienen. Zu diesem Zweck haben diese Modelle Steueranlagen aus drei bis fünf Steuerleinen. Meist werden dabei einige Funktionen zusammengeschlossen. So werden oft die Motordrossel und die Landeklappen gemeinsam betätigt, da die Landeklappen beim Langsamflug sowieso ausgefahren werden.

An diesem hervorragend gebauten Modell einer An-26 aus der UdSSR ist zu sehen, was für Brocken diese Modelle sind. Bei den beiden Motoren handelt es sich um den auf S. 165 gezeigten Typ



F4C-V-Modell einer Jak-12A, gebaut in Ruhland



F4C-V-Modell einer Acro-Star, gebaut in Halle



Diese Z50 ist im Gegensatz zu der auf S. 165 gezeigten Maschine funkferngesteuert und wird als F4C-V-Modell geflogen



F4C-V-Modell einer „Pitts Spezial". Dieses in Berlin gebaute RC-Modell ist voll kunstflugtauglich

In letzter Zeit verwenden einige Sportler der Weltspitze von Hand oder automatisch verstellbare Propeller, die dann, entsprechend naturgetreu nachgestaltet, auch während der Bauprüfung am Modell verbleiben. Mit Hilfe solcher Propeller lassen sich Manöver wie Halten mit laufendem Motor oder Kurzstart- und Landeeigenschaften besonders beeindruckend darstellen.

Selbstverständlich funktionieren bei den Modellen der Weltspitze auch sämtliche Beleuchtungseinrichtungen, lassen sich die Kabinen öffnen und über den Steuerknüppel im Cockpit auch die Ruder bewegen. Dabei ist es dann auch nicht verwunderlich, wenn das Auspuffgas des Modellmotors durch die am Originalflugzeug vorgesehenen Stellen das Modell verläßt und das Modell eine Vorrichtung hat, mit deren Hilfe der Motor vom Piloten von der Kreismitte aus gestartet wird.

Einige Piloten, wie z. B. der Pole Ostrowski, wagen es, mit diesen komplizierten und schweren Modellen einfachen Kunstflug zu fliegen, um so ihre Punktzahl zu erhöhen.

Eine technische Spitzenleistung stellt der von einigen sowjetischen Sportlern aus Kiew speziell für F4B-Modelle entwickelte Linearmotor dar.

Mit Hilfe dieses Motors (10 cm^3) ist man in der Lage, Modelle von zweimotorigen Flugzeugen mit Propellerturbinen-Triebwerken zu bauen, ohne daß ein Teil des Motors aus

der Triebwerkverkleidung herausragt. Dieser Linearmotor arbeitet wie jeder Modellmotor, hat aber eine extrem kurze Kurbelwelle, die über ein Kegelradgetriebe den Propeller treibt und so einen kompakten Antriebsblock mit kleinem Durchmesser bildet. Konstruktiv ist er so ausgelegt, daß er in hohen Drehzahlen arbeiten kann, wodurch sich die naturähnlichen Turbopropgeräusche ergeben.

Häufig werden auch dadurch zusätzliche Baupunkte erzielt, daß die Bauweise des Originalflugzeugs auf das Modell angewendet wird und ein Teil der Bauteile, wie beispielsweise das Fahrwerk, aus dem Originalmaterial gefertigt wird.

Die Bauzeit von Maßstabmodellen liegt, wenn sie international konkurrenzfähig sein sollen, bei zwei bis vier Jahren. Da dieser hohe Aufwand viele Modellsportler davon abhält, Maßstabmodelle zu bauen, wurde die Klasse der vorbildähnlichen Modelle ins Leben gerufen.

In einigen westlichen Ländern werden funkgesteuerte vorbildähnliche Modelle als $^1/_4$-Skale-Modelle geflogen (d. h., das Modell ist $^1/_4$ so groß wie das Original). Natürlich sind solche Großmodelle nur mit größeren Motoren zu fliegen. Meist werden dazu umgebaute Rasenmäher- bzw. Baumsägemotoren von 20 bis 50 cm^3 Hubraum benutzt.

Betrachten wir nun zum Abschluß am Beispiel des Modells einer An-26 des sowjetischen Sportlers Kramarenkow das Flugprogramm eines F4B-Modells.

Nach dem Anwerfen der beiden Motoren steht das Modell mit laufendem Triebwerk, angezogenen Radbremsen und arbeitender Beleuchtung (wie im Original mit Blitzlampen) an der Startlinie. Die Motoren werden vor dem Start abgebremst, d. h., bei verringerter Propellersteigung wird Vollgas gegeben. Nach einigen Sekunden wird bei ausgefahrenen Landeklappen Propellersteigung gegeben, und die Radbremsen werden gelöst. Das Modell schießt vor und hebt nach kurzer Rollstrecke ab, zieht das Fahrwerk ein und steigt, einen Kurzstart demonstrierend, steil auf etwa 8 m Höhe. In Normalfluglage werden die Klappen eingefahren und die Motorleistung etwas zurückgenommen. Nach ein paar Flugrunden öffnet sich die Heckklappe am Flugzeug, und nacheinander werden drei Lastenfallschirme abgeworfen. Die Schirme sind so genau plaziert, daß sie alle direkt vor den Kampfrichtern landen. Die Heckklappe schließt sich. Danach fährt das Modell Fahrwerk und Landeklappen aus, drosselt die Motordrehzahl und landet, rollt eine Runde und startet wieder durch. Nach ein paar weiteren Runden landet das Modell wiederum. Kurz nach dem Aufsetzen quietschen die Radbremsen; die Motoren brüllen bei auf Schubumkehr eingestellten Propellern auf, und das Modell steht nach wenigen Metern Rollstrecke direkt vor den Kampfrichtern mit langsam laufendem Motor. Das Modell setzt sich noch einmal in Bewegung, rollt eine Runde am Boden, um wiederum vor den Kampfrichtern stehenzubleiben. Die Motoren werden abgestellt; die Flugprüfung ist beendet.

Solch eine Weltklasse-Flugprüfung begeistert natürlich Publikum und Kampfrichter und demonstriert sehr anschaulich die technischen Möglichkeiten des Modellsports mit Maßstabmodellen.

Der Mann aus Bulawayo

Axel Frelau

Der Afrikaforscher Stanley schrieb einst in sein Tagebuch: „Wer einmal in Afrika war, der ist dem Zauber dieses grandiosen Erdteils für immer verfallen. Die Sehnsucht zieht ihn immer wieder hin ..."

Auch mich hielt der Zauber gefangen. Die Oasen, das steinerne Gebirgsmassiv der Sahara, in dem bizarre Felstürme grellgelb in der prallen Sonne leuchten, der düstere Dschungel Zentralafrikas mit seinen mächtigen Strömen übten auf mich einen besonderen Reiz aus. Auch der Süden, in dem das Buschland vorherrscht, fesselte mich. Dort konnte ich den Traum meiner Jugend – an einer Safari teilzunehmen – verwirklichen, wenn auch nur mit der Kamera. Geschossen habe ich auf kein Lebewesen, weder auf Löwen noch auf andere Tiere. Meine Aufgabe als Arzt war es, das Leben zu erhalten und gegen den Tod zu kämpfen. Die Menschen Afrikas sind mir nahe gewesen, ob hell- oder dunkelhäutige; denn was wäre die schönste Natur ohne den Menschen, ob in Grönland oder im Kongo. Was wäre Afrika ohne die Afrikaner, die sich aufgelehnt haben gegen die Unterdrückung und Ausbeutung und die viele bittere Jahre für ihre Freiheit und ihr Land kämpften, wenngleich die Heimat oft nur kargen Unterhalt gewährte, die Menschen nicht selten am Rande des Hungers und Elends lebten, geplagt von Armut und Seuchen.

Ich lernte Menschen kennen, denen es gelang, die Ketten der Fremdherrschaft zu sprengen. Von einem will ich erzählen – von dem Mann aus Bulawayo, dessen Knie ich in einem Dschungelkrankenhaus am Ufer des Aruwimi zurechtflicken mußte. Er war bei einem Gefecht auf der rhodesischen Seite der Grenze verwundet worden. Seinen Kameraden war es gelungen, ihn nach Sambia zu schaffen. Das war im Frühjahr 1973.

Zwischen Rhodesien und Sambia wuchs die Spannung weiter, und es bestand die Gefahr, daß ein Krieg ausbricht. Die Verbindung nach Sambia war unterbrochen. Die Brücke bei den Viktoriafällen, die über eine fast hundert Meter tiefe Schlucht führte, war geschlossen. Bewaffnete auf beiden Ufern des Sambesi. Keine Züge fuhren mehr mit Kupfer beladen in Richtung Süden – Kupfer ist der Reichtum Sambias. Die Absicht des Rassistenregimes in Rhodesien war es, Sambia wirtschaftlich zu erdrosseln, weil das Land den rhodesischen Flüchtlingen Hilfe gewährte und die Freiheitskämpfer unterstützte, die gegen die Söldner des Jan Smith ins Feld zogen. Der rhodesische Rassistenchef Smith zögerte nicht lange und sandte seine Soldaten über den Sambesi. Brutal und mitleidslos überfielen sie die Flüchtlingslager, metzelten Frauen und Kinder nieder. Damit rächten sie sich für die durch die Freiheitskämpfer erlittenen Schlappen auf eigenem Boden.

Simba, so hieß der Verwundete, den ich betreute, war Führer einer solchen Gruppe von Freiheitskämpfern. Er hieß eigentlich anders, aber sein Kampfname Simba (wörtlich: der Löwe) paßte gut zu ihm. Sein Bart umrahmte das Gesicht wie eine Mähne, er war breit in den Schultern, schmal in den Hüften und sehnig, wie stets zum Sprung bereit.

Eines Tages, als es Simba schon besser ging, sagte ich zu ihm: „Nun, Simba, bald wirst du uns verlassen können. Deine Familie wird sich freuen, dich wiederzusehen."

Er sah mich beinahe mitleidsvoll an und erwiderte traurig: „Ihr Weißen versteht auch gar nichts ..."

„Verzeih, ich wollte dich nicht verletzen." Langsam wollte ich weitergehen.

Doch Simba hielt mich zurück. „So war es nicht gemeint, Doktor. Meine Familie blieb in Rhodesien. Dorthin kann ich nicht zurück, solange der Smith am Ruder ist. Außerdem bin ich ihm noch vieles schuldig, und diese Schuld muß ich begleichen. Ach was, alles braucht seine Zeit. Wie mein Knie."

„Stimmt", pflichtete ich ihm bei.

Wir trafen uns zwei Wochen später im Garten des Krankenhauses wieder, Simba konnte bereits an Krücken gehen. Er lachte, daß seine Zähne blitzten. „Siehst du, Doc?" Er zeigte mir, daß er sein Knie schon fast bis zum rechten Winkel biegen konnte. „Noch etwas weich im Knie, wie man sagt, aber die Muskeln werden täglich härter. Und dann good-bye, Doc. Endlich wieder 'rüber!"

„Ich denke, du kannst dich dort nicht sehen lassen?"

„Nicht dort, wo man mich kennt", bemerkte Simba ernst.

„Du brauchst noch Schonung."

„Schont der Smith unsere Leute?" Simba war in Erregung geraten. „Unser Lager ging in Flammen auf ... Und Mary und die Kinder ..., sie müssen sich verstecken, meinetwegen. Auf mich haben die Smith-Leute eine besonders große Wut, weil ich einer von ihnen war. Ein Polizist, der ihnen mit Leib und Seele gedient hat, ein Polizeisergeant, ein Abtrünniger, der das Gewehr gegen sie gekehrt hat ... Verstehst du das?"

„Nicht ganz", sagte ich, nahm ihn beim Arm und drückte ihn auf eine Bank. „Aber Fragen werde ich nicht stellen, Simba. Das ist nicht meine Art."

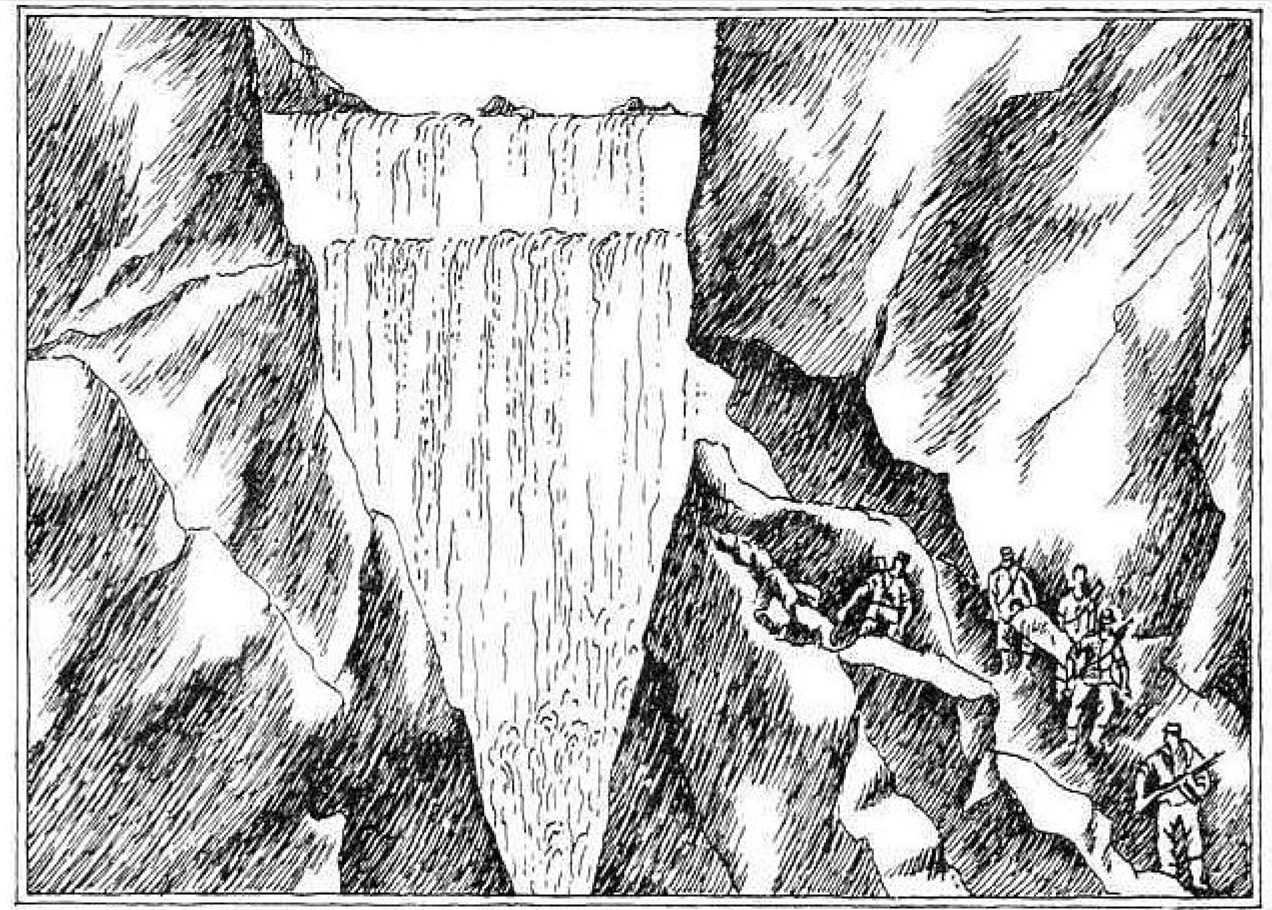
Nach einer Weile war er wieder der ruhige, ausgeglichene Simba. Er lächelte sogar, als er zu sprechen begann. „Schließlich bin ich dir Dank schuldig, da sollst du auch wissen, daß es Wunden gibt, die du als Arzt nicht heilen kannst. Meine Familie und ich lebten in Bulawayo, der zweitgrößten Stadt Rhodesiens. Bulawayo ist ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, hat Lokomotivdepots und Werkstätten. In dieser Stadt treffen die zwei wichtigsten Hauptverkehrsadern Südafrikas aufeinander. Ich schlug mich so recht und schlecht durch, arbeitete mal in dieser Werkstätte, mal in einer anderen. Doch es gab nicht immer Arbeit, es kam zu Aussperrungen und Demonstrationen der Erwerbslosen. Deshalb brauchten die weißen Herren immer mehr Polizisten, die die Schwarzen unterdrücken sollten.

Ich war damals jung verheiratet, und wir hatten nie Geld. Und da ohne Geld selbst die größte Liebe eines Tages kaputt geht, meldete ich mich zur Polizei. Die Tests fielen gut aus, ich wurde Polizist und gewöhnte mich langsam an dieses Leben. Ich merkte nicht, daß man Schwarze auf Schwarze hetzte, im Gegenteil, ich war so eifrig, daß ich bald den Korporalsstreifen erhielt. Ich konnte gut den Gummiknüppel schwingen und wußte auch, mich in einem Handgemenge durchzusetzen. Mein Eifer wuchs und damit auch mein Ehrgeiz. Ich bewarb mich an einer Unteroffiziersschule und wurde angenommen. Sergeant wollte ich werden, weiter konnte es ein schwarzer Polizist nicht bringen. Doch ich war zufrieden. In der Schule lernte ich viele Tricks, mit denen man den Aufwieglern und Aufgewiegelten zu Leibe rücken konnte. Wir übten den Einsatz von Tränengas, die Überfallstechnik — also praktisch dosierte Brutalität. Mir machte das nichts aus. Es gab mehr Geld, und das brauchten wir nötig für uns und die zwei Kinder. Wir bekamen ein Häuschen, kurz, das Leben ließ sich gut an."

„La dolce vita", brummte ich.

„Na, so süß wie das Leben der Weißen in Afrika war unseres noch lange nicht. Doch im großen und ganzen ging's uns gut. Ich war ein forscher Sergeant, beliebt bei den Offizieren, geachtet von meinen Kumpanen, gehaßt von denen, auf die ich eindrosch. Doch das kam mir nicht zum Bewußtsein, bis vor einem Jahr." Hier brach Simba ab und saß eine Weile gedankenverloren da.

„Erinnerst du dich an den großen Streik in Bulawayo vor einem Jahr?" begann er wieder. „Die Zeitungen waren voll davon. Es



kam zu Zusammenstößen. Zwischen Polizisten und Streikenden und ... Bei solch einem Einsatz war ich dabei. Schüsse fielen, es gab viele Verletzte, auch ich war nicht faul mit meinem Stock.

Als ich abends heimkehrte, empfing mich Mary zitternd und aufgeregt. ‚Ihr habt geschossen, sagt man?'

‚Ach ja, in die Luft ...', log ich. ‚Zur Abschreckung.'

‚Dann verstehe ich nicht, wieso man Josua, den Mann meiner Freundin, ins Krankenhaus eingeliefert hat. Er ist durch eine Schußwunde schwer verletzt. Hast du auch geschossen?'

‚Nein', log ich. Doch daß ich niemanden auf dem Gewissen hatte, stimmte wenigstens.

Marys Blick fiel auf einen dunklen Fleck auf meiner Bluse. ‚Ist das Blut?' fragte sie.

‚Ach wo, man wird eben schmutzig im Gedränge.'

Doch als Mary die Bluse wusch, stellte sich heraus, daß sie recht hatte. Sie hielt mir die Bluse unter die Nase. ‚Hast du jemanden erschlagen?'

‚Quatsch! Das ist ein Spritzer von einer gespaltenen Augenbraue, verstehst du ...'

‚Ganz gut sogar!' brauste sie auf. ‚Du schlägst also unsere Leute blutig!'

‚Das sind nicht unsere Leute, das sind Aufgehetzte ...'

‚Unsere Leute wie Josua. Du schlägst die eigenen Brüder blutig.'

‚Hör doch auf!'

‚Für die Weißen schlägst du sie, merkst du das denn nicht?' Häng deinen Rock an den Nagel, rate ich dir', sagte Mary sehr leise, drohend.

‚Bist du noch bei Sinnen, Mary? Was wird dann aus uns? Ohne Arbeit, das Haus, die Schule ...'

‚Das nächste Mal werden sie dich zwingen, auf unsere Leute zu schießen. Ich will keinen Mörder zum Mann.'

‚Nimm doch Vernunft an!'

‚Wirst du diese Arbeit aufgeben?'

‚Das kann ich doch nicht so einfach.'

‚Gut. Dafür kann ich allerhand so einfach.' Damit packte sie ihre Sachen, nahm die Kinder und ging. Sie verließ mich, ohne noch ein Wort zu sagen.

Mir wurde ganz übel. Was war in sie gefahren? Wegen eines Blutspritzers? Sie wußte doch, was wir Polizisten zu tun hatten. Ob Josua die Ursache war? Ein ihr nahestehender Mensch, nicht irgendein Fremder, der Hiebe abbekommen hat? Wahrscheinlich muß ihr das die Augen geöffnet haben. Na schön, dachte ich, das wird vorübergehen. Sie wird sich schon besinnen, schließlich hat sie alles, was das Herz begehrt, ein Heim, Geld, Kleider, Kinder ... Von der nächsten Gehaltszulage sollte sie sich neue Schuhe kaufen. Wir hatten sogar einen Kühlschrank und einen kleinen Fernsehapparat.

Aber Mary kehrte nicht zurück, auch nicht im darauffolgenden Monat. Ich wartete Tag für Tag und nahm mir vor, nicht klein beizugeben. Doch das leere Heim machte mich krank. Eines Sonntags fuhr ich zum Schwager, der auf dem Dorf wohnte. Mary und die Kinder waren nicht dort. Der Schwager erzählte, daß Mary nach Salisbury zu einer Verwandten gefahren sei.

‚Was könnte sie dort tun?'

‚Vielleicht sucht sie Arbeit. Sie war ein paar Tage bei uns und hat uns alles über dich erzählt.'

‚Das wird ja nicht gerade zu meinen Gunsten ausgefallen sein.'

‚Sie will nichts von dir wissen, solange du bei der Polizei bleibst.'

‚Ich tue doch nur meine Pflicht ...'

‚Die Pflicht eines Schergen.'

Daraufhin ging ich. Ich fand Mary bei ihrer Kusine, die Kinder fielen mir um den Hals und weinten, aber Mary blieb kalt wie ein Eisberg. ‚Wenn du die Uniform ausziehst, kommen wir mit', sagte sie.

‚Aber Mary!' wandte ich ein, ‚was wird dann aus uns?'

‚Und was wird aus dir, wenn du sie anbehältst?'"

Mir gefiel diese Frage, und ich sagte es auch.

Simba nickte zustimmend. „Ich gab damals nicht auf. ‚Und wovon werden wir leben?' fragte ich sie.

‚Wovon leben die, denen du die Schädel einschlägst?'

Ich kam nicht gegen ihre Argumente an und fuhr unverrichteterdinge zurück nach Bulawayo. Dort tat ich weiter meine Arbeit, lebte in dem leeren Haus. Mit dem schönen Leben war es vorbei; denn ohne Mary machte es keinen Spaß mehr. Je länger sie fortblieb, um so mehr schmerzte es mich. Ihre Argumente gingen mir nicht mehr aus dem Sinn. Meine sogenannte Pflicht erfüllte ich nicht mehr mit dem alten Eifer. Langsam bekamen auch meine Augen einen anderen Blick. Menschen zu schlagen war nicht mehr eine so einfache, selbstverständliche Angelegenheit.

Da kam es zu jenem großen Streik, täglich Demonstrationen. Unser Überfallkommando hatte alle Hände voll zu tun.

Eines Tages mußten wir wieder einmal 'raus. Vor einer Fabrik hatten sich viele Menschen angesammelt. Wir wurden mit Schmährufen überhäuft, als wir heranfuhren.

Unser Leutnant, ein Weißer, sprang vom Wagen. ‚Absitzen! Los! Und kein Erbarmen! Wenn Widerstand geleistet wird, gebraucht die Waffe. Das sind Rote!'

Ich blieb als einziger wie festgenagelt sitzen. Vor mir sah ich eine Frau, die sah wie Mary aus. Sie schrie: ‚Mörder seid ihr, keine Bantus! Weiße Knechte!'

Ich klammerte mich an den Wagen. Der Leutnant sah das. ‚Was gibt's? Bist du angeklebt?'

Da hagelten auch schon Steine. Der Leutnant duckte sich und zog den Revolver. ‚Los, komm! Schieß doch!'

Ich schüttelte den Kopf, klammerte mich weiter fest.

‚Das wirst du bereuen!' rief er und rannte davon.

In jenem Augenblick entschied sich mein Schicksal. Ich wußte genau, was mir bevorstand. Schließlich hatte ich einen Befehl verweigert. Ein Stein traf mich an der Brust, aber es tat gar nicht weh. Er weckte mich eher auf. Ich sprang vom Wagen und lief."

„Dem Leutnant zu Hilfe?"

„In die entgegengesetzte Richtung", sagte Simba lächelnd.

Das war vorauszusehen; denn sonst säße er nicht hier im Krankenhausgarten mit einem angeschossenen Knie.

Das war der Mann aus Bulawayo.

Masse kontra Rückstoß

Oberstleutnant Klaus Wurm

Die Granate hat das Rohr der Panzerkanone verlassen und fliegt ihrem Ziel entgegen. Ein Schwaden der Pulvergase, die das Geschoß in Bruchteilen einer Sekunde auf etwa 1000 m/s beschleunigt haben, hängt noch sichtbar vor der Mündung.

Die 7-kg-Treibladung verbrannte in wenigen Tausendstel Sekunden und rief dabei kurzzeitig einen Druck von annähernd 300 MPa (Megapascal) im Rohr hervor, was dem 3000fachen des atmosphärischen Luftdrucks entspricht. Wie groß ist die augenscheinlich beträchtliche Energie, die hier im Spiele war?

Das Pulver der Treibladung setzt bei seiner Verbrennung je Kilogramm etwa 3400 kJ (Kilojoule) Wärmeenergie frei.

Das ergibt für die Ladung von 7 kg Masse eine Wärmemenge

$$Q = 7\,\text{kg} \cdot 3400\,\text{kJ/kg} = 23{,}8 \cdot 10^6\,\text{J}.$$

Dem entspricht eine mechanische Arbeit von $23{,}8 \cdot 10^6$ Nm (Newtonmeter) oder eine elektrische Energie von $23{,}8 \cdot 10^6$ Ws $= 6{,}6$ kWh (Kilowattstunden).

Von diesen Angaben sind die 6,6 kWh unserer vergleichenden Vorstellung wohl am besten zugänglich. Sie kennzeichnen entgegen der anfänglichen Erwartung eine relativ kleine Energiemenge. Immerhin könnte sie einen Panzer mit 50 t Masse 47,6 m anheben. Deutlicher wird aber ein Vergleich mit der entsprechenden Bewegungsenergie. Wir wissen, in der Mechanik gilt

$$E = \frac{m}{2} v^2.$$

Setzen wir in diese Formel für die Masse m die des Panzers ein und für die Energie E die oben errechneten $23{,}8 \cdot 10^6$ Nm, so erhalten wir die Geschwindigkeit $v = 110$ km/h.

Wenn wir uns nun vorstellen, daß der 50-t-Panzer mit dieser Geschwindigkeit so auf ein Hindernis auffährt, daß er in 0,005 s zum Stillstand kommt, dann erkennen wir, daß die zunächst harmlos aussehenden 6,6 kWh Energie wegen der außerordentlich kurzen Zeit, in der sie umgesetzt werden, durchaus zerstörende Wirkung haben können, wenn sie nicht beherrscht werden.

Betrachten wir also etwas näher, wie der Panzer dem Abschuß widerstehen kann, ohne beschädigt zu werden. Welcher Energieanteil wird überhaupt auf die Kanone übertragen?

Vor dem Abschuß ruht die Granate im Rohr. Verbrennt man die Treibladung, so treibt der Druck der Pulvergase im Rohr die Granatmasse m_G und die Kanonenmasse m_K in entgegengesetzten Richtungen auseinander. Weil auf das Massesystem Granate–Kanone zunächst nur innere Kräfte F wirken, muß der gemeinsame Schwerpunkt S in seiner Lage erhalten bleiben (Bild 2). Die Geschwindigkeiten, mit denen sich die Massen von S entfernen, müssen sich demnach umgekehrt zueinander verhalten wie die Massen selbst, also

$$m_G : m_K = v_K : v_G.$$

Diese Gleichung können wir nach v_K umstellen:

$$v_K = \frac{m_G}{m_K} v_G.$$



Jetzt sehen wir schon, daß die Kanone wegen ihrer wesentlich größeren Masse eine viel kleinere Geschwindigkeit erreicht als die Granate.

Mit der Kenntnis der Massen und Geschwindigkeiten können wir nun auch die zugehörigen Bewegungsenergien angeben:

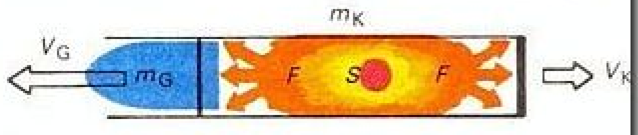
$$E_G = \frac{m_G}{2} v_G^2; \; E_K = \frac{m_K}{2} v_K^2.$$

Setzen wir in die rechte Gleichung den weiter oben für v_K erhaltenen Ausdruck ein, dann wird

$$E_K = \frac{m_K}{2} \left(v_G \frac{m_G}{m_K} \right)^2 = \frac{m_G^2}{2 m_K} v_G^2.$$

Das Verhältnis der beiden Energien zueinander lautet dann:

$$E_K : E_G = \frac{m_G^2}{m_K} : m_G = m_G : m_K.$$

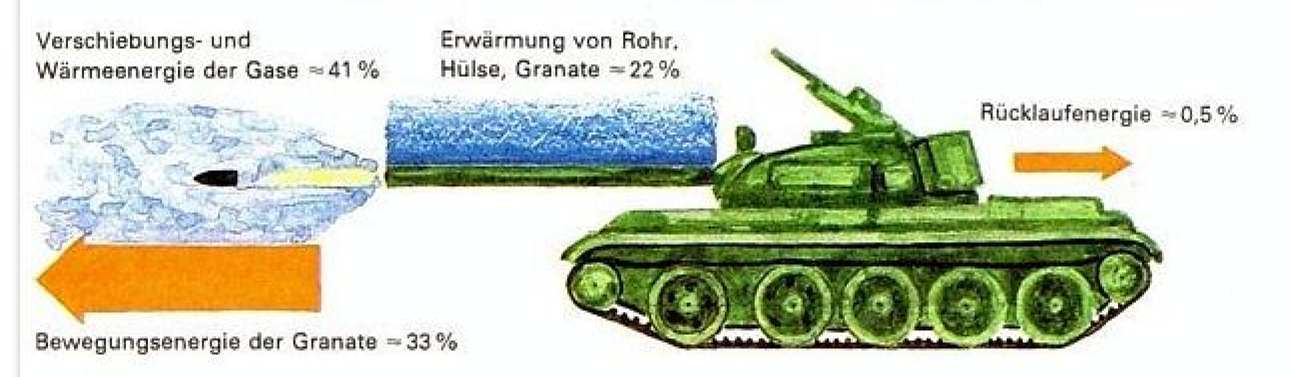


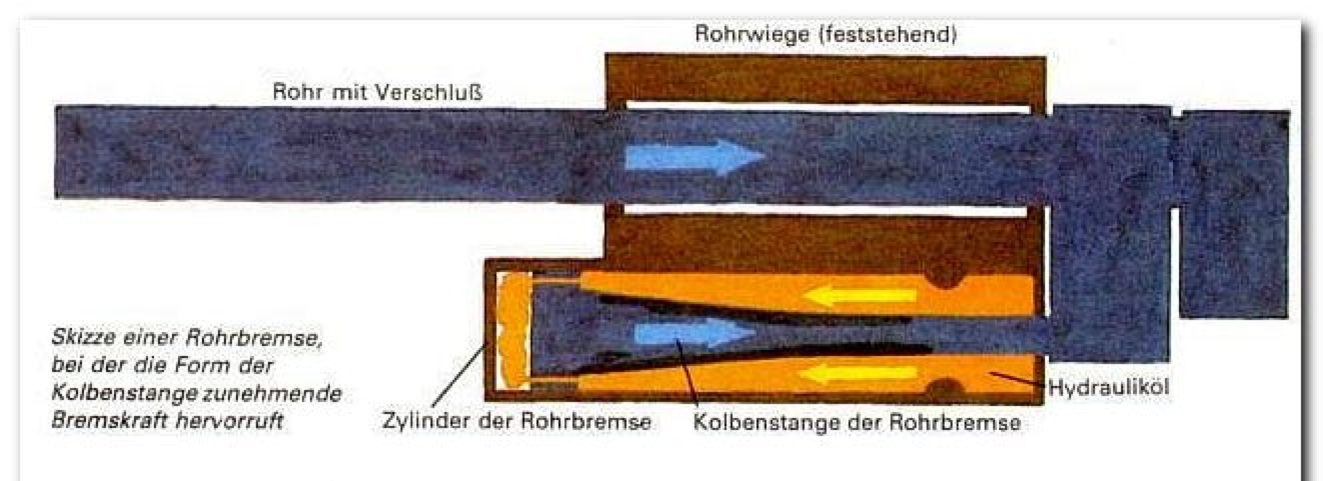
Innere Kräfte am System Granate–Kanonenrohr

Die kinetischen Energien, die dem Geschoß und der Kanone übertragen werden, verhalten sich also umgekehrt zueinander wie ihre Massen. Angenommen, die Granatmasse betrage 15 kg und die der Kanone 900 kg, dann entführt das Geschoß 60mal soviel Pulverenergie wie die zurücklaufende Kanone. Insgesamt nimmt die zurückgeworfene Kanone nur etwa 0,5% der Pulverenergie auf; denn aus Bild 3 sehen wir, daß nur rund ein Drittel der beim Verbrennen der Treibladung gewonnenen Energie in Bewegung von Granate und Kanone umgesetzt wird.

Die massenabhängige Energieverteilung gilt natürlich prinzipiell, nicht nur für das Schießen aus Kanonen. Wäre das nicht so, dann könnte z. B. niemand von uns eine Schützenwaffe beim Schießen festhalten

Verteilung der beim Verbrennen der Treibladung frei werdenden Energie. Die restlichen 3,5% werden hauptsächlich als Verformungs- und Reibungsarbeit verbraucht



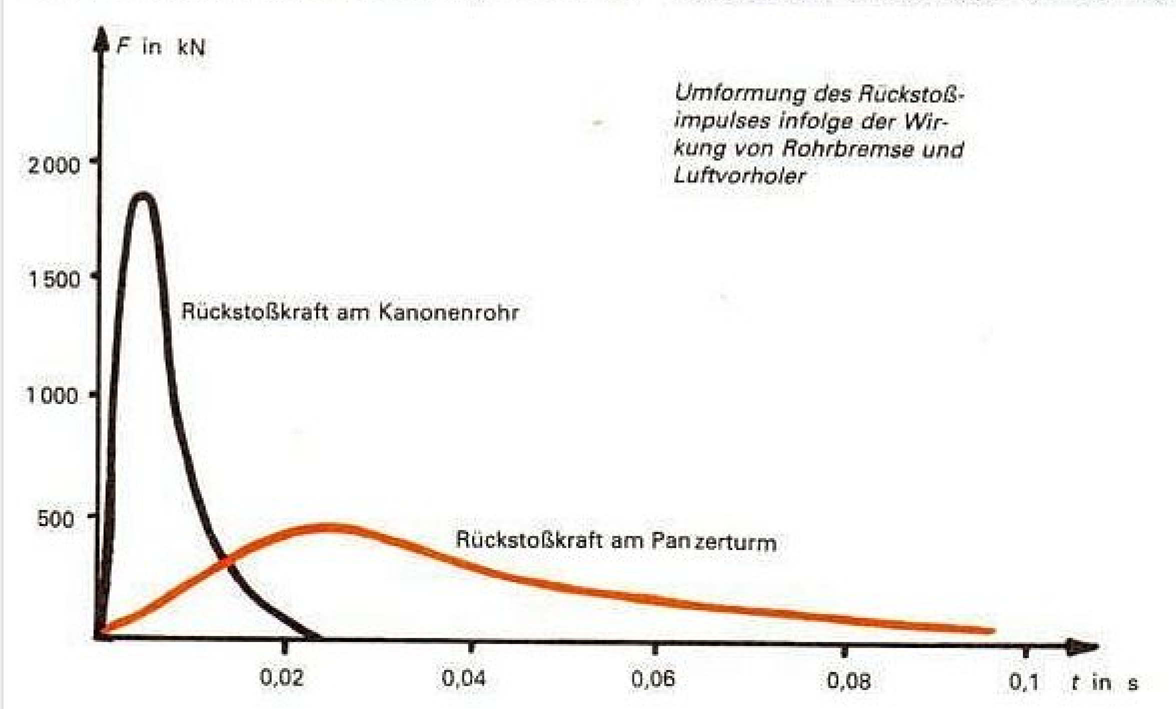


Skizze einer Rohrbremse, bei der die Form der Kolbenstange zunehmende Bremskraft hervorruft

Selbst der Bruchteil, der als Rückstoßenergie auf die Waffe übertragen wird, ist noch beachtlich. Wer einmal mit einem Gewehr geschossen hat, der weiß, daß der Kolben recht schmerzhaft auf das Schlüsselbein stößt, wenn man die Waffe nicht ordentlich einzieht.

Nicht so dagegen die Maschinenpistole. Bei ihr spannen nämlich die zurückgestoßenen Verschlußteile zunächst eine Feder, die dann ihrerseits den Verschluß wieder nach vorn bringt und dabei die nächste Patrone dem Lauf zuführt. Dieses Prinzip wird auch beim Panzer benutzt. Das Kanonenrohr ist zu diesem Zweck nicht starr mit dem Panzerturm verbunden, sondern lagert in einer Gleitbahn, der Rohrwiege, in der es beim Schuß zurücklaufen kann, wobei es zunehmend abgebremst wird. Das Abbremsen übernimmt die Rohrbremse, ein Zylinder mit Kolben, der ähnlich wie ein Stoßdämpfer beim Kraftfahrzeug wirkt. Ein Hydrauliköl wird durch enge Bohrungen oder Kanäle gepreßt, bremst dabei und wandelt die Bewegungsenergie teilweise in Wärme um. Verengt sich nun der Durchtrittsquerschnitt für das Öl beim Rohrrücklauf, dann ist die Bremskraft anfangs klein und wächst mit der Rücklauflänge so an, daß die größte Bremskraft erst erreicht wird, wenn der Höchstdruck im Kanonenrohr schon vorbei ist.

Am Abbremsen der Kanone hat auch der Luftvorholer Anteil. Das ist ein Zylinder, in dem ein mit der Kanone zurücklaufender Kolben Luft verdichtet, die anschließend wie



Umformung des Rückstoßimpulses infolge der Wirkung von Rohrbremse und Luftvorholer

eine Feder Rohr und Verschluß wieder in die Anfangslage bringt. Der kurze, sehr harte Stoß, den das Rohr beim Schuß aufnimmt, wird also in einen wesentlich längeren weichen umgeformt, den die Rohrwiege über ihre Lagerzapfen an den Panzerturm weitergibt. Bei der 76-mm-Panzerkanone z. B. wurde der Höchstdruck im Rohr nach 0,003 s erreicht und das Rohr in dieser Zeit schon auf 3 m/s beschleunigt. Das Abbremsen dagegen vollzog sich in 0,1 bis 0,2 s auf einem Weg von etwa 0,5 m. Dennoch ist die Bremskraft, auch Rücklaufwiderstand genannt, die der Panzer aufnehmen muß, noch recht ansehnlich. Sie erreicht etwa die Größe dessen, was der Panzer wiegt. Es gelingt ihr aber nicht, die große Masse des Panzers in den wenigen Zehntel Sekunden wesentlich zu beschleunigen. Für das Verhältnis der Massen und Geschwindigkeiten von Kanone und Panzer zueinander gilt ja dasselbe, was weiter vorn schon für Granate und Kanone erläutert wurde. So sieht man zwar deutlich, daß der Panzer beim Abschuß nach hinten ruckt, aber nur wenige Zentimeter, und dieser Ruck wird von den Federungselementen des Fahrwerks gefahrlos abgefangen. Die Erschütterungen der Besatzungsmitglieder sind nicht größer als jene, die bei rascher Fahrt im Gelände von den Bodenunebenheiten herrühren.

Wir können also zusammenfassen: Der Panzer übersteht den Abschuß ohne Schaden, weil erstens nur ein kleiner Teil der im Pulver der Treibladung enthaltenen Energie in mechanische Bewegung der Kanone umgewandelt wird; weil zweitens elastische Bauteile, wie Luftvorholer und Rohrbremse, harte Schläge vermeiden und daraus recht weich wirkende Kräfte machen; weil drittens die großen Massen des Panzers in der kurzen Zeit, in der alles abläuft, nicht wesentlich in Bewegung geraten.

Die Hölle von Sonnenburg

Dr. Erwin Nippert

Als am 2. Februar 1945 sowjetische Soldaten in das Zuchthaus Sonnenburg (Słonsk) eindrangen, bot sich ihnen der grauenhafte Anblick haufenweise übereinandergeschichteter, blutgetränkter Leichen.

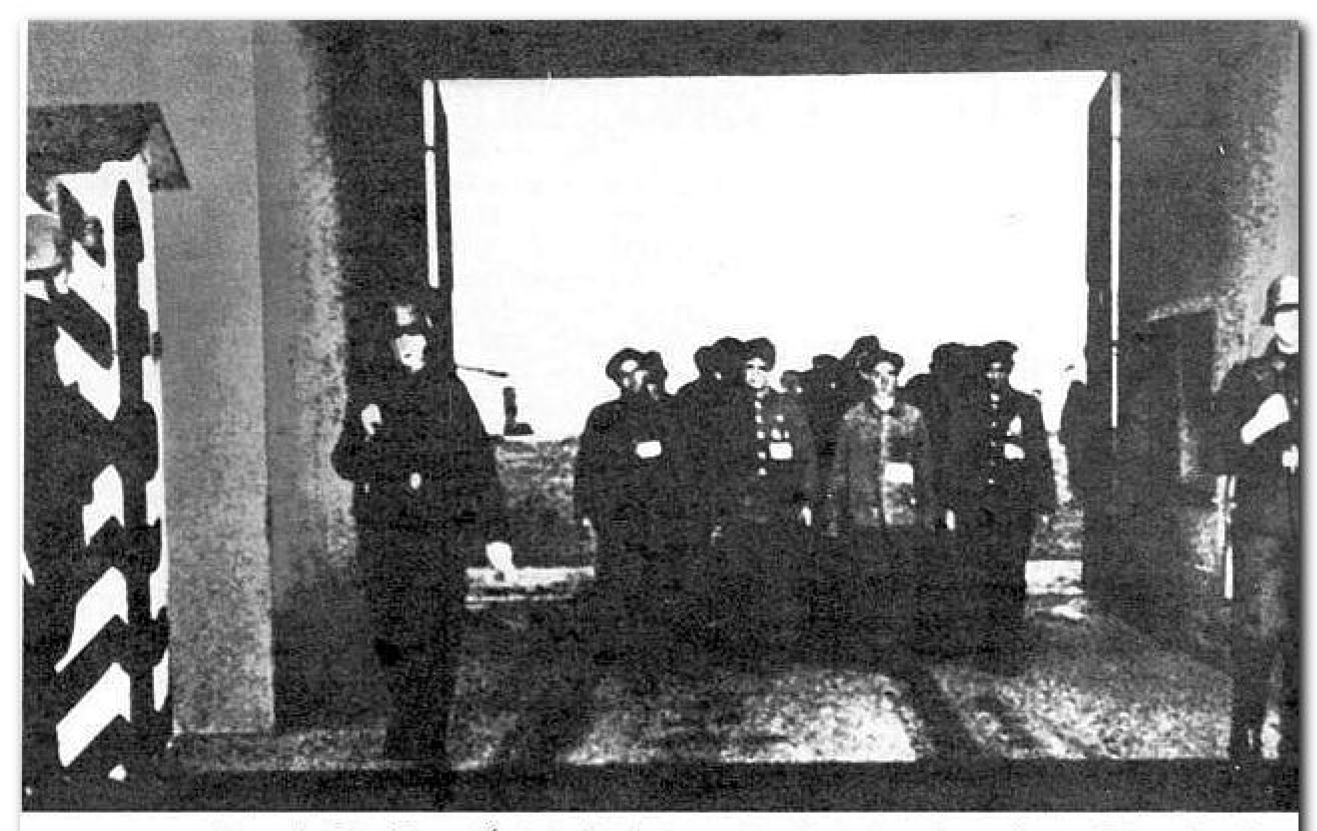
Die Mörder hatten es nicht mehr geschafft, ihre Opfer beiseite zu räumen und die Spuren ihres Verbrechens zu verwischen; sie hatten fluchtartig vor der heranrückenden Sowjetarmee das Weite gesucht und waren entkommen. Das war das Ende der „Hölle von Sonnenburg".

Die Wintermonate waren für die Häftlinge dieses Zuchthauses in der Nähe von Kostrzyn – seit mehr als 100 Jahren gehörte es zu den berüchtigtsten Haftanstalten in Deutschland – immer besonders hart. Die Januartage des Kriegswinters 1944/45 übertreffen jedoch alles bisher Dagewesene. Mit dem wenigen Heizmaterial ist die Kälte nicht aus dem dicken Mauerwerk zu vertreiben. Dazu kommt, daß die Verpflegung von Woche zu Woche schlechter wird. Aber das ist es nicht allein. Eine eigentümliche Unruhe und nervöse Spannung hat die Häftlinge ebenso ergriffen wie das Gefängnispersonal – ein Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung. Die Nachricht vom Näherrücken sowjetischer Truppen verdichtet sich, verstärkt bei den Gefangenen die Aussicht auf baldige Befreiung, Angst und Unsicherheit bei den Beamten. Jeder spürt, die Tage des Zuchthauses sind gezählt.

Die Evakuierung aller Insassen wird unmittelbar vorbereitet. In der Haftanstalt herrscht hastiges Treiben. Die Akten der Häftlinge und alle sonstigen schriftlichen Unterlagen werden in der Anstaltsheizung verbrannt – nur die Namenskartei der Gefangenen bleibt erhalten. Wertsachen werden verpackt, Vieh geschlachtet, Brot und andere Lebensmittel auf Wagen verladen oder zur Ausgabe bereitgestellt. Die Bestände an Kleidung und Schuhwerk werden verteilt oder ausgetauscht. Im Wirtschaftshof verladen die Anstaltsbeamten Hab und Gut ihrer Familien. Es kann nicht mehr lange dauern, denken die Häftlinge und schöpfen neue Hoffnung.

In den Abendstunden des 30. Januar 1945 erscheint in Sonnenburg ein motorisiertes, schwerbewaffnetes, etwa zwanzig Mann starkes SS-Sonderkommando unter SS-Hauptsturmführer Wilhelm Nickel und einem weiteren SS-Offizier. Nickel hat von seinem Chef, dem Leiter der Gestapostelle in Frankfurt an der Oder, Obersturmbannführer Heinz Richter, einen klaren Befehl erhalten: Nicht einer der Häftlinge in Sonnenburg darf der näher kommenden Roten Armee lebend in die Hände fallen. Die Haftanstalt ist zu evakuieren und der überwiegende Teil der Gefangenen vorher zu liquidieren. Richter bezieht sich dabei auf eine Anweisung des Reichsführers SS, Heinrich Himmler, nach der die Verfügungsgewalt über das Zuchthaus „ordnungsgemäß" vom Reichsjustizminister Thierack in die Hände der Gestapo übergegangen war.

Höchste Eile ist geboten, wenn sie den Auftrag noch erfüllen wollen. Sowjetische Panzerspitzen stoßen von Meseritz (Międ-



zyrzecz) und Schwiebus (Świebodzin) in Richtung Küstrin (Kostrzyn) zur Oder vor. Die SS-Offiziere begeben sich unverzüglich zur Anstaltsleitung und beraten mit dem Direktor, Oberregierungsrat Knoops, und seinen engsten Mitarbeitern die weiteren Maßnahmen. Nickel kann einen Räumungsbefehl vorweisen, wonach noch in derselben Nacht die Evakuierung der Haftanstalt zu erfolgen hat. Die vollziehende Gewalt im Zuchthaus Sonnenburg geht damit faktisch auf Nickel und seine SS-Mannschaft über. Als erstes werden die Wachen innerhalb des Geländes verstärkt.

„Und die Häftlinge, was wird aus denen?" fragt Knoops.

„Werden auch evakuiert", antwortet Nikkel mit scheppernder Stimme und fährt fort, als er den fragenden Blick des Anstaltsdirektors sieht: „Keine Bange, Mann, Evakuierung ins Jenseits, verstanden? Den Rest nehmen Sie mit, da bleiben nicht viele übrig."

Knoops hat verstanden, was geschehen soll. Sie einigen sich, wie und wo die Exekution vor sich gehen soll.

Das Zuchthaus ist zu diesem Zeitpunkt mit etwa 1 100 Gefangenen belegt: „Politische", verurteilte Wehrmachtangehörige sowie Kriminelle, worunter sich auch sogenannte Kriegstäter, d. h. Personen, die wegen „kriegswirtschaftlicher Vergehen" verurteilt wurden, befinden.

Nickel läßt sich von Hauptwachtmeister Budack die Häftlingskartei aus der Hauptgeschäftsstelle bringen und beginnt mit der Auswahl der Todeskandidaten. Das Prinzip, nach dem er dabei vorgeht, ist einfach: Zuerst sucht er die „Politischen" heraus, danach die zum Tode Verurteilten, die Vorbestraften und zu längerer Haft Verurteilten. Als der aussortierte Stapel noch nicht ausreichend erscheint, werden willkürlich weitere Namenskarten herausgegriffen und dazugelegt – insgesamt 823. Nur etwa 150 Gefangene bleiben übrig und haben die Chance des Überlebens.

Anschließend werden die Häftlinge, die für die Evakuierung in Frage kommen, von den

Häftlinge marschieren durch das Tor des berüchtigten Zuchthauses Sonnenburg

Aufsehern aus den Zellen geholt und im Nordflügel untergebracht. Die anderen, zur Ermordung bestimmten, kommen zunächst in die Zellen des Ostflügels; man läßt sie in dem Glauben, es handele sich um Vorbereitungen zum Abtransport.

Ab 22 Uhr, als die ersten Schüsse fallen, begreifen auch die letzten, was wirklich vor sich geht. Gefängniswärter holen jeweils zehn Häftlinge aus den Zellen und führen sie über den Hof hinter das Arbeitsgebäude. Der Vorgang ist ebenso einfach wie heimtükkisch und sadistisch. Wenn die Gruppe um die hintere Ecke biegt, ergreifen SS-Schergen ihre Opfer und zwingen sie mit einem brutalen Polizeigriff dazu, sich bäuchlings auf die etwa 50 Meter lange Kartoffelmiete zu werfen. Dann tritt ein anderer SS-Mann hinzu und erledigt den Rest durch einen Genickschuß. Da es sich um erfahrene Henkersknechte handelt, geschieht das alles sehr schnell. Die SS-Leute unterhalten sich dabei, machen Scherze, trinken Schnaps und rauchen ihre Zigaretten. Es ist eine grauenvolle Tragödie, eine gnadenlose Massenschlächterei wehrloser Menschen, die sich in jener Nacht in Sonnenburg vollzieht. Und immer wieder hört man in der vom diffusen Hoflicht nur spärlich erhellten Januarnacht das trockene Peitschen der aus allernächster Nähe abgefeuerten Schüsse. Einige Häftlinge kommen barfuß, nur mit einem Hemd bekleidet. Manche rufen in ihrer Todesangst nach der Mutter oder fügen sich stumm und ergeben in ihr unabänderliches Schicksal. Andere setzen sich mit dem Todesmut der Verzweiflung zur Wehr – sie schreien und verfluchen ihre Henker, die sich davon jedoch nicht beeindrucken lassen. Man hört Rufe wie „Vive la Belge!" und „Vive la France!".

Nickel brüllt dazwischen: „Haltet die Schnauzen, ihr Schweine!"

Was sich in jenen drei Stunden in Sonnenburg abspielt, ist die Hölle auf Erden.

Oberwachtmeister Haase stellt auf dem Hof vor der Küche ein Arbeitskommando von verängstigten Häftlingen zusammen und führt sie zur Hinrichtungsstätte, wo sie Nickel erwartet und spöttisch zur „Arbeit" einweist: „Meine Herren, Sie haben lediglich die Aufgabe, die Leichen wegzuschaffen."

Das muß schnell gehen. Jeweils zwei Männer schleppen die leblosen Körper zu einer Ecke des Arbeitsgebäudes und stapeln sie drei- oder vierschichtig übereinander. Einige sind nicht sofort tot – sie röcheln, bewegen sich oder schreien vor Schmerzen. Dann tritt Nickel an sie heran und verabreicht ihnen den „Gnadenschuß".

Selbst die Kranken im Lazarett werden nicht verschont. Zu den Opfern dieser Nacht gehören auch Mitglieder der Widerstandsorganisation Uhrig: Karl Hübner, Kurt Nelke und Richard Traut.

Die letzten Schüsse fallen gegen 2 Uhr nachts; dann tritt lähmende Stille ein. Das SS-Sonderkommando hat es plötzlich eilig, wegzukommen, und fährt im Schutze der Dunkelheit davon. Nickel empfiehlt vorher noch der Anstaltsleitung, sich ebenfalls schleunigst mit dem Rest der Häftlinge in Richtung Westen abzusetzen.

Knoops ordnet an, das Zuchthaus in aller Eile zu räumen. Das Personal besteigt mit den Familien die bereitstehenden, vollgeladenen Pferdefuhrwerke, und die etwa 150 überlebenden Gefangenen formieren sich zu einer Marschkolonne. Ein Beamter meldet dem Direktor, daß die Haftanstalt leer sei. Das Haupttor wird verschlossen und der Schlüssel in den Schnee geworfen. Gegen 3 Uhr in der kalten Winternacht des 31. Januar 1945 verläßt der Treck in Richtung Küstrin den Ort des Grauens.

Tagelang schleppt sich der Elendszug der erschöpften, ausgemergelten Gestalten auf den schneebedeckten, gefrorenen Landstraßen dahin. Viele überstehen den Todesmarsch nicht und brechen unterwegs vor Hunger und Kälte zusammen und sterben.

Am 5. Februar trifft die Kolonne schließlich in Babelsberg ein. Der Direktor, sein Stellvertreter und das übrige Gefängnispersonal werden anderen Haftanstalten, wie Brandenburg, Rathenow, Magdeburg, Potsdam, Berlin-Tegel und Moabit, zugewiesen. Die noch etwa 120 überlebenden Häftlinge verfrachtet man auf einen Motorkahn nach Roßlau an der Elbe. Von dort aus kommen sie in das Strafarbeitslager Straguth bei Zerbst, wo sie unter schwersten Bedingungen Zwangsarbeit verrichten. Nur wenige bleiben am Leben.

Die Mordnacht in Sonnenburg hat nur eine Handvoll Häftlinge überstanden. Man hatte sie für tot gehalten und zu den anderen auf den Leichenberg geworfen. Als die Schießerei aufgehört und die SS das Zuchthaus verlassen hatte, konnten die Schwerverwundeten unbemerkt hervorkriechen und sich im Gelände verstecken. Einer der Überlebenden – er war im Magazin untergekommen – beobachtete, wie am frühen Morgen des 31. Januar ein Pioniertrupp der Wehrmacht anrückte und das Zuchthaus zu sprengen versuchte. Da das jedoch erhebliche Mühe bereitete und die Soldaten in Zeitnot waren, gaben sie ihre Absicht auf. Er wurde Zeuge, wie ein Unteroffizier einen anderen Häftling, der sich ebenfalls gerettet hatte, entdeckte und aufforderte, sich zum Gebäude zu begeben. Als der Mann einige Schritte gelaufen war, tötete er ihn mit einem Kopfschuß.

Sonnenburg wurde am 2. Februar 1945 von sowjetischen Truppen befreit. Im Zuchthaus fanden sie die Leichen von 819 erschossenen Häftlingen. Die Opfer wurden mit allen Ehren auf dem Friedhof neben der Haftanstalt beigesetzt.

Was aber wurde aus den Mördern? Einige wurden von Gerichten in der DDR abgeurteilt. Die Hauptverantwortlichen konnten sich jedoch in die BRD absetzen und entgingen bis heute ihrer gerechten Bestrafung.

Am 19. Dezember 1970 wurde vor dem Landgericht in Kiel ein Prozeß gegen den ehemaligen SS-Obersturmbannführer Heinz Richter, wohnhaft in Kiel, tätig im Staatsdienst, sowie gegen den ehemaligen SS-Hauptsturmführer Wilhelm Nickel, wohnhaft in Neuendorff bei Hamburg-Harburg, eröffnet. Die Anklage lautete „Beihilfe zum Mord in 819 Fällen". Das Schwurgericht gelangte in der Hauptverhandlung zu der Feststellung, daß die Ermordung der Häftlinge in Sonnenburg „heimtückisch" erfolgte. Dennoch würden die beiden Angeklagten, gegen die der Staatsanwalt ohnehin nur Freiheitsstrafen von lediglich 5 und 6 Jahren beantragt hatte, am 2. August 1971 freigesprochen. Das Gericht begründete seine Entscheidung unter anderem damit, man könne sie nicht als



„Haupttäter" bezeichnen; über die Vorgänge im Januar 1945 in Sonnenburg stehe kein ausreichendes Beweismaterial zur Verfügung. An die Justizbehörden der Volksrepublik Polen, die schon seit 1945 Untersuchungen über die Verbrechen in Sonnenburg und die dafür Verantwortlichen durchführten, wandte sich jedoch niemand, um Material zu erhalten. Polnische Zeugenaussagen, die dem Gericht übergeben worden waren, fanden keine Beachtung. Man wäre dann nämlich auf die Hauptverantwortlichen gestoßen – hohe, im öffentlichen Dienst der BRD stehende Beamte aus dem Nazi-Justizapparat!

Heute steht in Slonsk, an der Stelle, wo sich früher das Eingangstor zum Zuchthaus befand, ein Denkmal. Ein kleines, aber reichhaltiges Museum gibt Auskunft über die „Hölle von Sonnenburg"

RAKETEN-U-SCHIFFE DER USA

Georg Hausen

Am 30. und 31. Mai 1978 fand unter dem maßgeblichen Einfluß der damaligen Carter-Administration eine NATO-Rats-Tagung statt, die ein Dokument von großer Tragweite verabschiedete: das „Langfristige Verteidigungsprogramm" („Long Term Defence Programm" – LTDP) – kurz „Langzeitprogramm" genannt. Mit diesem Programm, das seinem Inhalt und seinem Charakter nach mit Fug und Recht als langfristiges Aufrüstungs- und Verstärkungsprogramm bezeichnet werden kann, bekunden die aggressiven Kreise der internationalen Monopolbourgeoisie ihren Willen, auch in den kommenden Jahren die militärische Macht als Grundlage und Hauptinstrument imperialistischer Politik zu nutzen, so, als hätte es nie eine Schlußakte von Helsinki gegeben. Das Programm bestimmt etwa 1 300 Rüstungsziele, die langfristig bis 1993 sowie mittelfristig bis 1984 realisiert werden und zu einem wesentlichen Zuwachs an Kampfkraft und Aggressionsbereitschaft der NATO-Streitkräfte führen sollen. Für die Realisierung dieser Rüstungsvorhaben, mit denen eine militärische Überlegenheit über die Armeen des Warschauer Vertrags erreicht werden soll, sind 80 Mrd. Dollar veranschlagt worden.

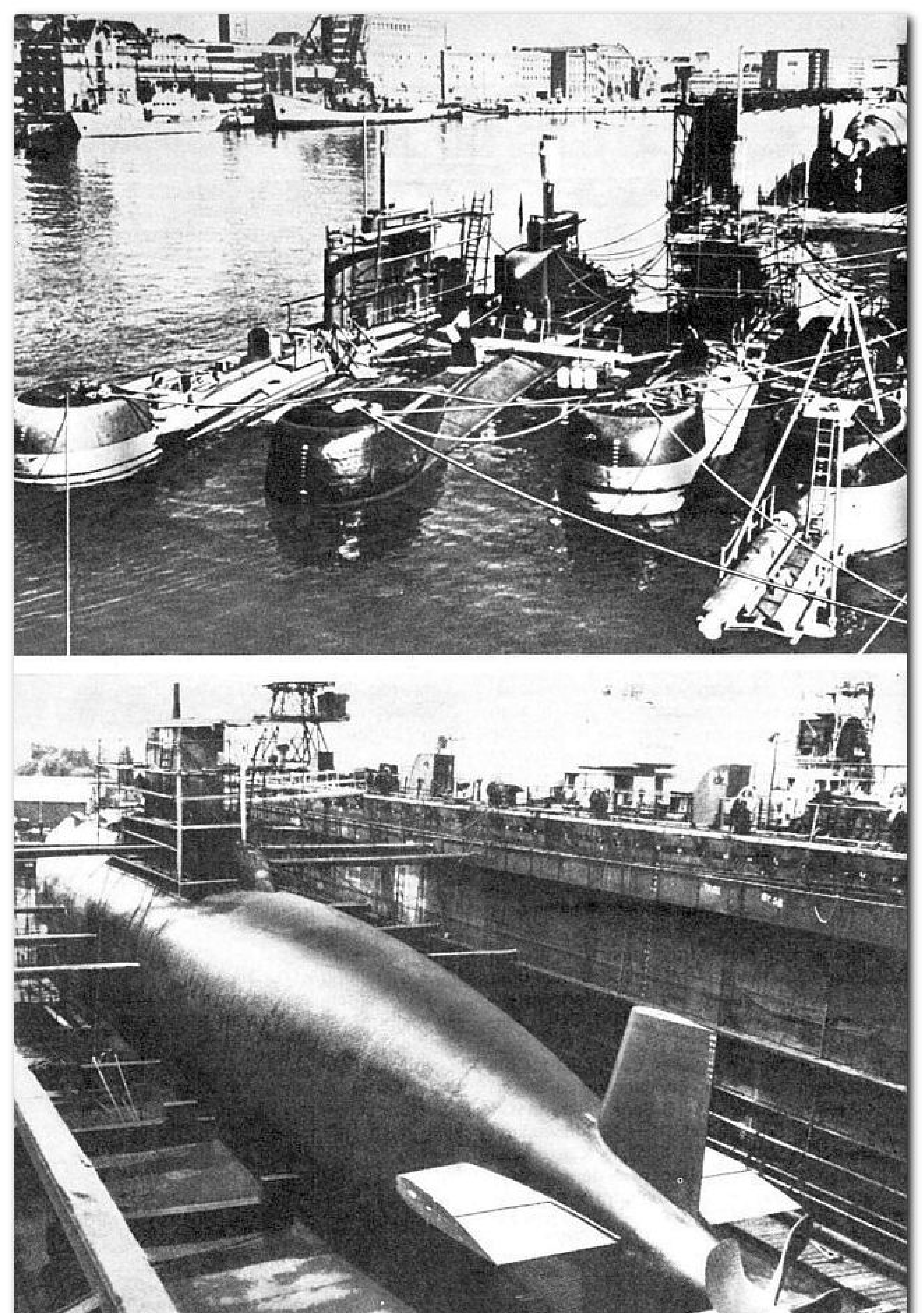
Ein großer Teil dieser Gelder ist für die Modernisierung und Erweiterung der Unterwasserflotten der NATO-Seestreitkräfte vorgesehen. So läuft bei der Howaldtswerke – Deutsche Werft AG (HDW) in Kiel gegenwärtig bereits ein U-Boot nach dem anderen vom Stapel, die Einheiten vom Typ 206 für die Bundesmarine, die des Typs 209 erst einmal für NATO-Partner wie die Türkei und reaktionäre Regimes in Südamerika. In Konkurrenz zur HDW entwickeln die Thyssen Nordseewerke, Emden, bereits ein 1 700-ts-U-Boot.

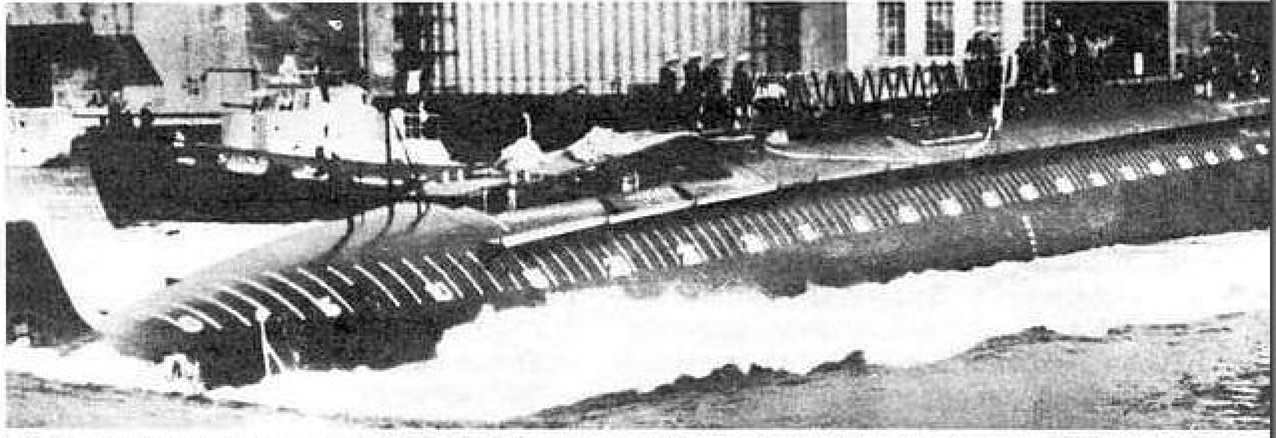
In Italien läuft die maritime Rüstung ebenfalls auf Hochtouren. Nachdem im Oktober 1976 das erste U-Boot eines neuen Typs konventionell getriebener U-Boote, die „Nazario Sauro", vom Stapel gelaufen war, folgten im Oktober 1978 bereits die „Fecia di Cossato" und im Oktober 1979 die „Leonardo da Vinci". Das vierte Boot, die „Guglielmo Marconi", soll 1982/1983 vom Stapel laufen.

Obwohl Frankreich seine militärischen Kontingente offiziell nicht der NATO unterstellt, gilt dieser Staat doch als sicherer Partner des aggressiven Nordatlantikpakts und betreibt im umfangreichen Maße die Aufrüstung. Ein Hauptbestandteil ist auch hier die Marinerüstung. So lief am 7. Juli 1979 in Cherbourg das erste französische kernkraftgetriebene U-Schiff einer neuen Generation vom Stapel, die „Provence". Ihre Indienststellung ist für 1982 vorgesehen.

In Großbritannien sind die Arbeiten für die Umrüstung von kernkraftgetriebenen U-Schiffen auf „Trident I"-Raketen angelaufen.

Sind die Aufwendungen dafür bei der gegenwärtig schwierigen wirtschaftlichen Situation schon recht hoch, so nehmen sie sich doch, gemessen am „Trident"-Programm der USA, recht bescheiden aus. Allein für die Realisierung dieses bereits angelaufenen gewaltigen Rüstungsvorhabens müssen die Werktätigen in den USA 30 Mrd.



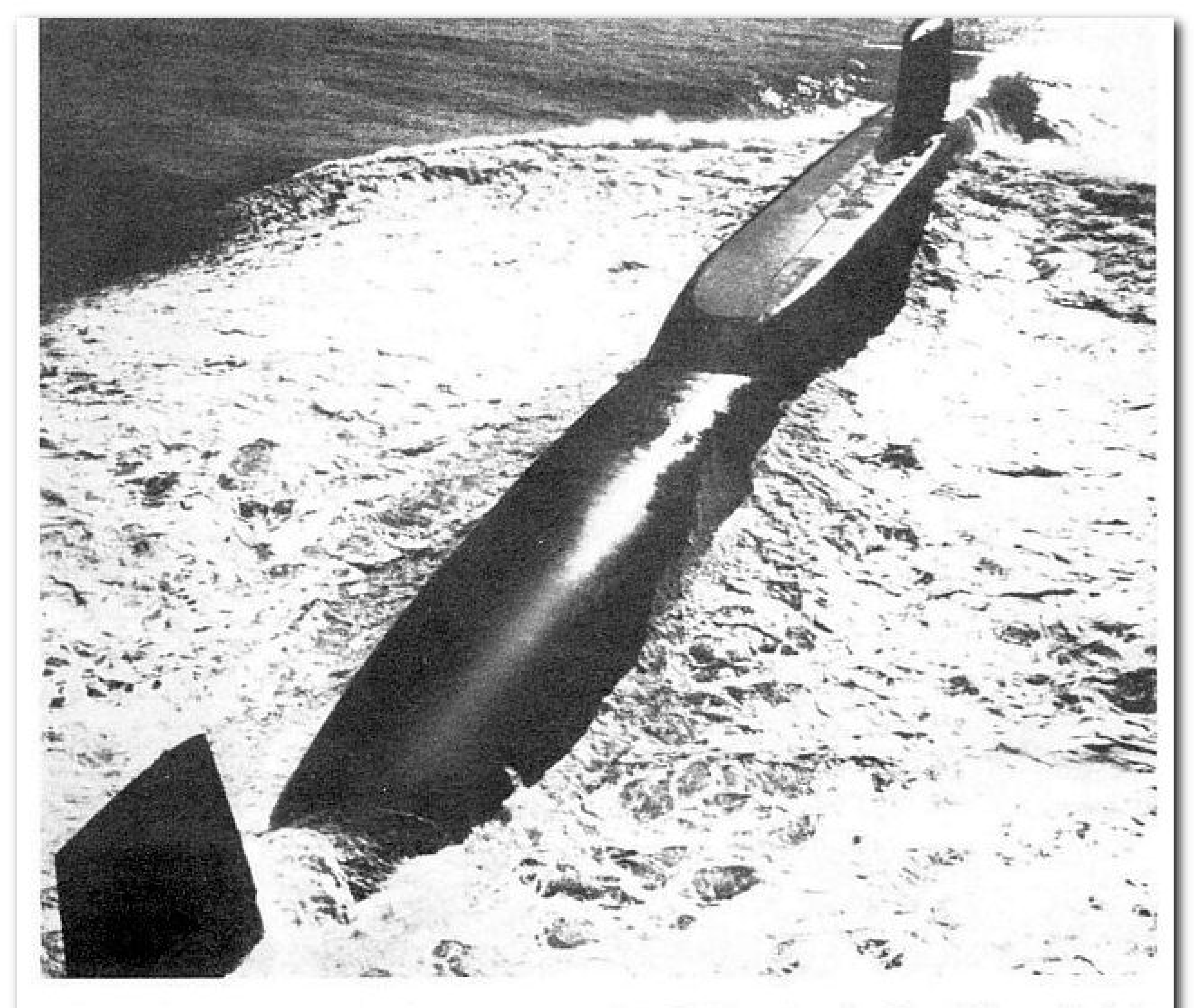


Vier U-Boote vom Typ 206 im Endstadium der Fertigung an der Pier der Howaldtswerke – Deutsche Werft AG (HDW) in Kiel. Beim ersten Boot von rechts wird die „Torpedobeladung" erprobt. T. t. D. Typ 206: Deplacement ÜW/UW: 450 ts/rd. 500 ts; L/B/T: 48,6 m/4,55 m/4,0 m; Besatzung: 22 Mann; Geschwindigkeit ÜW/UW: 16 kn/20 kn; Bewaffnung: 8 TR, 16 bis 24 bzw. 48 Minen

„Begehrt in aller Welt: deutsche 1 000-t-U-Boote." – So wirbt die HDW für ihre U-Boote vom Typ 209. Die Werft belieferte damit bisher „Kunden" in Griechenland, der Türkei, Argentinien, Ekuador, Kolumbien, Peru und Venezuela. T. t. D.: Deplacement UW: 1 240 ts; L.: 54,0 m; Geschwindigkeit UW: 22 kn; Besatzung: 31 Mann; Bewaffnung: 8 TR

Forcierte Marinerüstung im krisengeschüttelten Italien: Am 20. Oktober 1979 lief die „Leonardo da Vinci" als drittes U-Boot des neuen „Sauro"-Typs vom Stapel. T. t. D.: Deplacement ÜW/UW: 1 454 ts/1 640 ts; L/B/T: 63,85 m/6,83 m/5,70 m; Besatzung: 45 Mann; Geschwindigkeit ÜW/UW: 11 kn/18 kn; Bewaffnung: 6 UTR

Am 7. Juli 1979 lief in Cherbourg die „Provence" als erstes U-Schiff einer neuen Generation französischer kernkraftgetriebener U-Schiffe vom Stapel. T. t. D.: Deplacement UW: 2 670 ts; L/B/T: 72,1 m/7,6 m/6,4 m; Besatzung: 66 Mann; Geschwindigkeit ÜW/UW: 15 kn/25 kn; Bewaffnung: 4 TR, 14 U-Jagd- und Seezieltorpedos



Dollar aufbringen. Die Hauptkomponenten von „Trident" sind der Bau von 13 Raketen-U-Schiffen des Typs „Ohio", die Entwicklung und der Bau von U-Schiff-gestützten ballistischen Interkontinentalraketen der Typen „Trident I" und „Trident II" sowie die Umrüstung von gegenwärtig noch mit „Poseidon"-Raketen bestückten Unterwasserkernwaffenträgern der Typen „Lafayette" und „Benjamin Franklin" auf „Trident I"-Raketen. Bis 1982 sollen insgesamt 192 „Poseidon"-Raketen gegen dieses neue Waffensystem ausgetauscht werden, was auf Grund der fast gleichen äußeren Abmessungen möglich ist. Als erstes U-Schiff des Typs „Lafayette" hat inzwischen die „Francis Scott Key" 16 „Trident I" erhalten und ist damit im Oktober 1979 in See gegangen. Die „Trident I" sollen eine Reichweite von maximal 7400 km haben. Zum Vergleich: Die Reichweite der bis dahin auf „Lafayette"-U-Schiffen geführten „Poseidon C3"-Raketen ist mit 4600 km angegeben. Eine Kassette im Kopf der „Trident I" kann 8 bis 12 Kernladungen mit einer Detonationskraft von jeweils 100 bzw. 60 kt tragen.

Das Schlüsselelement eines strategischen Seeraketenkomplexes ist jedoch der kernkraftgetriebene Unterwasser-Raketenträger selbst. Er soll hier am Beispiel des U-Schiffes „Lafayette" der US-Marine näher in seinem

Das Raketen-U-Schiff „Henry Clay", Typ „Lafayette", gehört zur dritten Generation von kernkraftgetriebenen U-Schiffen der US-Marine. Es ist von „Polaris A3"-Raketen auf „Poseidon"-Raketen umgerüstet worden und soll nun „Trident-I"-Raketen erhalten. T. t. D.: Deplacement ÜW/UW: 7250 ts/8250 ts; L/B/T: 130 m/10,1 m/8,6 m; Besatzung: 140 Mann; Geschwindigkeit ÜW/UW: 20 kn/30 kn; Bewaffnung (Stand Oktober 1980): 16 „Poseidon", 4 TR 533 mm



prinzipiellen Aufbau und seiner Wirkungsweise beschrieben werden.

Unter dem flachen Aufbau, im mittleren Teil des langgezogenen, tropfenförmigen Schiffskörpers tragen U-Schiffe dieses Typs 16 hermetisch abschließbare, senkrecht angeordnete Startschächte für die strategischen Raketen.

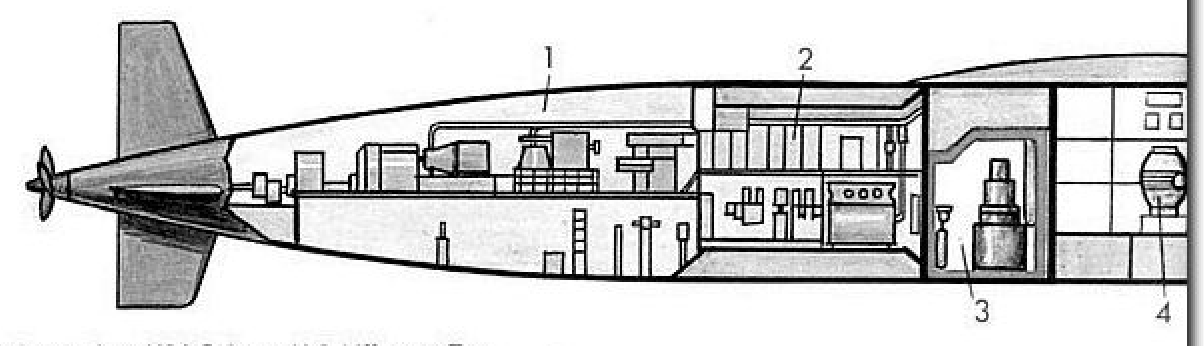
Im vorderen Drittel des Schiffs ist der Turm angeordnet. Er umschließt zwei Periskope, einen ausfahrbaren Luftschacht, einige hydraulisch gesteuerte Masten mit den Antennen der Funk- und Funkmeßstationen sowie die Kommandobrücke. Die Turmverkleidung trägt die beiden Bugtiefenruder. Hinter dem aus Stabilisierungsflossen mit Seiten- und Tiefenrudern bestehenden Leitwerk am Heck des Schiffs ist der Antriebspropeller – Durchmesser 5 m und Masse bis zu 15 t – zu finden.

Am Bug sind die Verkleidungen für die Vibratoren der hydroakustischen Geräte angebracht. Darüber hinaus weisen die Verschlüsse der Torpedorohre darauf hin, daß die Torpedowaffe an Bord geführt wird.

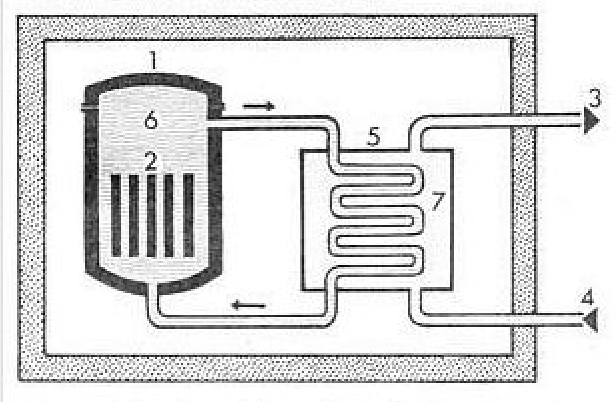
Steigt man durch die Heckluke hinab in den Turbinenraum – einen der größten Räume des Schiffs –, erkennt man zu beiden Seiten zwei Antriebsblöcke, abgedeckt mit Isolationsgehäusen. Das sind die Hauptdampfturbinen und die Turbogeneratoren. Der auf 240 °C erhitzte Wasserdampf gelangt unter einem Druck von 2,5 MPa aus dem Dampferzeugungsteil der Kernkraftanlage des U-Schiffs auf die Turbinenflügel und setzt die Rotoren in Bewegung. Die Hauptturbinen mit einer Gesamtleistung von etwa

Geöffnete Raketenschächte auf einem kernkraftgetriebenen U-Schiff der USA

12 870 kW (17 500 PS) setzen über ein Getriebe die Schraubenwelle und damit den Antriebspropeller in Bewegung. Die Turbogeneratoren werden von wesentlich kleineren Turbinen angetrieben, die den Strom für alle Geräte und Anlagen des Schiffs von den Reaktoren und hydroakustischen Vibratoren bis zur Schiffskombüse erzeugen. Die Leistung der Generatoren ist so groß, daß sie für die Stromversorgung einer Kleinstadt mit 10 000 Einwohnern ausreichen würde. Für den Fall einer Havarie hat das U-Schiff noch Dieselgeneratoren. Diese kommen hauptsächlich für die Überwasserfahrt in Betracht.



Prinzipschema eines USA-Raketen-U-Schiffs vom Typ „Lafayette" 1 – Turbinenraum; 2 – Hilfsmaschinenraum; 3 – Reaktorraum; 4 – Kreiselstabilisator; 5 – ausfahrbarer Luftschacht; 6 – Funkantenne; 7 – Periskop; 8 – Brücke; 9 – Zentrale; 10 – Torpedoraum; 11 – Unterkunftsräume; 12 – Raketenfeuerleitstand; 13 – Navigationszentrale; 14 – Raketenschächte



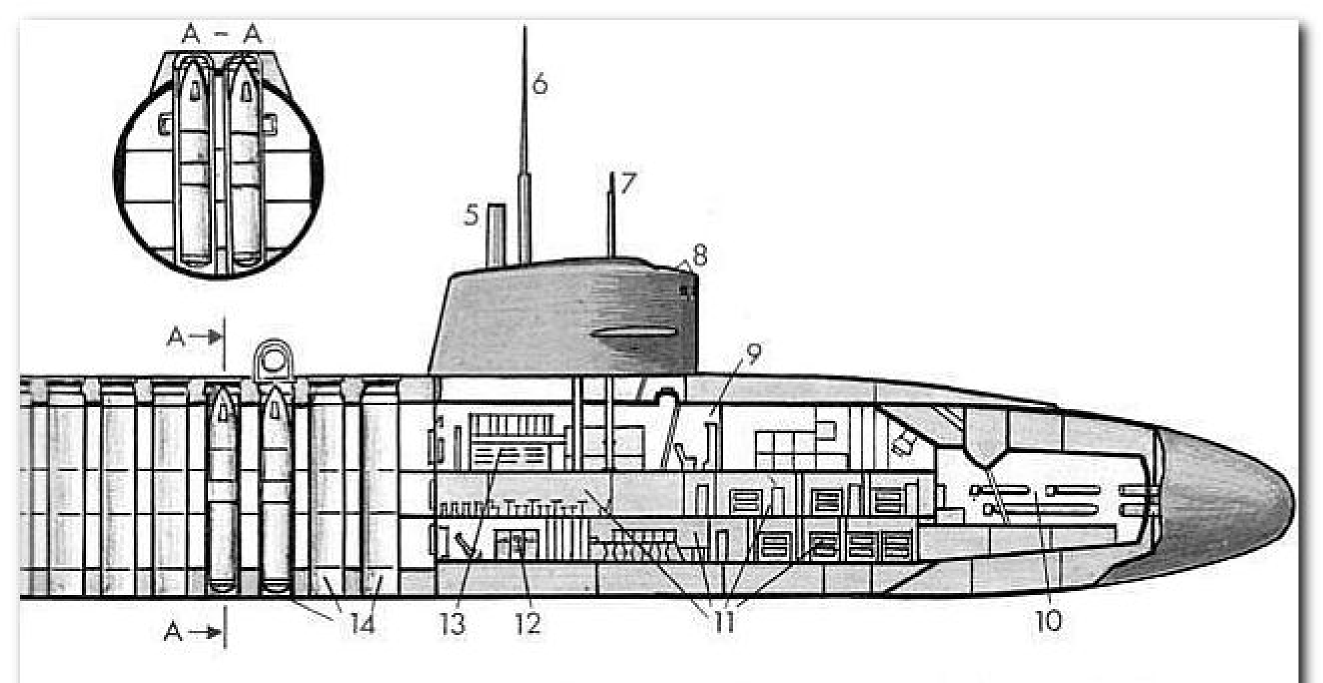
Schematische Darstellung eines Druckwasserreaktors auf U-Schiffen 1 – Reaktor; 2 – Uranstäbe; 3 – Dampf; 4 – Wasser; 5 – Wärmeaustauscher; 6 – Primärumlauf (stehendes Wasser); 7 – Sekundärumlauf (zufließendes Wasser) Funktionsweise: Durch Spaltung von Uran 235 wird dem Reaktorwasser Wärmeenergie (und Radioaktivität) vermittelt und innerhalb eines primären Kreislaufsystems (6) zu einem Wärmeübertrager (5) geführt. Dabei erlaubt der hohe Druck des als Wärmeträger verwendeten Wassers das „Abbrennen" der freigesetzten Kernenergie, d. h. das Aufnehmen der Reaktorwärme, ohne daß es zur Dampfbildung kommt. Der Wärmeübertrager gibt die Wärmeenergie an das „drucklose" (und von gefährlicher Kernstrahlung freie) Wasser eines Sekundärkreislaufs (7) ab, wodurch dort die Dampfentwicklung bewirkt wird. Über den herkömmlichen Weg der Energieumwandlung Turbine–Generator erhält man schließlich die für den Antrieb der Propellermotoren und für den Bordeigenbedarf benötigte elektrische Energie

Beim Versagen der Hauptturbinenanlage bewegt der zwischengeschaltete E-Antriebsmotor die Schraube. Er wird von einer Batterie oder von Generatoren gespeist.

Im vorderen Teil des Schiffs ist die Energiezentrale mit den Steuerpulten für die Hauptturbinenanlage und für den Reaktor des U-Schiffs sowie mit der Hauptschalttafel untergebracht. Von hier aus wird die Zufuhr von Elektroenergie an die Bedarfsträger kontrolliert und gesteuert.

Über eine Steigleiter gelangt man durch eine kleine Luke in den Hilfsmaschinenraum. Der obere Abschnitt wurde der Elektroausrüstung vorbehalten. Darunter befinden sich die verschiedenen Rohrleitungen, die Pumpen des Hydrauliksystems, die Kompressoren und die Hauptkondensatoren.

Der daran anschließende Raum beherbergt das Herz des Schiffs: den Kernreaktor. In ihm vollzieht sich eine gesteuerte Kettenreaktion bei der Kernspaltung von Uranisotopen. Über 80% der frei werdenden Energie wird in Wärme umgewandelt. Der restliche Teil der Kernenergie geht in die Energie der freien Neutronen und in die verschiedenen Arten der radioaktiven Strahlungen über. Deshalb ist der Reaktor durch geeignetes Material abgeschirmt. Auch die beiden Trennwände des Raumes sind mit Bleischichten verkleidet, und der Reaktor selbst ist noch von einem über 2 m dicken Stahlbetonmantel umgeben.



Die im Reaktorraum erzeugte Wärmeenergie wird über einen flüssigen Wärmeträger an ein Kreislaufsystem abgegeben. Das darin enthaltene Wasser verdampft und treibt die Turbine an.

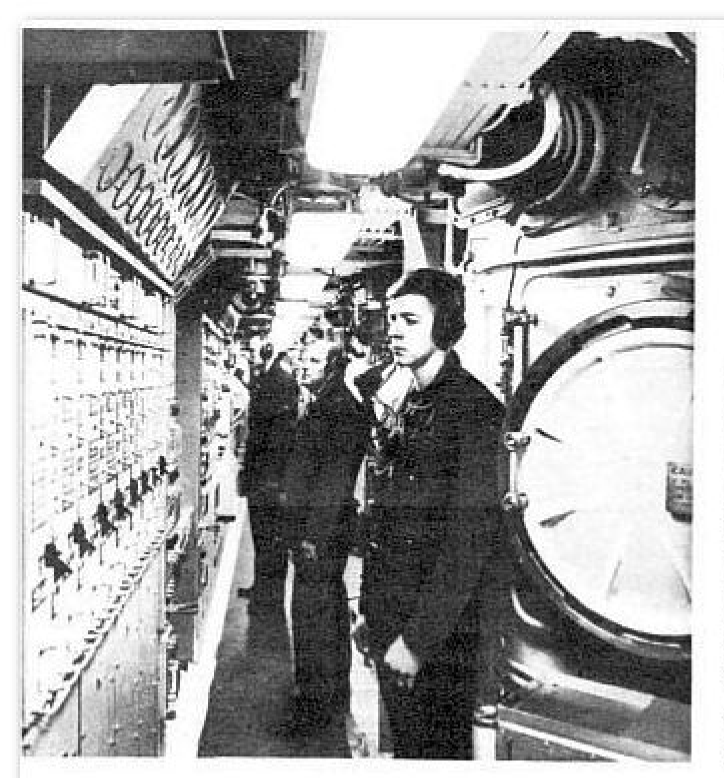
Der anschließende Raum wird von Energiewandlern und anderen Hilfsmaschinen ausgefüllt. Im darunterliegenden Raum sind die Kreiselstabilisatoren untergebracht, die beim Raketenstart die Schlinger- und Stampfbewegungen des U-Schiffs verringern oder gar ausgleichen sollen.

Der Raketenraum besteht aus zwei Reihen von Raketenschächten mit den dazugehörigen Steuerungssystemen. Am Boden der über 10 m tiefen Schächte sind Gasgeneratoren und eine große Anzahl von Stahlflaschen zu finden, die teils mit Druckluft, teils mit Helium gefüllt sind. Die Druckluft dient zum Druckausgleich in den Schächten und an Bord; das Helium wird bei Ausbruch eines Brandes in die Schächte gedrückt.

Unmittelbar hinter dem Raketenraum liegt die Navigationszentrale des Schiffs, in der die automatischen Navigationssysteme untergebracht sind, deren wichtigster Teil die Beschleunigungsmesser sind. Mit ihrer Hilfe können die Schiffskoordinaten bestimmt werden. Um Mißmessungen berichtigen zu können, werden diese Navigationssysteme mit Sextanten, Astronavigations-, Funknavigations- oder Satellitennavigationssystemen periodisch kontrolliert. Sämtliche Meßwerte werden in den elektronischen Spezialrechner NAWDAK eingegeben, der dann die wahrscheinlichsten Koordinaten des Schiffsstandorts bestimmt.

Von der Navigationszentrale aus gelangt man in die U-Schiff-Zentrale. Hier befindet sich das Tauch- bzw. Druckluftsteuerpult, von dem aus das Fluten und Leeren der Ballasttanks geregelt wird. Daneben ist der Fahrstand untergebracht. Zwei Rudergänger sitzen dort nebeneinander, das Gesicht dem Bug des Schiffs zugewandt. Vor ihnen die Pulte mit zahlreichen Meßgeräten, die unter anderem die Werte der Krängung und der Trimmlage des U-Schiffs, seine Fahrtgeschwindigkeit, die Tauchtiefe und den Kurs angeben. Rechts vom Fahrstand das Kommandantenperiskop, daneben der Steuermannsstand, der Horchraum und der Torpedofeuerleitstand.

Unter der Navigationszentrale sind die Unterkunftsräume, die Offiziersmesse, die Kombüse, der Mannschaftsspeisesaal, das Hellegatt (Raum zur Aufbewahrung der Schiffslaternen), die Batterieräume und der Raketenfeuerleitstand eingerichtet. Zur Verteidigung führt das U-Schiff im vordersten Bugraum vier Torpedorohre. Die Reservetorpedos liegen auf Schnelladeführungsschienen bereit, darunter auf Halterungen



Im Raketenfeuerleitstand des USA-Raketen-U-Schiffs „Lafayette", das 1963 in Dienst gestellt worden ist

Am 8. April 1979 wurde das erste kernkraftgetriebene Raketen-U-Schiff der neuen „Trident"-Serie auf den Namen „Ohio" getauft. Es ist mit 18 700 ts, einer Länge von rund 170 m und einem Durchmesser von fast 13 m das bisher größte U-Schiff der USA und verfügt über 24 Startschächte für „Trident"-Raketen. Die Tauchtiefe dieser „mobilen Basis" für strategische Raketen wird auf 1 000 m geschätzt. Der Bau der „Trident"-U-Schiffe ist ein Eckpfeiler des Hochrüstungsprogramms der NATO, mit dem die Imperialisten versuchen, die militärische Überlegenheit über die Länder des Sozialismus zu erreichen. Im Bild die „Ohio" nach dem Ausdocken; im Hintergrund das entstehende Schwesterschiff, die „Michigan". T. t. D.: Deplacement: 18 700 ts; L/B: 168 m/13 m; Besatzung: 155 Mann; Geschwindigkeit UW: 40 kn; Bewaffnung: 4 TR, 24 „Trident I" bzw. „Trident II"

noch sechs weitere Torpedos – drei auf jeder Seite.

Jenseits vom Bugschott des Druckkörpers, zwischen Schwimm- und Druckkörper, sind die Vibratoren der hydroakustischen Stationen, die Torpedoausstoßrohre, die Tanks und die Ankereinrichtung untergebracht.

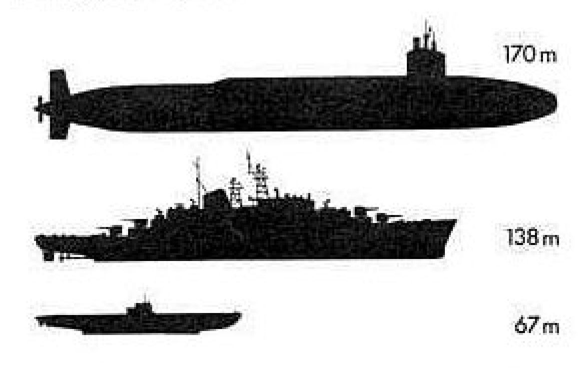
Der Start der ballistischen Raketen erfolgt aus geringer Tauchtiefe (15 bis 30 m). Zuvor wird der Druck im Schacht dem Wasserdruck angeglichen, dann öffnen sich die oberen festen Verschlußdeckel der Schächte. Eine darunter befindliche Plastmembrane verhindert das Eindringen von Wasser in den Schacht. Die Rakete wird durch ein Dampf-Gas-Gemisch aus dem Schacht gestoßen, durchdringt dabei die Membrane bei einer Geschwindigkeit von 45 m/s und fliegt nach dem Austauchen 15 bis 25 m hoch, bevor das eigene Triebwerk gezündet wird.

Ähnlich verläuft auch der Start von „Trident"-Raketen auf U-Schiffen des Typs „Ohio" – der jüngsten Generation von Unterwasserkernwaffenträgern der USA. Das Typschiff ist im April 1979 auf der Electric Boat Werft des General-Dynamics-Konzerns in Groton, USA-Staat Connecticut, vom Stapel gelaufen. Es hat eine Wasserverdrängung von 18 700 t. Zieht man in Betracht, daß beispielsweise der japanische Flugzeugträger „Shinyo" rund 17 000 t oder der Schwere Kreuzer „Prinz Eugen" der faschistischen Kriegsmarine 19 800 t Wasser verdrängten, so hat man eine ungefähre Vorstellung von den gewaltigen Ausmaßen dieses U-Schiff-Typs. Die Einheiten sollen Spitzengeschwindigkeiten von 70 km/h erreichen können. Ihre Einsatzdauer unter Wasser ist mit bis zu 6 Monaten angegeben.

Die „Ohio" wurde im Jahre 1981 in Dienst gestellt. Das zweite U-Schiff, die „Michigan", soll kurze Zeit darauf folgen. Die 13 geplanten Einheiten – sie werden jeweils zu einem Stückpreis von etwa 1,2 Mrd. Dollar gefertigt, die Entwicklungskosten nicht mitgerechnet – sollen bis 1985 alle in Fahrt sein. Damit wollen sich die USA ein gewaltiges Aggressionspotential erschließen; denn jedes U-Schiff dieses Typs soll ab Mitte der achtziger Jahre 24 „Trident II"-Raketen erhalten – eine qualitativ neue Generation strategischer Raketen, gespickt mit modernster Mikroelektronik. Für sie ist ein Sprengkopf mit der Bezeichnung Manoeuvrable Re-entry Vehicle (MARV) vorgesehen. Er wird von einem Kassettenkopf gebildet, der wie-

derum aus mehreren einzeln steuerbaren „Tochterköpfen" besteht, die nach der Abtrennung von der Kassette entsprechend dem Prinzip der Flügelrakete „Cruise Missile" – also extrem niedrig auf einer irregulären Bahn fliegend – außerordentlich sicher die Ziele erreichen sollen. Gegen welche Ziele diese Waffe entwickelt worden ist, verriet die BRD-Zeitschrift „Stern", indem sie jubelte: „Ein Boot (Typ ‚Ohio' – d. Verf.) kann 288 sowjetische Städte zerstören."

Die Modernisierung und Umrüstung in der US-Marine vollzieht sich allerdings nicht ohne Schwierigkeiten. Vor allem im U-Schiff-Bau mußten die Marinestrategen in Übersee schon manchen Rückschlag bei der Einführung neuer Waffensysteme hinnehmen, der zahlreichen Menschen das Leben gekostet hat. Viele Havarien haben sich im Zusammenhang mit der Unterbringung von Raketen ereignet, deren Zuverlässigkeit in der ersten Zeit nicht mehr als 50% betrug. Es sind Fälle bekannt geworden, wo gestartete Raketen auf das U-Schiff zurückgefallen sind, die ersten Raketenstufen zu früh gezündet haben oder Leitsysteme versagt haben. Und war der erste Flugtest mit einer „Trident I" am 18. Januar 1977 zufriedenstellend für die US-amerikanischen Strategen verlaufen, so scheiterten von den 25 folgenden Versuchen sechs. Auch zwei Unterwasserstarts schlugen im ersten Halbjahr 1979 fehl. Trotzdem hat der Konzern Lockheed Missile an Space Co. bereits den Auftrag für die Fertigung von über 300 „Trident I". Dabei sind diese Aufträge erst die Spitze des Eisbergs; denn im „Langzeitprogramm" bildet die Marinerüstung nur einen Bestandteil der ungeheuerlichen Rüstungsvorhaben.



Größenvergleich zwischen einem U-Schiff des „Ohio"-Typs, 170 m lang (oben), dem größten Kampfschiff der BRD-Marine, Schulschiff „Deutschland", 138 m lang (Mitte), und dem Standard-U-Boot der deutschen Kriegsmarine im zweiten Weltkrieg, Typ VII, 67 m lang (unten)

Vom Feuerrohr zur Makarow

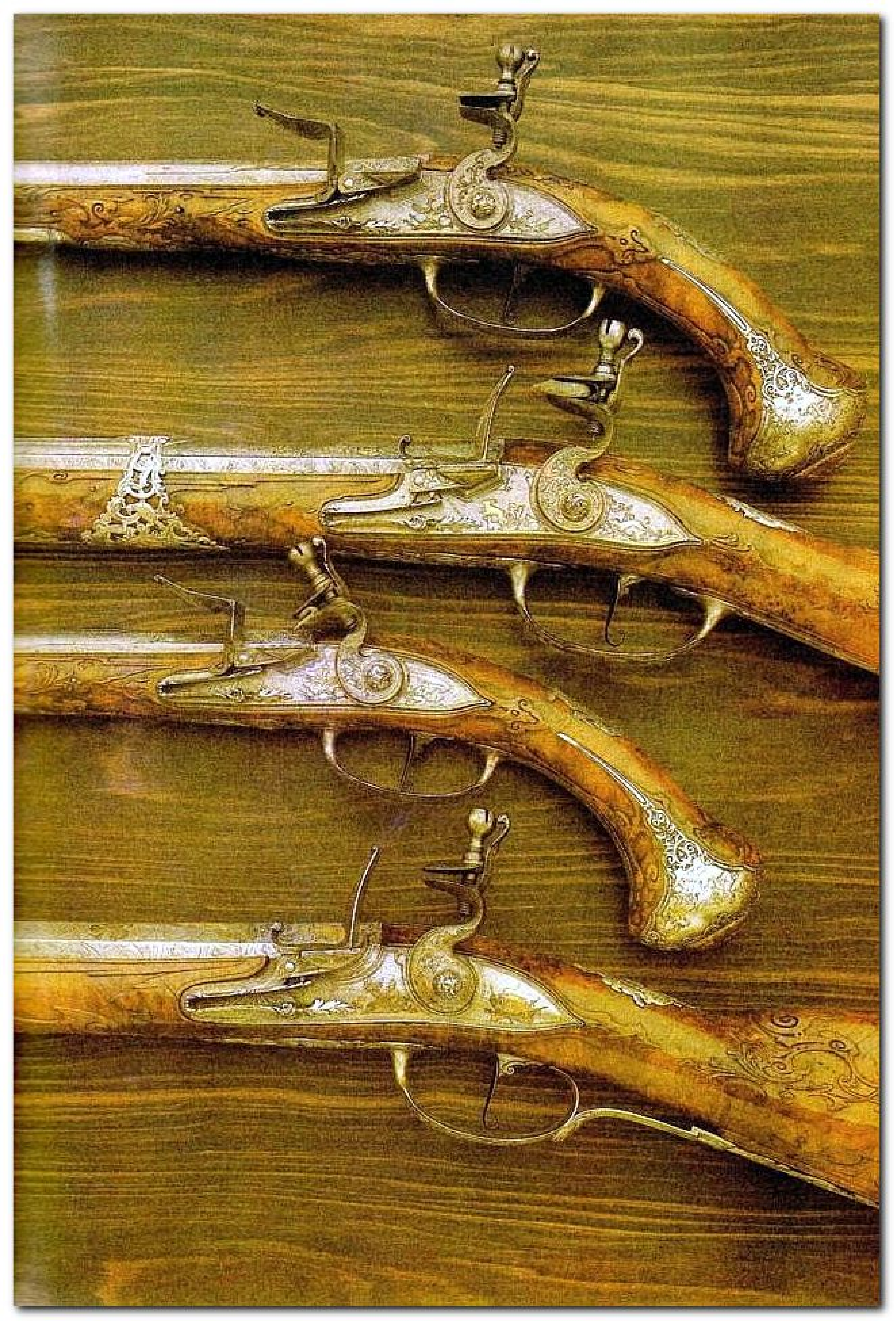
Egon Krenz

Schießpulver und Feuerwaffen sind in Europa seit 650 Jahren bekannt und gehören zu den bedeutendsten Erfindungen der Menschheitsgeschichte. Die ersten Nachrichten über die Herstellung und den Einsatz von Feuerwaffen in Deutschland stammen aus den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts. Es dauerte fast 200 Jahre, bis die Feuerwaffen die anderen Fernwaffen, Bogen und Armbrüste, an Wirksamkeit übertrafen und allmählich verdrängten. Mit der Entwicklung, Konstruktion und Herstellung der Feuerwaffen – der Hölleninstrumente, die Knall, Feuer und Rauch erzeugten – beschäftigten sich auch solche genialen Denker wie Leonardo da Vinci (1452–1518). Mit dem ökonomischen Erstarken der Städte sowie mit der raschen Entwicklung frühkapitalistischer Produktionsverhältnisse ging auch ein neues wissenschaftliches Weltbild einher. Der Aufschwung der Produktivkräfte im 14./15. Jahrhundert, besonders im Bergwerks- und Hüttenwesen, ermöglichte die Herstellung von Feuerwaffen, wofür gutes schmiedbares Eisen benötigt wurde. Produktionsstätten für die Fertigung von Feuerwaffen entstanden meist an großen Handelsstraßen sowie in der Nähe von Städten und fürstlichen Residenzen. Nicht unerheblich war es, ob sich in der Nähe solcher Zentren jene Rohstoffe befanden, die man für Läufe und Schäfte der Waffen benötigte. Vor 850 Jahren begann man mit der Förderung von Kupfer im Mansfelder Land. Viele Jahrhunderte gruben Bergarbeiter mühevoll nach Erzen und Mineralien.

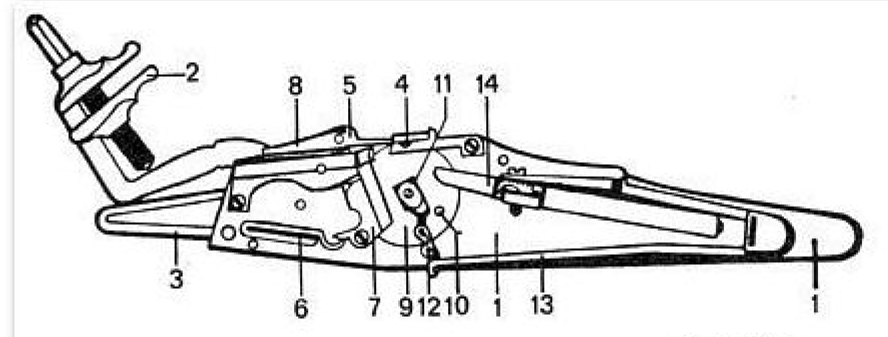
Die Herstellung von Feuerwaffen leitete eine grundlegende Umwälzung des Militärwesens ein. Mit dem Einsatz von Geschützen, Handfeuerwaffen und Sprengstoffen entwickelten sich neue Kampfweisen der feudalen Heere und der städtischen Aufgebote. Als erstes Heer setzte das hussitische eine für die damalige Zeit große Anzahl von Handfeuerwaffen und Geschützen ein. Bekannt ist auch, daß die reiche Handelsstadt Frankfurt am Main um das Jahr 1431 bereits über 2000 Hakenbüchsen verfügte. Im Amtsbereich Neustettin (heute Szczecinek) konnten die Bürger in den Jahren 1613 bis 1619 mit 488 Rohren zur Abwehr von Söldnern ausgerüstet werden. Die Einführung der Feuerwaffen stieß aber auch auf Widerstand. Die bevorzugt verwendeten Blankwaffen rissen nicht solche großflächigen und schwer heilenden Wunden wie Pulver und Blei, und das Töten aus der Ferne wurde oftmals als unwürdig angesehen.

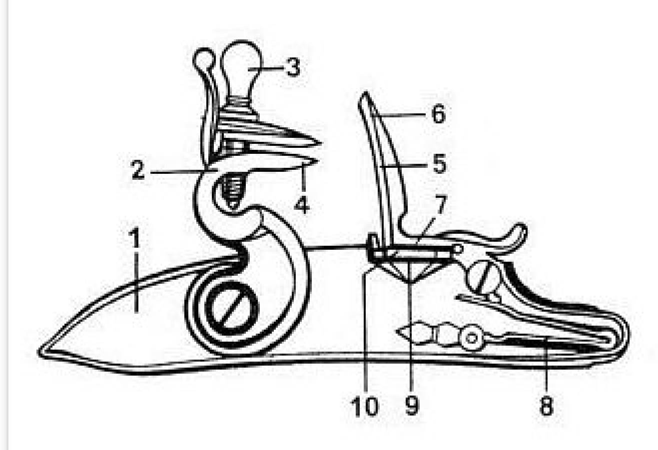
Die ersten Handfeuerwaffen wurden Büchsen oder Feuerrohre genannt. Sie waren noch primitiv gefertigt, entweder aus Bronze gegossen oder aus einem Stück Eisen über einen Dorn geschmiedet. Der Lauf hatte eine runde oder kantige Form und war zur besseren Handhabung mit einem Schaft versehen, der auch den enormen Rückstoß auffangen sollte. Am hinteren Ende des Laufes war der senkrecht gebohrte Zündkanal. Um zum Schuß zu kommen, waren viele Handgriffe erforderlich. Pulver und Geschoß wurden von vorn in den Lauf

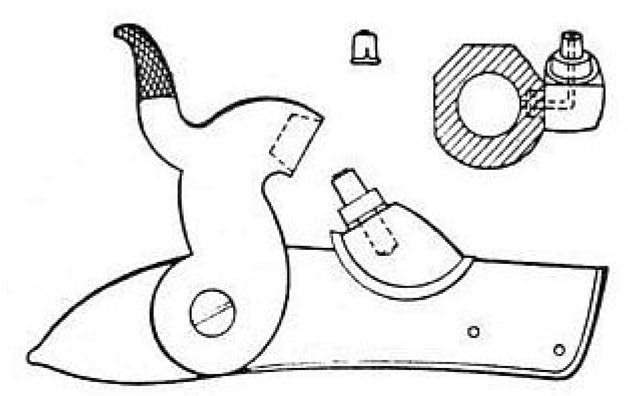
Suhler Steinschloßwaffen, um 1730



Zwei Steinschloßpistolen von Stockmar, Suhl 1741







Radschloß
1 – Schloßblech; 2 – Hahn mit Backen oder Lippen, die den Stein (Schwefelkies) halten, Feststellschraube und Hahnhals; 3 – Hahnfeder; 4 – Pfanne; 5 – Pfannenschieber (Pfannendeckel); 6 – Schließfeder für den Pfannenschieber; 7 – Pfannenschieberarm; 8 – Blattfeder, die den geöffneten Pfannenschieber zurückhält; 9 – Rad; 10 – Loch, in das die Nase der Stange bei gespanntem Schloß greift; 11 – Radachse (Radwelle), außen mit Vierkant zum Aufziehen des Rades; 12 – Gelenkkette; 13 – Schlagfeder; 14 – Stange

Steinschloß
1 – Schloßblech; 2 – Hahn; 3 – Hahnlippenschraube; 4 – Hahnlippen; 5 – Schlagfläche; 6 – Batterie; 7 – Pfannendeckel; 8 – Batteriefeder; 9 – Pfanne; 10 – Zündloch

Perkussionsschloß für Zündhütchen

eingeführt und mit einem Ladestock festgestoßen. Ein besonderer Typ von Handfeuerwaffen waren die Hakenbüchsen, bei denen ein eiserner Haken unten am Lauf angeschmiedet war. In der Mitte des 15. Jahrhunderts gelang es Büchsenmachern, eine mechanische Zündvorrichtung in Form eines Hebel- und Federmechanismus an der rechten Seite des Schaftes anzubringen. Das war die Geburtsstunde des Gewehrschlosses. Das erste Schloß nannte man – entsprechend dem Zündvorgang mit der Lunte – Luntenschloß. Die Lunte war meist ein gedrehter Hanfstrick, der durch Tränken in verschiedene Mixturen (z. B. Bleizucker) stundenlang glimmen konnte. Die Wirkungsweise des Luntenschlosses war sehr einfach: Betätigte der Schütze den Abzug, fiel der Hahn mit der brennenden Lunte auf eine mit Zündpulver gefüllte Pfanne. Beim Entflammen des Pulvers ließ der Schütze den Abzug wieder los, wobei eine Feder den Hahn in die Ausgangsstellung zurückschlagen ließ. Luntenschloßwaffen wurden mit Bleikugeln geladen, die der Schütze sich selber gießen mußte. Das Pulver bestand aus einem Gemisch von Salpeter, Schwefel und Holzkohle. Es war an Hand der sogenannten Pulvermaße genau dosiert, da andernfalls die Waffen explodieren und den Schützen gefährden konnten. Zu den Handfeuerwaffen mit Luntenschloß zählen die Musketen. Luntenschloßmusketen waren die Hauptbewaffnung der Söldnerheere des Dreißigjährigen Krieges. Sie hatten eine handliche Schäftung mit leicht abwärts geneigtem Kolben. Beim Schießen legte der Schütze das Gewehr auf eine Gabel. Musketen wogen etwa 5 bis 7 kg. Bedeutende Militärreformer, wie der Prinz von Oranien (1567–1625) oder der schwedische König Gustav II. Adolf (1594–1632), befaßten sich mit der Verbesserung des Lade- und Feuervorgangs und schufen in





Form von Reglements erste militärische Normen für die Feuerwaffenhandhabung, die für viele Länder Vorbild waren. Das Reglement des Prinzen von Oranien aus dem Jahre 1608 schrieb 43 Exerzierzeiten für die Muskete vor. Trotz gewisser Verbesserungen blieb der Umgang mit Luntenschloßwaffen schwierig. Ihr Einsatz vom Pferd aus blieb stark eingeschränkt. Beim Nachtkampf konnte die glimmende Lunte den Waffenträger verraten.

Ein großer Fortschritt bei der Verbesserung der Zündvorrichtung der Handfeuerwaffen war die Erfindung des Radschlosses, das sehr weite Verbreitung fand. Das Radschloß war schon ein weit präziserer Mechanismus als das Luntenschloß. Setzte sich das Luntenschloß in der Regel aus 7 Teilen zusammen, waren es beim Radschloß schon mehr als 20. Der Zündfunke wurde ähnlich erzeugt wie bei unseren heutigen Feuerzeugen. Das Radschloß wurde mittels der nach außen ragenden vierkantigen Radachse mit einem Schlüssel aufgezogen, wobei sich ein Gliederkettchen um die Achse wickelte und dabei eine Schlagfeder anhob und in Spannung versetzte. Eine mit dem Abzug gekoppelte Sperre rastete in eine Aussparung des Rades ein. Der Hahn wurde indessen mit dem in ihm eingeklemmten Stein aus Schwefelkies durch eine Metallfeder auf den geriffelten Radrand gedrückt. Betätigte der Schütze den Abzug, wurde das Rad zur Drehung freigegeben, und der durch Reibung seiner geriffelten Oberfläche am Schwefelkies entstehende Funke entzündete das Zündkraut. Erst das Radschloß ermöglichte die Konstruktion von brauchbaren Faustfeuerwaffen. Bis zu seiner Entwicklung ist nur wenig über den Gebrauch kurzer, handlicher Feuerwaffen bekannt. Die Hussiten bezeichneten ihre kleinen Stangenbüchsen als „pistala". Bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts nannte man in einigen deutschen Territorien Pistolen „Handrohre" oder „Faustbüchsen". Besonders in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beein-

Steinschloßwaffen mit Schildpatt belegt, um 1680

Miniatur-Radschloßpistolen in „Puffer"-Form, 16. Jh.

Radschloßpistole mit zwei übereinanderliegenden Läufen, Augsburg, um 1580

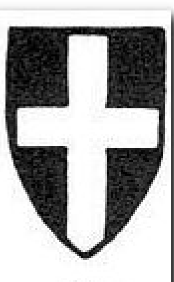
flußten die Radschloßwaffen Organisation, Ausrüstung und Kampfweise der Reiterei. Lanzierer, Arkebusiere und Dragoner erhielten zusätzlich zu ihren Hieb- oder Stichwaffen (Lanzen, Degen) Radschloßgewehre und besonders Radschloßpistolen. Ein wesentlicher Vorteil gegenüber den Luntenschloßwaffen bestand auch darin, daß die Radschloßwaffen weniger wetterabhängig waren. Sie konnten vor dem Einsatz geladen, gespannt und gesichert werden und waren damit jederzeit schußfertig. Das Radschloß ermöglichte, wie erwähnt, die Konstruktion von kurzläufigen Faustfeuerwaffen, den sogenannten Radschloß-Handmörsern. Als eine besondere Form der Faustfeuerwaffen mit Radschloßmechanismus kamen Mitte des 16. Jahrhunderts die Reiterpistolen auf, die an ihrem stumpfwinkligen Schaft mit einer großen Kugel (Puffer) an seinem Ende zu erkennen sind. Mit den Radschloßpistolen existierten erstmals Feuerwaffen für den Nahkampf. Gustav II. Adolf, König von Schweden, ließ seine Reiterformationen durchweg mit Radschloßpistolen ausrüsten. Da ihre tödliche Reichweite etwa 30 m betrug, wurden die Pistolen erst dann abgefeuert, wenn man beim Gegner das Weiße im Auge sah. Das Kaliber betrug 15 bis 18 mm. Häufig waren Pistolen auch mit einem Dolch, einer Axt oder einer anderen Hieb- bzw. Stichwaffe kombiniert. Die Schäfte der Pistolen waren gewöhnlich aus Hartholz, manchmal auch ganz aus Eisen. Auch bei den meisten Jagdwaffen setzte sich in Mitteleuropa das Radschloß durch. Die Prunkwaffen unter den Radschloßwaffen waren außerordentlich repräsentativ gearbeitet. Die Schäfte aus Kirschbaumholz waren reich mit Elfenbein, Perlmutt und Ornamenten ausgelegt. Bei Waffen mit eisernen Schäften sind diese mit geätzten und gravierten Ornamenten geschmückt. Prunkwaffen solcher Art kamen aus München, Augsburg, Prag und Dresden. Auch die Suhler Waffenhandwerker lieferten, wenn auch in weit geringerer Zahl, Prunk- und Luxuswaffen, deren kunsthandwerkliche Qualität mit Arbeiten anderer bekannter und bedeutender Zentren dieses Waffenzweiges durchaus konkurrieren konnte. Suhler Faustfeuerwaffen sind sehr schlanke, langläufige Waffen von geringem Gewicht und ansprechender Qualität. Viele Suhler Meister kennzeichneten ihre Waffen durch das Einschlagen einer Marke oder einer Signatur. Standardwaffen erhielten in der Regel das Symbol einer Henne („Suhler Henne").



„Suhler Henne"



Utrecht

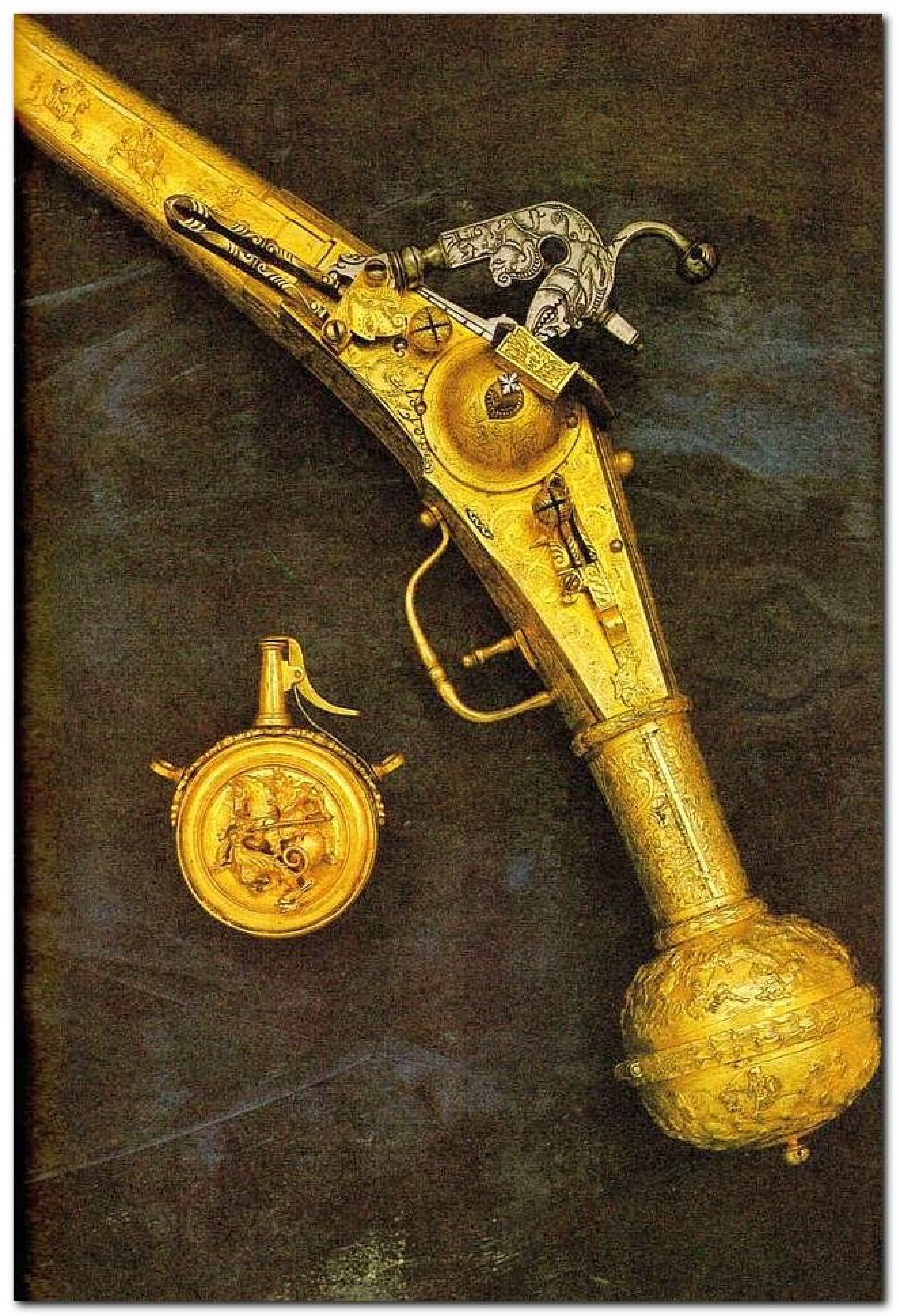


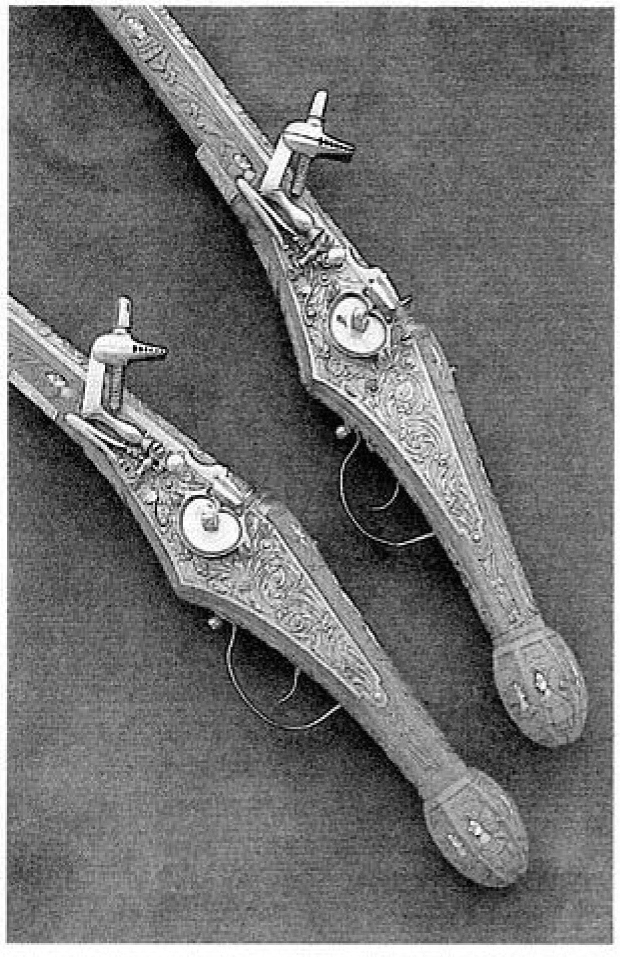
Wien

Beschaumarken

Anfangs des 17. Jahrhunderts kam das Steinschloß als konstruktiv verbessertes Zündsystem auf. Es wurde bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts verwendet. Das Steinschloß baute entwicklungsmäßig auf Elemente der sogenannten Schnapphahnschlösser auf. Bei diesen wurde der Funke durch einen kräftigen Schlag des in den Hahn eingeklemmten Feuersteins gegen einen Feuerstahl erzeugt, der vordem die Zündpfanne bedeckt und diese beim Schlag für den Funken freigibt. Von der Zündpfanne nahm die Flamme ihren Weg durch einen Zündkanal in das untere Ende vom Lauf, wo sie das Pulver entzündet, so daß die Verbrennungsgase die Kugel aus dem Lauf treiben konnten. Die Schnapphahnschlösser breiteten sich sehr schnell in Europa aus, und ihr dem Wesen nach praktischer Mechanismus zeigte sich im Detail in unterschiedlichen Konstruktionen, so gab es einen holländischen, schwedischen und spanischen Typ. Das soeben beschriebene Prinzip, bei dem Feuerstahl und Pfannendekkel aus einem Stück gefertigt sind, hatte der Franzose Marin le Bourgeois auf der Basis des Schnapphahnschlosses etwa um das Jahr 1610 entwickelt. Schlösser, denen dieses Prinzip zugrunde liegt, nennt man Batterieschlösser (nach dem französischen Wort battre = schlagen). Batterie- oder

Prunkvolle Radschloßpistole und Pulverflasche, Ende 16. Jh.





Steinschloßwaffen setzten sich als Zivil- und Militärwaffen unangefochten durch, und sie bildeten für Jahrzehnte die Hauptbewaffnung der meisten europäischen Armeen. Auch die preußische Armee unter Friedrich II. (1712–1786) war mit Steinschloßwaffen – Gewehren und Pistolen – ausgerüstet. Die Fertigung erfolgte in Gewehrfabriken in Potsdam und Spandau. Während der Befreiungskriege (1813–1815) verwendeten die preußischen Kontingente die gleichen, wenn auch geringfügig verbesserten Waffen. Das preußische Infanteriegewehr konnte zusätzlich mit einem Bajonett bestückt werden. Steinschloßwaffen waren bei Volksaufständen in Asien und Afrika noch im 20. Jahrhundert anzutreffen. Die bei Batterieschloßwaffen verwendeten Feuersteine mußten etwa 50 Schuß aushalten. Diese Waffen waren ein Erzeugnis von Handwerkern aus den verschiedensten Gebieten Europas. Der derzeitige technische Stand erlaubte bereits, Waffen von einmaliger technischer Perfektion zu bauen. Zu

Suhler Radschloßpistolen, um 1615

Steinschloßpistolen von Piraube, Paris 1697

solchen zählen Miniatur-Steinschloßpistolen für den zivilen Gebrauch, Ganzmetallpistolen mit Kastenschlössern und ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Trombonpistolen. Trombons hatten meist nur einen Lauf und ein Gehäuse aus Messing. Für sie ist eine Verbreiterung der Laufmündung typisch. Sie wurden mit Nägeln, gehacktem Blei oder auch mit Glas geladen und zeigten große Streuwirkung. Trombons waren ausgesprochene Nahkampfwaffen.

Hervorragend gearbeitete Taschenpistolen für den zivilen Gebrauch waren die Terzerole. Sie fußten auf dem Konstruktionsprinzip des Batterieschlosses und waren eine Nahverteidigungswaffe, häufig mit einem Dolch kombiniert. Ein besonderer Pistolentyp in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren die Duellpistolen, sorgfältig angefertigte Faustfeuerwaffen mit Batterieschloß. Meist schmucklos gearbeitet, wurden sie jedoch stets in einem Etui aufbewahrt und dargeboten. Einen großen Aufwand erforderte das Laden der Batteriewaffen. Obgleich im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts zunehmend Papierpatronen verwendet wurden, mußte doch das Geschoß stets von vorn in die Laufmündung eingeführt werden, und zwar mittels eines Ladestocks, der bei Pistolen meist an dieser befestigt war. In Gebrauch waren sowohl eiserne als auch hölzerne Ladestöcke. Der Ladestock der preußischen Kavalleriepistole Modell 1742 war z. B. aus Holz. Seine Stoßfläche war aus Messing und vorn vertieft. Der Ladevorgang war kompliziert und zeitaufwendig: Hatte der Schütze Pulver auf die Pfanne und in den Lauf geschüttet, legte er auf die Laufmündung ein mit Fett eingeriebenes rundes Stück Leinen oder Leder (Pflaster) und darauf wiederum die Kugel. Dann stieß er mit dem Stock die Bleikugel samt Pflaster bis zum Pulver, wobei sich das Pflaster um die Kugel legte. Das Stoßen mußte sorgsam geschehen, andernfalls verformte sich die Kugel. Das genau angepaßte runde und gefettete Stück Leinen oder Leder verhinderte, daß sich beim Stoßen der Kugel Blei in den Laufzügen absetzte. Waren diese Handgriffe getan, war die Pistole schußfertig.

Verschiedene Büchsenmacher konstruierten auf der Basis der mechanischen Funkenzündung auch mehrläufige Waffen, weil mit diesen die Feuergeschwindigkeit gesteigert werden konnte. Fürstliche Auftraggeber ließen sich nicht selten mehrläufige Jagdwaffen anfertigen. Zwei- oder vierläufige Mehrladepistolen wurden bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts produziert. War einer der Läufe verschossen, wurden diese im Uhrzeigersinne oder gegen diesen mit der Hand weitergedreht. Sie wurden mit Federschnapper arretiert. Zu jedem Lauf gehörte eine Pulverpfanne und ein Feuerstahl. In den Jahren 1780 bis 1800 kamen in England, das ebenfalls auf eine lange Tradition in der Herstellung von Feuerwaffen zurückblicken kann, Pistolen auf, die ihrer eigenartigen Form nach „Pfefferbüchsen" genannt werden. Sie hatten meist sechs kurze Läufe, die in einem drehbaren Block eingeschraubt waren. Man unterschied derzeit bereits zwischen Feuerwaffen mit drehbaren Laufbündeln und solchen mit einer hinter den Läufen angebrachten drehbaren Trommel. Läufe oder Trommel mußten nach dem Lösen einer Sperre noch mit der Hand weitergedreht werden, wobei jeweils eine Kammer der Trommel mit Pulver und Geschoß exakt hinter einen Lauf gelangen mußte. Da der Durchmesser der Bohrung der Kammer mit dem des Laufes übereinstimmen mußte, erforderte die Anfertigung dieser Waffen schon eine gewisse Präzision.

Eine wichtige Vervollkommnung der Feuerwaffen gelang zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit der Erfindung des Zündhütchens. Voraussetzung für die Einführung und das Funktionieren des Zündhütchens war eine massenhafte Erzeugung solcher Explosivstoffe wie Knallquecksilber oder Kaliumchlorat. Gute Zündhütchen waren aus Kupfer gefertigt. Allein die Waffenfirma Sellier & Bellot stellte 1828 50 Mill. Zündhütchen her. Jetzt traf beim Zündungsvorgang der Hahn auf das mit Knallpulver gefüllte Zündhütchen. Waffen mit diesem Zündmechanismus nennt man Perkussionsschloßwaffen. Das Zündhütchen wurde meist in einen Zündkegel eingelegt oder auf einen solchen aufgesetzt. Der Kegel war in einen Zündstollen eingelassen und durch-



bohrt. Durch den Zündkanal gelangte die Zündflamme an das Pulver im Lauf. In den Jahren 1830 bis 1850 wurden viele Batterieschloßwaffen auf Perkussionszündung umgestellt, wobei der Innenmechanismus des Batterieschlosses unverändert blieb und lediglich der Feuerstein gegen einen Zündstift oder ein Hämmerchen bzw. die Pulverpfanne gegen einen Zündkegel (in diese

Colt, Modell Texas Paterson (mit Zubehörteilen)

Mariette

Lefaucheux (1853)

Nagant (1895)

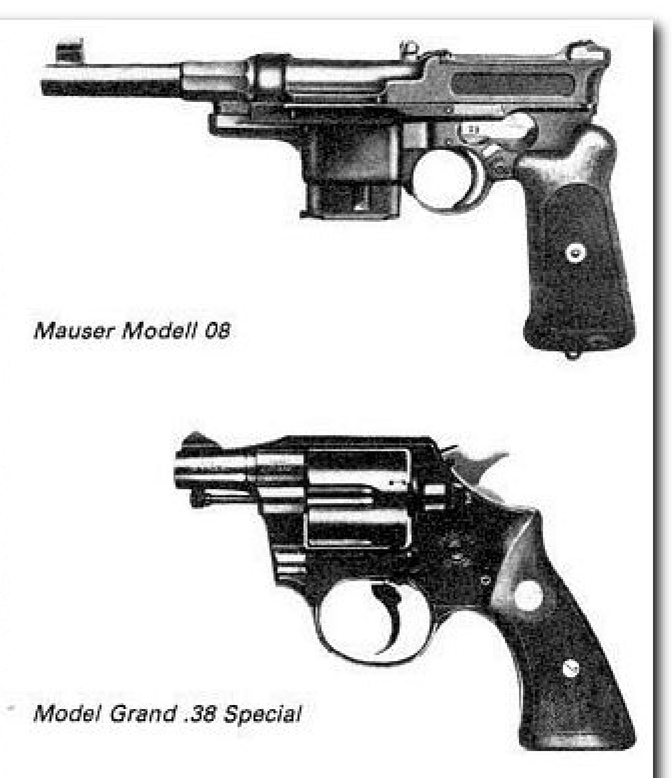
Adams (1851–1857)

eingebohrt oder seitlich am Lauf angebracht) ausgetauscht wurden. Perkussionswaffen führten vorerst zu keiner höheren Feuergeschwindigkeit und auch zu keiner größeren Schußweite. Allerdings war die Versagerquote bei Perkussionswaffen äußerst gering. 1835 gab es bei 3964 Versuchen nur drei Versager. Perkussionswaffen waren vom Wetter praktisch unabhängig. Gegen Ende der dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts gelang es den Waffenkonstrukteuren, Perkussionsmehrladepistolen zu bauen, deren Schloßsysteme richtungweisend werden sollten. Bei diesen Waffen lassen sich zwei Hauptgruppen von Schlössern unterscheiden: solche mit Hahnspannung (das Schloß wird durch Spannen des Hahnes bewegt) und solche mit Abzugsspannung (der Hahn wird durch Zug am Abzug gespannt und ausgelöst). Gleichzeitig werden die Patronenkammern oder Läufe weitergedreht. Eine der bekanntesten Pistolen mit Abzugsspannung war das erstmals 1837 hergestellte belgische Modell Mariette, das bis zu 18 Läufe haben konnte. Die meisten französischen und belgischen Revolver besaßen in dieser Zeit relativ viele Läufe. Die alte Idee, die Feuergeschwindigkeit zu steigern, wollte man durch eine erhöhte Anzahl von Läufen verwirklichen. Die Nachteile der mehrläufigen Pistolen bestanden darin, daß mit ihnen zum einen kein genaues Zielen möglich war und zum anderen ihre Anfertigung noch sehr viel Handarbeit erforderte. Einen der populärsten Bündelrevolver mit Perkussionsmechanismus schuf der Amerikaner Allen. Sein Modell trugen in den Jahren des kalifornischen Goldrauschs zahlreiche Goldsucher. Als man statt der bisher verwendeten glatten Vorderlader gezogene entwikkelte, wurde mit den Perkussionswaffen nicht nur eine höhere Treffsicherheit, sondern auch eine größere Reichweite erreicht. Gleichzeitig arbeiteten die Waffenkonstrukteure an patronierter Munition. Sie waren bemüht, die bisher verschossenen Kugeln durch Langgeschosse aus Metall zu ersetzen. All dies wurde möglich, weil in der Waffenherstellung ein Umschwung eingetreten war. Die handwerkliche Herstellung von Waffen in Manufakturen wurde durch die maschinelle Produktion in Fabriken abgelöst. Die ersten Versuche mit Metallpatronen für Perkussionswaffen wurden Mitte des 19. Jahrhunderts angestellt. Als herausragend erwiesen sich die Erfindungen der französischen Büchsenmacher Pauly und Lefaucheux. Sie brachten den Durchbruch. Pauly konstruierte einen brauchbaren Hinterlader, mit dem er in zwei Minuten 22 Schuß abfeuern konnte. Napoleon Bonaparte zeigte großes Interesse für diese neue Waffe und empfahl seinen Gardeoffizieren, diese eingehend zu prüfen. Paulys Patronen kamen bereits den modernen Patronen mit Zentralzündung nahe. Die Patrone von Lefaucheux hatte eine aus Messing bestehende Hülse mit eingelassenem Zündhütchen im Patronenboden. In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts konstruierte der deutsche Büchsenmacher Nikolaus Dreyse den ersten kriegsbrauchbaren Hinterlader – das sogenannte Zündnadelgewehr. Schon sehr früh in der Feuerwaffenentwicklung wurde die Idee von Hinterladewaffen geboren, aber ihre Verwirklichung blieb dem Zeitalter der industriellen Produktion vorbehalten.

Ein Bahnbrecher war der Amerikaner Samuel Colt. Im Unterschied zu bisher bekannten Revolvern (aus dem lat.: revolvere = im übertragenen Sinne: sich um eine Achse drehen) mit mehreren Läufen schuf er einen einläufigen Revolvertyp mit Trommel. Er hatte die Vorzüge moderner Produktionsmethoden erkannt und ließ seine Revolver maschinell herstellen. Colts Waffe war eine Synthese der bis dahin bekannten technischen Details der Revolverfertigung, und es ist sein Verdienst, diese zu einem Mechanismus vereinigt zu haben. Seine Waffe zeichnete sich vor allem dadurch aus, daß beim Spannen des Hahnes die Trommel durch einen mit dem Hahn verbundenen Hebel bis zur nächsten Patronenkammer weiterbewegt wurde und daß die Trommel sowohl bei entspanntem wie auch bei gespanntem Hahn verriegelt blieb. Sie hatte ferner eine moderne Ladeeinrichtung in Form eines Ladehebels. Seine Taschenrevolver hatten meist das Kaliber .31, seine Gürtelrevolver das Kaliber .36 und seine Holster-Revolver das Kaliber .44. Auch heute noch

sind zwei Perkussions-Colt-Revolver-Modelle von großem Interesse: die im Werk Paterson hergestellten „Texas Modelle" der ersten Paterson-Colt-Serie (verschiedene Kaliber) und die in Whitneyville gefertigten Walker-Colt-Modelle. Obgleich sich die im Lauf der Jahrzehnte entstandenen Revolvermodelle kaum noch überblicken lassen, gilt dennoch der überschwere „Whitneyville Walker"-Colt als der Superlativ unter den Revolvern. 38,5 cm lang und über 2 000 g schwer, ist diese Waffe eine „Handkanone" im wahrsten Sinne des Wortes. Sie war nicht nur der schwerste Revolver, der bis dahin gebaut worden ist, sondern auch unter allen Perkussionsrevolvern und Pistolen die Waffe, deren „Patronen" sich durch superstarke Pulverladungen und superschwere Geschosse auszeichneten. Weitere bekannte Colt-Modelle waren der fünfschüssige Trommeltaschenrevolver „Baby Dragoon" und der ähnlich konstruierte „Wells-Fargo"-Revolver, der einen kürzeren Lauf hatte.

Während Colt in Amerika weiterhin Perkussionsrevolver herstellte, gelang es zwei Büchsenmachern in Europa, Modelle zu entwickeln, deren Konstruktion für die Entwicklung moderner Faustfeuerwaffen letztlich bestimmend werden sollte. Der Engländer Robert Adams entwickelte einen bahnbrechenden Schloßmechanismus – die Abzugsspannung. Gehäuse und Lauf seiner Modelle waren maschinell aus einem Stück gefertigt, und die Trommel konnte mühelos aus dem Revolvergehäuse genommen werden. Während des Krimkrieges (1853–1856) bestand der Adams-Revolver seine Feuertaufe. Im amerikanischen Bürgerkrieg (1861–1865) war er auf beiden Seiten zu finden. Neben Adams gelang dem Franzosen Lefaucheux ebenfalls ein Prototyp des modernen Revolverschlosses. Sein Revolver war der erste, der von hinten mit Metallpatronen geladen werden konnte. Er vereinigte in sich konstruktive Elemente der Revolver von Colt und Adams. Die Hülse der Revolverpatrone von Lefaucheux (1853) war aus Kupfer. Sie enthielt Schwarzpulver und ein eingestecktes Geschoß. Im Patronenboden war ein Zündhütchen angebracht, auf das der Hahn schlug..Der von der amerika-



Mauser Modell 08

Model Grand .38 Special

nischen Firma Smith & Wesson 1857/58 hergestellte Kipplaufrevolver mit Hahnspannung sollte das Schicksal der Perkussionsrevolver besiegeln; denn danach wurden solche Revolver nicht mehr produziert. Häufig wurden die vorhandenen Perkussionsrevolver auf das Verschießen von Metallpatronen umgebaut. Die Verwendung von Metallpatronen machte Vorrichtungen notwendig, die die leeren Hülsen rasch entfernten. Unterschiedliche Konstruktionen entstanden: das Auswerfen der leeren Patronenhülsen durch Vorziehen des Laufes und der Trommel, das Auswerfen durch das Kippen oder Nach-oben-Aufklappen des Laufes, das Auswerfen durch das seitliche Auskippen der Trommel und schließlich auch Systeme mit selbsttätigem Patronenhülsenauswerfer. Revolver mit auskippbarer Trommel sind z. B. das von Colt entwickelte Modell 1889, Kaliber .38 (der Vorläufer aller modernen Taschenrevolver) und die danach entwickelten Modelle Official Police, Officer's Model, New Service und Shooting Master. Revolver mit dem Kaliber .38 Special haben in den USA und in anderen Ländern weite Verbreitung gefunden. Bei englischen und amerikanischen Handfeuerwaffen werden die Kaliber meist in Dezimalteilen eines Zolls (1 Zoll = 25,4 mm) angege-

ben. Das bekannte Kaliber .38 beträgt bei Smith & Wesson 0,354 Zoll. Umgerechnet auf unser metrisches System (25,4 · 0,354) beläuft sich dieses Kaliber auf etwa 9 mm und würde damit dem 9-mm-Kaliber unserer Pistolen entsprechen. Die oft gebrauchte Kaliberangabe .22 entspricht dem Kaliber unserer bekannten KK-Sportwaffen (5,6 mm).

Man forschte ständig danach, wie die Anfangsgeschwindigkeit und die Durchschlagskraft der Geschosse weiter erhöht werden könnten. Dies setzte vor allem voraus, die beim Schuß zwischen Trommel und Lauf bis dahin mühelos entweichenden Pulvergase dem angestrebten Ziel dienstbar zu machen, d. h. die Trommel gasdicht abzuschließen. Der Belgier Leo Nagant konstruierte einen siebenschüssigen Revolver, bei dem sich die Trommel beim Schuß selbsttätig vorwärts bewegte. Gleichzeitig schloß eine besondere Patrone — ein 7,62-mm-Kupfer-Mantelgeschoß — die Kammer absolut gasdicht ab. Mit diesem gasdichten Revolver wurden sowohl eine größere Schußweite als auch eine höhere Durchschlagsleistung erzielt. Bei Versuchen durchschlug das Geschoß noch bei 142 m ein 2,5 cm dickes Tannenholzbrett. Nagants Revolver — 1895 an das zaristische Rußland verkauft und in Tula in großen Serien produziert — war noch während des Großen Vaterländischen Krieges und auch noch danach auf Grund seiner guten Eigenschaften als Waffe für Offiziere und Unteroffiziere sowie für MG- und Geschützbedienungen in der Sowjetarmee im Gebrauch. Auch die während dieses Krieges in der UdSSR aufgestellten polnischen und tschechoslowakischen Truppenteile waren mit dem Nagant ausgerüstet.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schuf Paul Mauser eine Pistole, die wie der Revolver Nagant ihrer guten Eigenschaften wegen ebenfalls noch im zweiten Weltkrieg verwendet wurde. Diese Pistole zählt zu den ersten modernen Selbstlade- und Mehrladepistolen. Das Auswerfen der Hülse, das Spannen des Verschlusses und das Einführen einer neuen Patrone geschah durch das Ausnutzen der Energie der Pulvergase und des Rückstoßes automatisch,

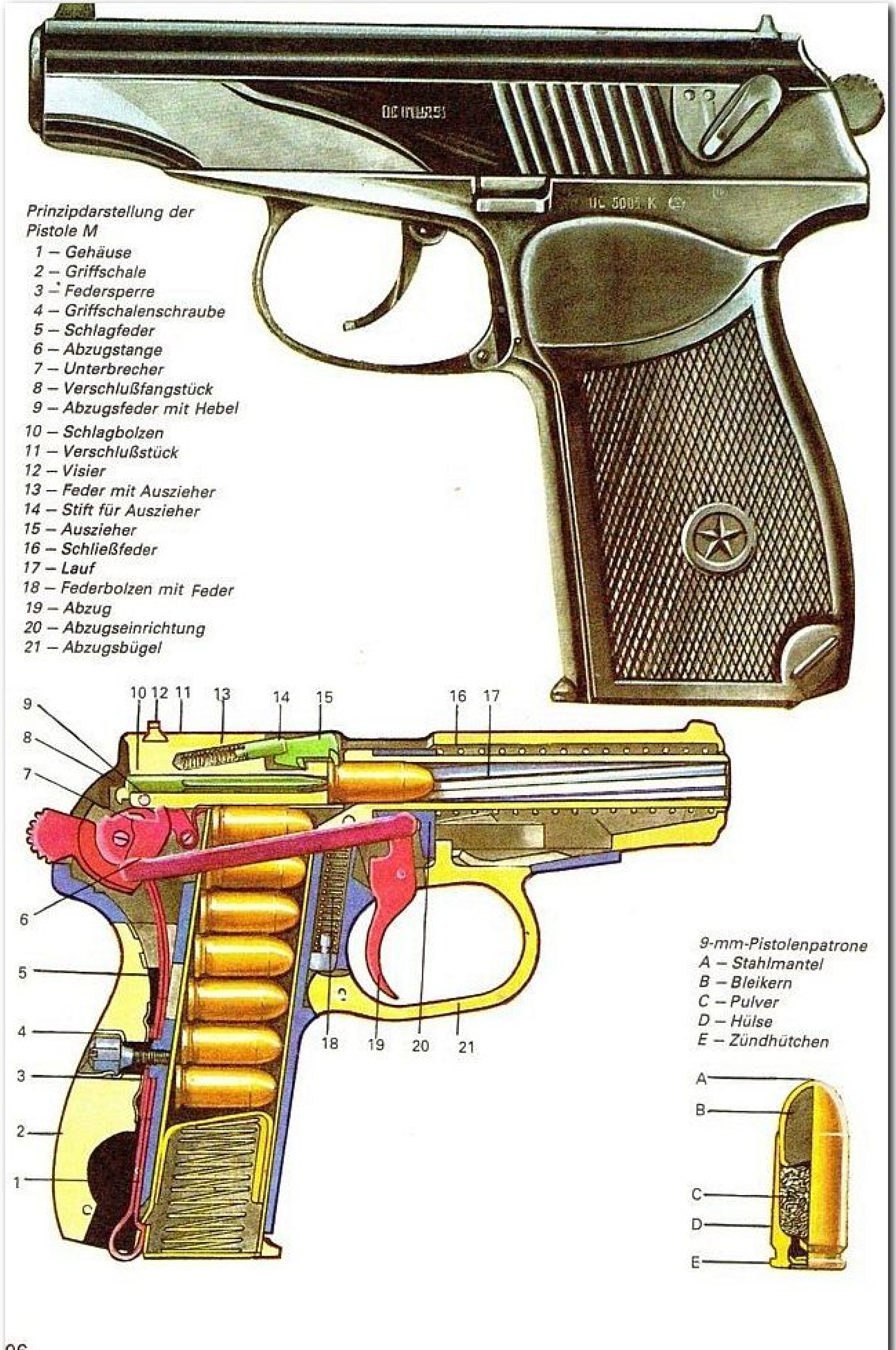


Walther P-38

Tokarew (1930)

Colt, Army Special .38

wobei der nächste Schuß erst brach, wenn der Abzug betätigt wurde. Eine einwandfreie Funktion der Selbstladepistolen hing vor allem von der Patrone (Vollmantelgeschoß), der gleichmäßigen Zündung und der Gasentwicklung (schnell verbrennendes rauchloses Pulver) sowie von der Beschaffenheit des Schlagbolzens ab. Selbstladepistolen werden in verschiedene Gruppen eingeteilt. Die bereits erwähnte Mauser ließ sich der Konstrukteur 1895 patentieren. Die Mauser-Pistolen Modelle 96 und 96C (im Holzfutteral) gehören zur Gruppe der Rückstoßlader mit zurückgleitendem Lauf. In diese Gruppe sind auch die Selbstladepistolen Parabellum, P-38 (Walther-Pistole) und Tokarew (Mo-


Prinzipdarstellung der
Pistole M
1 – Gehäuse
2 – Griffschale
3 – Federsperre
4 – Griffschalenschraube
5 – Schlagfeder
6 – Abzugstange
7 – Unterbrecher
8 – Verschlußfangstück
9 – Abzugsfeder mit Hebel
10 – Schlagbolzen
11 – Verschlußstück
12 – Visier
13 – Feder mit Auszieher
14 – Stift für Auszieher
15 – Auszieher
16 – Schließfeder
17 – Lauf
18 – Federbolzen mit Feder
19 – Abzug
20 – Abzugseinrichtung
21 – Abzugsbügel
9-mm-Pistolenpatrone
A – Stahlmantel
B – Bleikern
C – Pulver
D – Hülse
E – Zündhütchen

dell 1930) einzuordnen. Die Mauser Modell 96 ist zweifelsohne die älteste in Massen eingesetzte Armeepistole. Hervorstechend an dieser bekannten Waffe waren das Holzfutteral, das als Schulterstütze dienen konnte, und das vor dem Abzugsbügel angebrachte Magazin. Während der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und des Bürger- und Interventionskrieges in Sowjetrußland gehörte die Mauser zur Bewaffnung der Roten Arbeiter-und-Bauern-Armee und wurde von den Rotgardisten am Schulterriemen getragen. Das gebräuchlichste Kaliber unter den Mausermodellen betrug 7,63 mm, wobei es Pistolen mit sechs-, zehn- und zwanzigschüssigen Magazinen gab. Neben Mauser gehören zu den bekannten Konstrukteuren von Selbstladepistolen Borchardt, Browning, Mannlicher und Schmeisser. Das Kaliber von Selbstladepistolen liegt zwischen 6,35 mm und 11,43 mm. Bei Armeewaffen überwiegt das Kaliber 9 mm. Zu den bekannten Armeepistolen zählt die Walther Modell P-38. Sie gehörte zur Bewaffnung der faschistischen Wehrmacht. Heute sind damit unter der Typenbezeichnung P-1 die Bundeswehr und die Polizeiverbände der BRD sowie das norwegische NATO-Kontingent bewaffnet.

Zur Erstausrüstung der bewaffneten Organe fast aller sozialistischen Länder gehörte die sowjetische 7,62-mm-Pistole Tokarew – auch TT (Tokarew-Tula) genannt. Der sowjetische Waffenkonstrukteur Fjodor Tokarew entwickelte diese hervorragende Pistole zu Beginn der dreißiger Jahre.

Ihre Herstellungskosten lagen niedrig. Sie war einfach zu bedienen und gehörte als Modell TT-33 mehr als drei Jahrzehnte zur Bewaffnung der sowjetischen Streitkräfte. Andere bekannte Rückstoßlader mit feststehendem Lauf und Massenverschluß waren die Beretta Modell 1915, die berühmte und oft nachgebaute Westentaschenpistole Browning Modell 06, die Walther-Polizeipistole 7,65 Modell PP und das Modell 38 von Sauer & Sohn. Als nahezu vollendete Waffen wurden sie in großen Stückzahlen gefertigt.

Nach dem zweiten Weltkrieg entwickelte der sowjetische Waffenkonstrukteur Nikolai Makarow die 9-mm-Pistole PM-9. Die Makarow zählt ebenfalls zu den Rückstoßladern mit Massenverschluß. Mit ihr sind gegenwärtig alle bewaffneten Organe der DDR ausgerüstet. Es kann sowohl mit weichem Abzug (die Waffe ist durchgeladen, das Schlagstück befindet sich in hinterer Stellung) als auch mit hartem Abzug geschossen werden. Beim harten Abzug gleitet das Schlagstück nach vorn, und die Waffe ist nach dem Durchladen gesichert. Um bei gesicherter Waffe mit weichem Abzug schießen zu können, muß das Schlagstück mit dem Daumen nach hinten gezogen werden. Sichere und einfache Konstruktion, ausgezeichnete Verarbeitung und Schußleistung machen die Pistole M zu einer der besten und zuverlässigsten Faustfeuerwaffen. Während mit der Pistole M nur Einzelfeuer geschossen werden kann, ist die automatische Pistole Stetschkin (APS) für Dauerfeuer eingerichtet. Die APS ist eine 9-mm-Pistole mit einem 20 Patronen fassenden Magazin. Sie wird in einem hölzernen Futteral getragen, das bei der Abgabe von Dauerfeuer als Kolben angesteckt werden kann. Auch die Waffenindustrie anderer sozialistischer Länder entwickelte leistungsfähige Selbstladepistolen. Die tschechoslowakische Waffenindustrie z. B. kann auf eine langjährige Tradition in der Entwicklung und Konstruktion von Faustfeuerwaffen zurückgreifen. Auch künftig wird es in der Entwicklung der Schützenwaffen, darunter auch der Faustfeuerwaffen, keinen Stillstand geben. Für den Entwicklungstrend sind nach wie vor hohe Feuergeschwindigkeit, allseitige Einsetzbarkeit und gute Handhabbarkeit kennzeichnend.

Garibaldi, der Soldat der italienischen Revolution

Dr. Harald Müller

... In der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1860 näherten sich die Frachtdampfer „Piemonte" und „Lombardo" Marsala, der Hafenstadt an der äußersten Westspitze Siziliens. Vor fünf Tagen waren die beiden Schiffe in Genua in aller Heimlichkeit ausgelaufen. Ihre Fracht war ungewöhnlich. In den Laderäumen, wo sich sonst Ballen und Kisten türmten, saßen Bewaffnete dichtgedrängt auf ihrem Gepäck. Die meisten von ihnen trugen rote Hemden, die mit einem Gurt zusammengehalten wurden. Bisher war ihre Fahrt nach dem Süden ohne irgendwelche Zwischenfälle verlaufen. Nur in Talamone hatte man sie kurz unterbrochen. Hier kamen als zusätzliche Fracht Kanonen und Granaten an Bord. Und jetzt war man kurz vor dem Ziel. Niemand schlief in dieser Nacht an Bord der beiden Schiffe. Alle warteten voller Ungeduld auf den Augenblick, da sie den Boden Siziliens betreten und den Marsch nach Palermo, seiner Hauptstadt, beginnen würden.

Auf der Brücke der vorausfahrenden „Piemonte" stand neben dem Kapitän ein nicht mehr junger, bärtiger Mann im roten Hemd, dessen Gesicht von Anstrengungen und Entbehrungen gezeichnet war. Es war der Leiter des Unternehmens, dessen entscheidende Stunde jetzt unmittelbar bevorstand: der italienische Patriot und Revolutionär Guiseppe Garibaldi. Über die Gefahren, die ihn und seine tausend Freiwilligen vom Augenblick der Landung an auf dem Boden Siziliens erwarteten, machte er sich keine Illusionen. Er wußte, daß der Feind, die Truppen des Königs von Neapel, der über die Insel herrschte, seine Abteilung vernichten wollte. Nicht alle, die sich in Genua seiner Führung anvertraut hatten, würden die Stunde des Sieges erleben. Aber es gab kein Zurück mehr. Das Ziel war groß: ein von der Fremdherrschaft befreites und vereinigtes Italien.

Während sich Garibaldis kleine Armada langsam der Küste näherte und die Umrisse der Westspitze Siziliens allmählich in Sicht kamen, wandten sich seine Gedanken weit in die Vergangenheit zurück. Er erinnerte sich plötzlich daran, wie er vor vierzig Jahren als Knabe zu seinem ersten Seeabenteuer aufgebrochen war. Mit einigen Freunden hatte sich der Dreizehnjährige eines Nachts im Hafen seiner Heimatstadt Nizza einer Barke bemächtigt, um nach Genua zu fahren. Doch diese Fahrt war schnell zu Ende gegangen. Irgend jemand hatte das Verschwinden der Barke bemerkt und Alarm geschlagen. Nach einigen Stunden schon waren die Ausreißer eingeholt und nach Nizza zurückgebracht worden.

Aber das Meer zog ihn weiter an. Seit 1821 fuhr Garibaldi zur See und lernte als Matrose die Küsten des Mittelmeers und ihre Häfen kennen. In diesen Jahren, da er vom Schiffsjungen zum Kapitän aufrückte, weitete sich sein Blick für die Welt und für die Not seines Volkes. Nach den Kriegen gegen Napoleon hatten die Sieger auf dem Wiener Kongreß 1815 dem italienischen Volk die Zersplitterung seiner Heimat in acht Staaten, Fremdherrschaft und Unterdrückung aufgezwungen. Im Süden des Landes, im Königreich

Neapel–Sizilien, herrschten die dem Volk besonders verhaßten Bourbonen. Voller Zorn erlebte der junge Seemann, wie alle Erhebungsversuche italienischer Patrioten scheiterten. Ihr Ziel, die Errichtung eines unabhängigen bürgerlichen italienischen Nationalstaats, war auch längst das seine. 1833 wurde er mit Guiseppe Mazzini bekannt, der damals an der Spitze der demokratischen Strömung der nationalen Befreiungsbewegung Italiens stand. Von ihm lernte er eines: Wenn Italien seine Freiheit erlangen wollte, konnte das nur durch den revolutionären bewaffneten Kampf der Volksmassen geschehen. Mazzini wies Garibaldi eine verantwortungsvolle Aufgabe in einer neuen Volkserhebung zu. In Genua, dem Kriegshafen des Königreichs Sardinien–Piemont, sollte er mit einer illegal gebildeten Kampfabteilung die im Arsenal bewahrten Waffen in seine Hand bringen. Sie sollten unter den Aufständischen verteilt werden. Doch das Unternehmen scheiterte. Mit Mühe gelang Garibaldi, als Bauer verkleidet, die Flucht nach Frankreich. Die königlichen Justizbehörden verurteilten ihn in Abwesenheit zum Tode.

Dann folgten dreizehn lange Emigrationsjahre in Südamerika. Auch in der neuen Heimat machte er die Sache der Unterdrückten zu seiner eigenen. Die von Garibaldi aufgebaute und kommandierte Italienische Legion leistete in der Schlacht um Montevideo, die Hauptstadt Uruguays, das sich gegen den argentinischen Diktator Rosas verteidigte, Heroisches. Ihre Uniform wurde schnell berühmt, das rote Hemd, das von den Arbeitern in den Schlachthäusern getragen wurde – die Camisa rossa.

Im Sturmjahr 1848 kam endlich die lang ersehnte Stunde der Rückkehr in die Heimat. In Mailand war das Volk gegen die österreichischen Besatzungstruppen auf die Barrikaden gegangen und hatte die fremden Soldaten aus der Hauptstadt der Lombardei verjagt. Dann trat auch Sardinien–Piemont in den Krieg ein. Dessen König hatte sich von Camillo Cavour, dem Führer des bürgerlich-liberalen Flügels der italienischen Unabhängigkeitsbewegung, dazu überreden lassen. Doch dieser führte ihn nicht für das Volk: Er wollte Herr im neuen Italien sein.



Davon ahnte Garibaldi jedoch nichts, als er am 15. April 1848 mit 85 Gefährten die Brigantine „Speranza" zur Fahrt über den Atlantik bestieg. Bei seiner Landung in Nizza erlebte er die Begeisterung des Volkes. Der König, der ihn einstmals hatte verfolgen lassen, mußte ihn jetzt notgedrungen als Bundesgenossen akzeptieren. Garibaldi, mit großen Hoffnungen in seine Heimat zurückgekehrt, wurde jedoch bitter enttäuscht. Der König von Sardinien–Piemont führte den Krieg nur schleppend und erlitt bei Custozza eine Niederlage. Die Lombardei wurde wieder von österreichischen Truppen besetzt. Garibaldis Versuch, ein lombardisches Freiwilligenkorps zu gründen, schlug fehl. So war seine Rückkehr nach Nizza fast eine Flucht.

Garibaldi, Soldat der italienischen Revolution



1849 erhob sich das italienische Volk erneut. Garibaldi eilte mit einer aus Freiwilligen gebildeten Legion der Römischen Republik, die von tödlichen Gefahren bedroht wurde, zu Hilfe. Die europäische Konterrevolution – Frankreich, Österreich, Neapel und Spanien – hatte sich zusammengeschlossen, um sie zu vernichten. Garibaldis Freiwillige schlugen sich gegen ihre Söldlinge heldenhaft. Doch schließlich erlagen sie nach erbitterten Verteidigungskämpfen am Tiberufer der Übermacht. Am 3. Juli fiel Rom in die Hand der Feinde. Dem schloß sich ein gefahrvoller Rückzug der Überlebenden der Legion nach dem Norden an. Wie ein wildes Tier wurde Garibaldi von seinen Feinden gejagt. Doch immer wieder gelang es ihm, ihnen zu entkommen. Die Landbevölkerung gewährte ihm und seinen Kämpfern Hilfe und Unterstützung, und die Landschaft Mittelitaliens mit ihren unzugänglichen Felspartien und Wäldern bot ihnen Schutz. Dann gelang es ihm sogar, in der Toskana mit einer neuen Kampfabteilung den Partisanenkrieg aufzunehmen. Doch Italien unterlag erneut dem konterrevolutionären Terror. Österreichische und französische Truppen hielten weite Teile Italiens besetzt, und im Süden rechnete der König von Neapel grausam mit den Patrioten ab, die in seine Hände fielen.

Eine trostlose Zeit brach an. Alle Wege zwischen Mailand und Neapel blieben Garibaldi für lange Zeit versperrt. So fuhr er wieder zur See, kam bis nach Peru und Hongkong, an die afrikanische Küste und in die englischen Hafenstädte. Zwischen seinen Fahrten lebte er in seinem Haus auf der kleinen Mittelmeerinsel Caprera. Ungeduldig wartete er auf den Tag, an dem sich das Volk von Italien erneut gegen seine Feinde erheben würde.

Auch in Turin, der Hauptstadt Sardinien–Piemonts, dachte man an diesen Tag. Cavour, seit 1852 sardinischer Ministerpräsident, bereitete im Auftrage der Bourgeoisie des Nordens den Krieg gegen Österreich vor. Er war seiner Sache sicher; denn der Kaiser

Schlacht der Aufständischen gegen königliche Truppen in Palermo 1848. Zeitgenössischer Stich


ITALIEN
UM
1860
TURIN
KGR.
SARDINIEN
GENUA
PIEMONT
NICE (NIZZA)
LIGURISCHES
MEER
GHZM.
TOSKANA
TALAMONE
KIRCHENSTAAT
ADRIA
KORSIKA
SARDINIEN
TYRRHENISCHES MEER
ROM
GAETA
VOLTURNO
NEAPEL
BEIDER SIZILIEN
KALABRIEN
MESSINA
MILAZZO
PALERMO
KAP BOEO
MITTELMEER
MARSALA
CALATAFIMI
KGR.
SIZILIEN
ATANIA
JONISCHES MEER

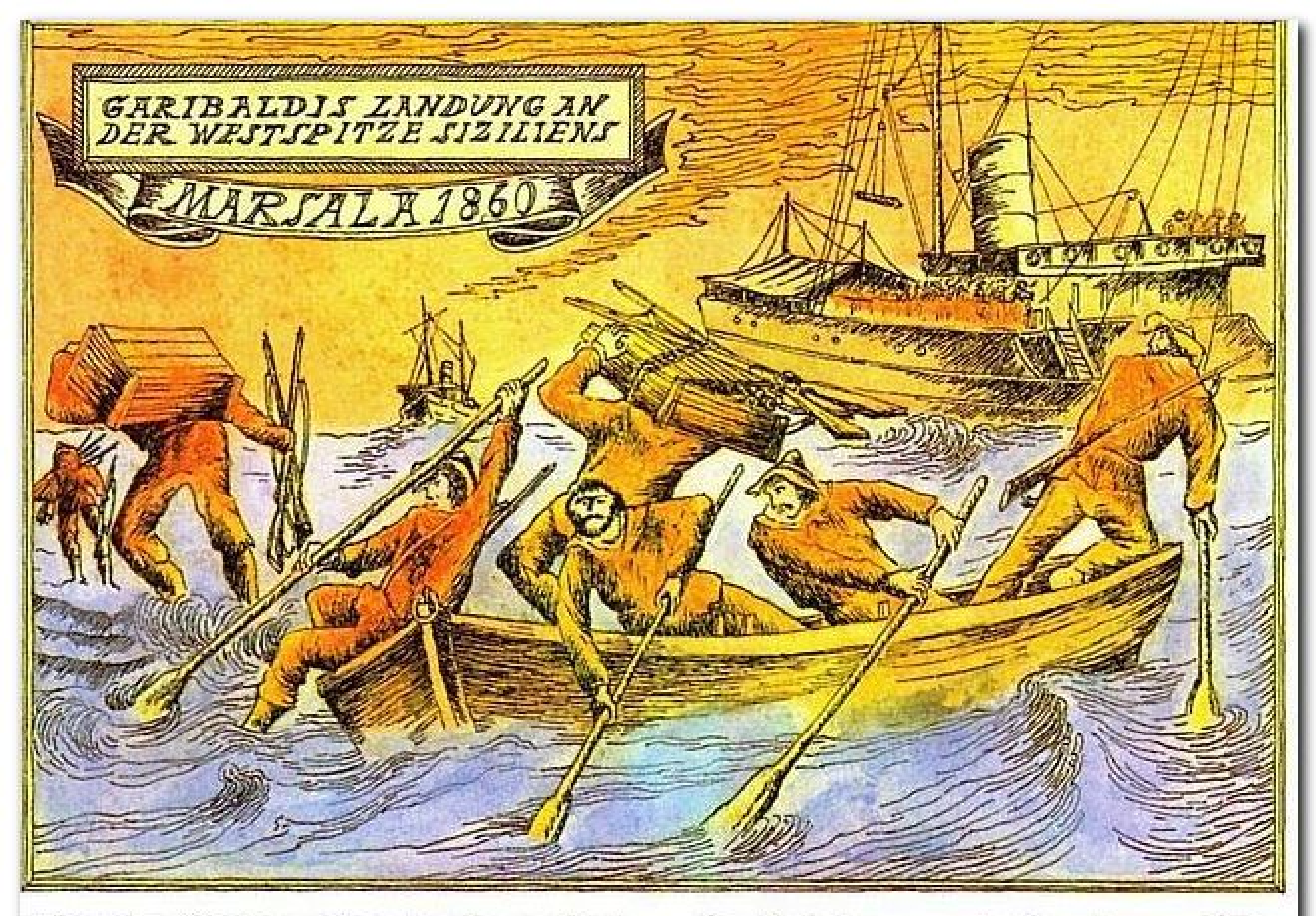
der Franzosen hatte ihm die Unterstützung durch seine Armee fest zugesagt. Aber Cavour begriff, daß das noch nicht genügen würde. Den Sieg konnte er nur erringen, wenn er von den Volksmassen aktiv unterstützt wurde. Und deren Idol war Garibaldi, der Patriot, der seinem Lande uneigennützig diente. Deshalb suchte Cavour wiederum ein Bündnis mit ihm.

Im April 1859 brach der Krieg aus. Aus dem Freischarenführer Garibaldi war inzwischen ein Königlich Sardinischer Generalmajor und Kommandeur des Alpenjägerkorps geworden. Es bestand aus 3000 Freiwilligen. Bald schlug für sie die Stunde der Bewährung. Nachdem sie den auf Turin vormarschierenden Österreichern den Weg verlegt hatten, drangen sie kühn in Feindesland vor. Unterstützt durch das Volk, eroberten Garibaldis Freiwillige Bergamo und Brescia. Doch plötzlich wurde ihnen Halt geboten, weil der Kaiser der Franzosen trotz seiner Siege bei Magenta und Solferino einen Waffenstillstand mit Österreich abgeschlossen hatte. Daraus ergaben sich in Italien einige Veränderungen. Der König von Sardinien—Piemont erhielt die Lombardei zugesprochen. Andere Fürsten, in der Revolution vom Volk davongejagt, wurden wieder auf ihren Thron gesetzt. Auf dem Süden Italiens lastete nach wie vor die Bourbonenherrschaft.

Wie sollte es weitergehen? Diese Frage hatte sich Garibaldi damals monatelang mit fast selbstquälerischer Intensität gestellt. In der Villa Spinola in Genua, seinem neuen Aufenthaltsort, empfing er in den Wintermonaten 1859/60 viele Besucher. Mit ihnen besprach er die Lage im Lande. Die Republikaner drängten ihn, mit dem König von Sardinien—Piemont, Viktor Emanuel, endlich zu brechen, das Volk zum revolutionären Kampf aufzurufen und sich an seine Spitze zu stellen. Lange schwankte Garibaldi zwischen den Losungen „Italien und Viktor Emanuel" und „Italien oder Viktor Emanuel". Dann entschied er sich erneut für die Zusammenarbeit mit dem König. Das war die Tragik in seinem Leben: Sein Ziel war die Befreiung seines Landes von den Tyrannen. Doch den König von Sardinien—Piemont rechnete er nicht zu diesen. Da er über kein eigenständiges politisches Programm verfügte, vermochte es Garibaldi nicht, eine selbständige demokratische Bewegung aufrechtzuerhalten. Diese Schwäche erlaubte es Cavour und Viktor Emanuel, die Waffentaten Garibaldis für ihre egoistischen und undemokratischen Ziele auszunutzen.

Im Frühjahr 1860 ging Garibaldi schließlich doch seinen eigenen Weg. Cavour wollte sich bei der weiteren Einigung Italiens auf diplomatische Mittel beschränken. Garibaldi erkannte jedoch, daß es, um den Süden frei zu machen, nur einen Weg gab: Die Macht des Unterdrückers auf dem Thron von Neapel, König Franz II., mußte durch das bewaffnete Volk gewaltsam gebrochen werden. Im Süden Italiens, auf Sizilien und in Kalabrien, dem rückständigsten Teil des Landes, herrschte wie in alten Zeiten der grundbesitzende Adel. Doch im April 1860 brach in Sizilien ein Aufstand aus. Die Bauern, von ihren Herren bis aufs Blut ausgepreßt, und andere Patrioten erhoben sich gegen die Herrschaft des Adels und der Bourbonen. In den Städten wurde die Erhebung schnell niedergeschlagen, aber in den Bergen hielten sich einzelne Abteilungen der Aufständischen. Diese Nachricht gab den Ausschlag, daß sich Garibaldi am 30. April 1860 dafür entschied, in Sizilien einzugreifen. Kurz darauf nahm der Zug der Tausend mit der Fahrt nach Marsala seinen Anfang. Er leitete die bedeutendste Aktion der italienischen Volksmassen im Kampf für die Vereinigung Italiens auf revolutionärem Wege ein.

Die Dunkelheit begann in jener Nacht vom 10. zum 11. Mai 1860 bereits der Morgendämmerung zu weichen, als Garibaldis Transportschiffe sich gegenüber dem Kap Boeo befanden. Flach wie ein Brett lagen Stadt und Hafen von Marsala vor ihnen. Die „Piemonte" erreichte einen günstigen Landeplatz. Schnell gingen die Rothemden mit Waffen und Gepäck von Bord. Aber der Kapitän der „Lombardo" war unachtsam, und so lief das Schiff auf Grund. Die Entladungsarbeiten verzögerten sich. Das ganze Unternehmen geriet in höchste Gefahr. Zwei neapolitanische Fregatten tauchten plötzlich

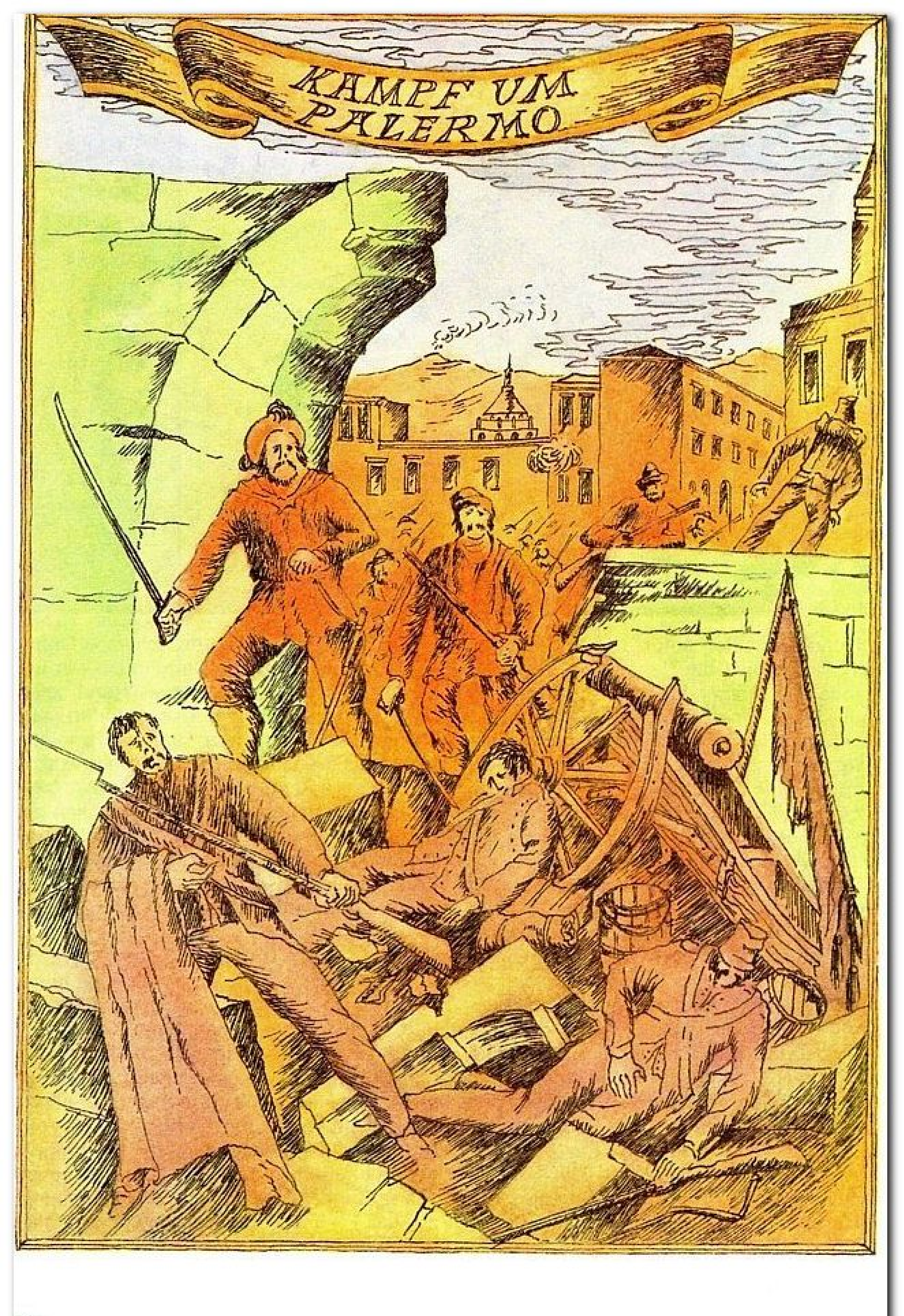


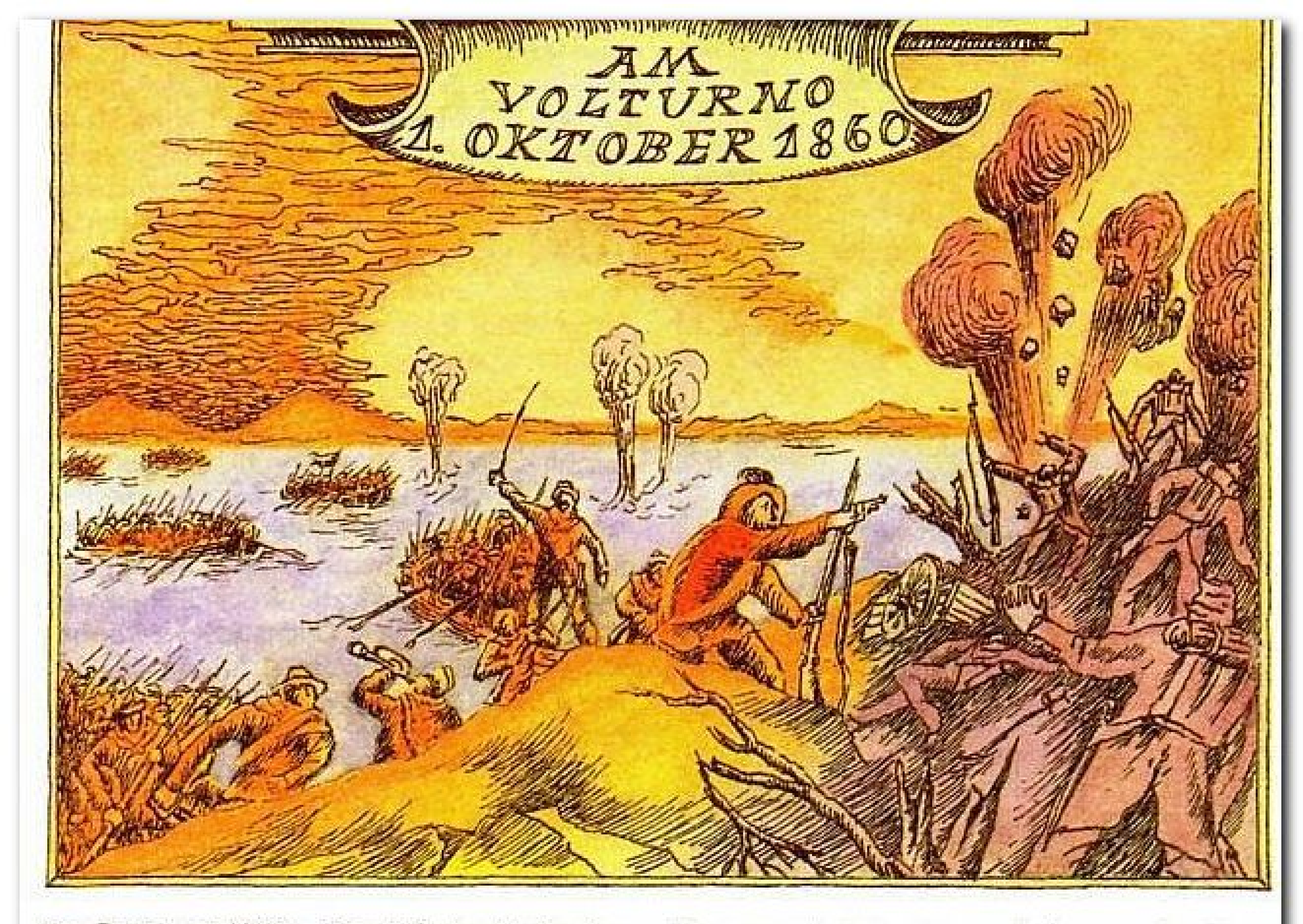
auf und eröffneten sofort das Feuer. Doch Garibaldi behielt die Nerven. Als die Kommandanten einiger in der Nähe liegender englischer Kriegsschiffe eine zeitweilige Feuereinstellung durchsetzten, um ihre Matrosen ungefährdet an Bord zu holen, nutzte er die Situation geschickt aus: Im Eiltempo ließ er die „Lombardo" von den Freiwilligen räumen. Als der Feind sie besetzte, war das Schiff längst verlassen.

Garibaldis Rothemden standen wieder auf festem Boden. Doch der Rückzug über das Meer war ihnen jetzt abgeschnitten. Es gab nur noch den Weg nach vorn, nach Osten, gegen den Feind. Am 12. Mai begannen sie ihren Vormarsch auf Palermo. Überall wurden sie von den Sizilianern jubelnd als Befreier begrüßt. Kurz darauf schon zersprengten sie bei Calatafimi die ersten ihnen in den Weg tretenden Truppen des Feindes. Und ständig vergrößerte sich ihre Schar; immer neue Freiwillige stießen zu ihr. Bald war Garibaldis Streitmacht auf 4000 Kämpfer angewachsen. Am 27. Mai rückte sie nach einem erbitterten Gefecht in die Hauptstadt Palermo ein.

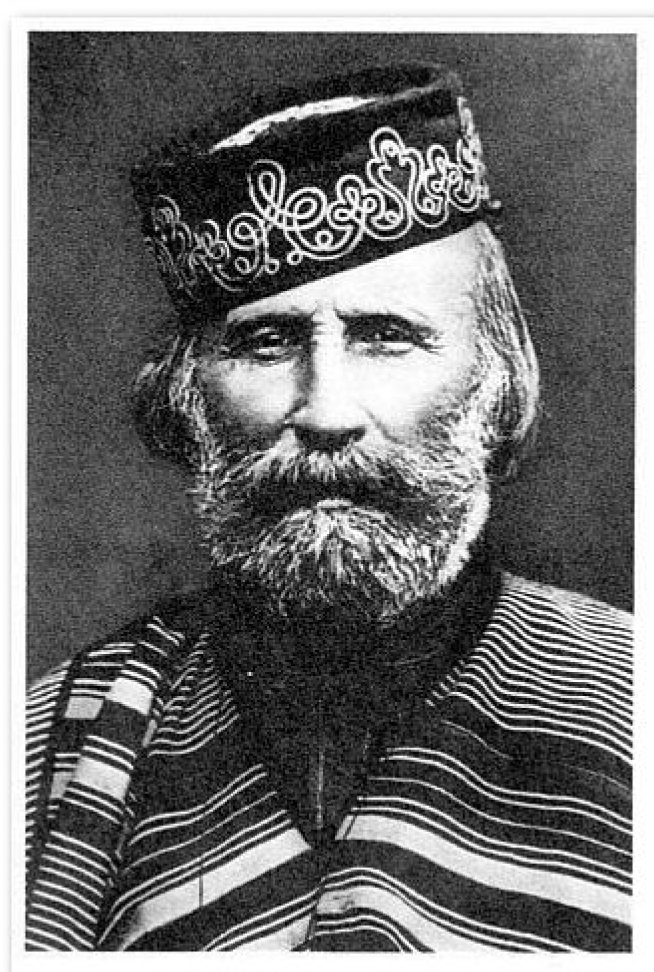
Der Befreiungszug hatte schwere Opfer gekostet; die Hälfte der Rothemden war im Kampf gefallen. Garibaldi mußte erst neue Kräfte sammeln, die ihm zuströmenden Freiwilligen ausbilden und zu kampffähigen Einheiten zusammenfügen. Im Juli fühlte er sich dann stark genug, sein Unternehmen fortzusetzen und auch das übrige Sizilien zu befreien. Getragen von der Unterstützung, die ihnen das Volk gewährte, schlugen seine Kolonnen den Gegner in die Flucht und besetzten Catania, Milazzo und schließlich Messina.

Nach diesem Triumphzug stand Garibaldis Entschluß fest: Er wollte den revolutionären Krieg auch auf das Festland tragen und nach Neapel ziehen. Dem König von Sardinien—Piemont, der selbständige Aktionen der Volksmassen fürchtete, gelang es nicht, ihm diesen Plan auszureden. Selbstbewußt antwortete ihm Garibaldi: „Das Volk ruft mich." Bald waren alle Vorbereitungen abgeschlossen. In der Nacht zum 20. August setzte Garibaldi mit einer Vorausabteilung auf das Festland über. Die Bewohner Kalabriens begrüßten ihn als Befreier und reich-


KAMPF UM PALERMO



ten Brot und Wein. Der Ruf der Unbesiegbarkeit eilte ihm weit voraus. Das Heer des Gegners zerfiel unaufhaltsam; seine Soldaten waren nicht mehr bereit, gegen die von Garibaldi geführten Patrioten ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Und selbst am Hof von Neapel breitete sich Panik aus. Am 6. September floh König Franz II. nach Gaëta. Schon 24 Stunden später zog Garibaldi mit einer kleinen Gruppe von Begleitern seinem Heere voraus als Sieger in Neapel ein. Auch hier gönnte er sich keinen Aufenthalt. Unerbittlich drängten seine Kolonnen die Reste der gegnerischen Truppen nach Norden zurück. Am 1. Oktober 1860, nur 142 Tage nach Garibaldis dramatischer Landung in Marsala, war das Ende der Bourbonenherrschaft auf italienischem Boden gekommen. An diesem Tage errang Garibaldi am Volturno den endgültigen militärischen Sieg. Damit war zugleich der Höhepunkt in seinem Leben erreicht. An der Spitze eines Volksheeres hatte Garibaldi fast ganz Süditalien befreit. Alles erwartete, daß er auch im nördlich gelegenen Kirchenstaat seinen Vormarsch fortsetzen würde, um der Herrschaft des Papstes ein Ende zu machen. Doch jetzt begann Cavour im Interesse der Großbourgeoisie eine Gegenaktion einzuleiten. Die Herren der Banken und Fabriken in Turin und Mailand fürchteten eine italienische Republik des Südens, die aus der in Garibaldi verkörperten Volksbewegung hervorzugehen drohte. Dem wollte man zuvorkommen. Eilends wurde die Armee Sardinien—Piemonts in Richtung Neapel in Marsch gesetzt. Nach einer „Volksabstimmung" schloß König Viktor Emanuel das Königreich beider Sizilien seinem Staate an und ließ sich zum König von Italien ausrufen. Hoch zu Roß zeigte er sich danach wie ein Sieger im Süden, den Garibaldi für ihn erobert hatte. Als beide zusammentrafen, blieb der König kühl und abweisend. Garibaldi verstand, daß er jetzt, nach dem Siege, nicht mehr gebraucht wurde. Bitter sagte er: „Orangen preßt man aus, die Schalen wirft man weg." Ab November 1860 lebte er wieder in der Einsamkeit Capreras, abgeschnitten vom politischen Leben seines Landes.



Hier fand Garibaldi jedoch keine Ruhe. Noch war die Einigung Italiens nicht abgeschlossen. In Venetien saßen immer noch die Österreicher. In der Mitte des Landes herrschte der Papst, beschützt von französischen Bajonetten. Als Garibaldi 1862 versuchte, seine Herrschaft zu stürzen, erlitt er eine Niederlage. Dann folgten neue Jahre erzwungener Untätigkeit. 1866 wurde er wieder zur Leitung militärischer Aktionen herangezogen. Als Italien an der Seite Preußens in den Krieg gegen Österreich eintrat, befehligte Garibaldi in der italienischen Armee ein Freiwilligenkorps.

Nach Kriegsende mußte Österreich Venetien an Italien zurückgeben. Aber es blieb noch der Kirchenstaat. Öffentlich verkündete Garibaldi 1867 seine Absicht, die weltliche Herrschaft des Papstes zu vernichten: „Auf nach Rom!" Doch wiederum scheiterte dieser Versuch. Im Oktober 1867 wiederholte Garibaldi sein Vorhaben noch einmal. In der Toskana strömten ihm die Freiwilligen in Massen zu. Am 27. Oktober stand er bereits neun Kilometer vor den Toren Roms, als französische Truppen in die Kämpfe eingriffen. Am 3. November kam es bei Mentana zu einer blutigen Schlacht, in der Garibaldi eine Niederlage erlitt. Das neue französische Chassepotgewehr hatte den Rothemden schwere Verluste zugefügt. Die Überlebenden wurden an der Grenze von den Soldaten König Viktor Emanuels entwaffnet. Für Garibaldi folgten wiederum Jahre der Untätigkeit auf Caprera.

Guiseppe Garibaldi, 1807–1882

1870 wurde die Einigung Italiens abgeschlossen. Als Napoleon III., nachdem er von der preußisch-deutschen Armee am 2. September 1870 geschlagen worden war, nicht mehr den Schutzherrn des Papstes spielen konnte, besetzten italienische Truppen den Kirchenstaat. Doch auch jetzt begab sich Garibaldi noch nicht zur Ruhe. Mit seinem Sohn Menotti kam er dem französischen Volk zu Hilfe, das seit dem Herbst 1870 einen gerechten Verteidigungskrieg gegen Preußen-Deutschland führte. In der Bourgogne warf er sich mit einer Freiwilligenschar in den Kampf. Durch die Anwendung von Methoden des Partisanenkampfes fügte er dem Gegner Verluste zu, konnte aber die Niederlage Frankreichs nicht abwenden. Als ihm die Kommunarden von Paris das Kommando über ihre bewaffneten Kräfte anboten, lehnte der Vierundsechzigjährige diese ehrenvolle Berufung mit Rücksicht auf seine erschütterte Gesundheit ab. Er kehrte ein letztes Mal nach Caprera zurück.

Als Garibaldi 1882 starb, war er längst eine legendäre Gestalt. Niemand erreichte zu seinen Lebzeiten die Volkstümlichkeit dieses großen, uneigennützigen Soldaten der italienischen Revolution. Und auch nach seinem Tode blieb das Andenken an ihn im Volk lebendig. Die italienischen Freiwilligen, die dem spanischen Volke 1936 in seinem national-revolutionären Krieg selbstlos zu Hilfe kamen, gaben ihrem Bataillon seinen Namen. Und als die ersten Partisanenabteilungen 1943 in Italien den bewaffneten Kampf für die Freiheit aufnahmen, ehrten sie erneut sein Andenken. Die Brigaden der antifaschistischen Kämpfer trugen den Namen Garibaldis bis zum Sieg über den Faschismus.

Von der ‹Atlas› zur ‹Trident›

Kurt Henze

In ihrer Ausgabe vom 5. März 1980 veröffentlichte die Tageszeitung der USA-Streitkräfte, „Stars and Stripes" („Sterne und Streifen"), eine Reportage über die Startstellung „GOLF-1" für strategische Raketen des Typs „Minuteman III". Die „Minuteman III" ist die derzeit modernste im Truppendienst befindliche landgebundene strategische Rakete der USA. Die verbunkerten Abschußstellungen von insgesamt 550 „Minuteman III", 450 „Minuteman II" – beide Typen haben ein Feststofftriebwerk – sowie von 54 mit Flüssigkeitsantrieb versehenen „Titan II" sind über weite Gebiete des Westens und des Mittleren Westens der USA verteilt. Die strategischen Streitkräfte der USA verfügen über landgebundene interkontinentale Raketen, über strategische Fliegerkräfte sowie über seegestützte Raketen. Die beiden erstgenannten Kräfte unterstehen dem Strategischen Luftkommando („Strategic Air Command", abgekürzt: SAC), die kernkraftgetriebenen Raketen-U-Schiffe der US Navy. Amerikanischen Presseangaben zufolge waren schon im Jahre 1979 von den 7574 strategischen Kernladungen 5440 auf den U-Schiffen stationiert. Damit betrug bereits damals der prozentuale Anteil der seegestützten Kernsprengköpfe an diesem Nuklearpotential der USA 73%.

Die eingangs erwähnte Startstellung „GOLF-1" ist 30 Meilen nordwestlich von Great Falls im USA-Bundesstaat Montana eingerichtet worden. Das Kommando über diese Stellung hat der siebenundzwanzigjährige Hauptmann John Jenson. Sein Stellvertreter ist der fünfundzwanzigjährige Leutnant Mike Gutto. Von einer 25 m tief in die Erde eingelassenen Betonkapsel aus nimmt Jenson seine Verantwortung für eine „Flight" wahr, d. h. für einen Schwarm von zehn Raketen. Seine Einheit gehört zur 490. strategischen Raketenstaffel der USA, die über fünf „Flights" verfügt; ein „Minuteman"-Geschwader hat normalerweise drei Staffeln.

„Stars and Stripes" war bei einer Gefechtsübung in der von Hauptmann Jenson befehligten Feuerstellung dabei. Was dabei passierte, schilderte die Zeitung so: „Als der Raketenkommandeur sein ‚Ziel!' hinausschrie, saßen er und sein Stellvertreter eng festgeschnallt in roten Sitzen und beobachteten einander. Gleichzeitig drehte jeder von ihnen einen Zündschlüssel." – Für ihre Gegner, die sozialistischen Staaten, sollen diese Handbewegungen tödlich sein: Auf die Drehung starten nämlich alle zehn Raketen des Schwarms auf einmal. Einzelfeuer ist nicht möglich.

Einige Raketenkommandeure haben es sich laut „Stars and Stripes" angewöhnt, statt „Ziel" einfach „Hack" zu rufen, was soviel bedeutet wie „Reite!". Dieses an Zynismus grenzende Wort für eine solche Aktivität würde von den amerikanischen Raketensoldaten auch an dem von den USA und der NATO geplanten „Tag X" gebraucht werden. „Binnen dreißig Sekunden, nachdem der Gefechtsbefehl ausgeführt worden ist, zünden die Triebwerke der amerikanischen Interkontinentalraketen", drohte das Militärblatt. „Weiße und heiße Rauchfahnen vom Boden der Silos ausstoßend,



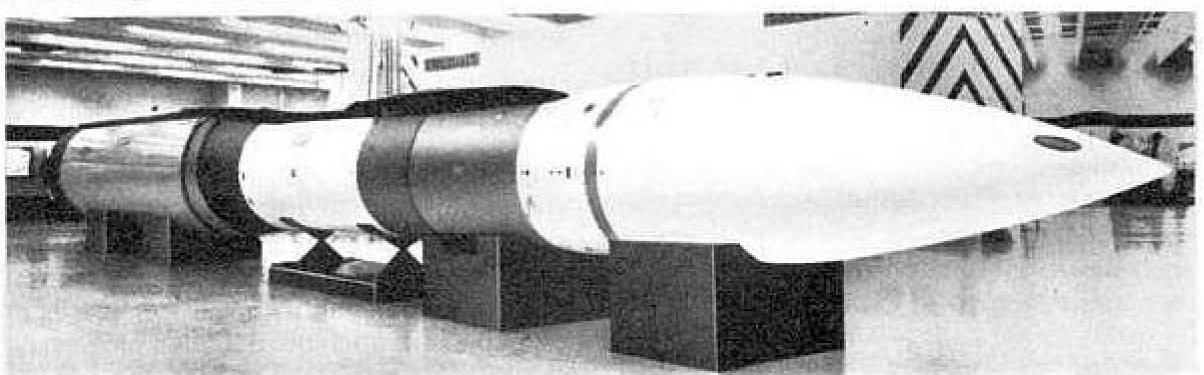
dröhnen sie – ohne zurückgerufen werden zu können – fort in Richtung zu Zielen in der Sowjetunion."

Der Wunschtraum des USA-Imperialismus, den Pionier des Menschheitsfortschritts mit Kernwaffenkrieg zu überziehen, ist älter als der Kommandeur der Raketenstellung „GOLF-1". Bereits im September 1945 hatten die Vereinigten Stabschefs (zusammengesetzt aus den Stabschefs der Land-, Luft- und Seestreitkräfte sowie dem Befehlshaber des Marineinfanteriekorps) per Memorandum JCS 149 6/2 eine „Grundlage für die Formulierung einer amerikanischen Militärpolitik" in Anbetracht des damals vorhandenen amerikanischen Kernwaffenmonopols aufgestellt, in der gefordert wurde, „den ersten Schlag zu führen, wenn es notwendig ist". Gegen wen, wurde im November desselben Jahres offenbart, als eine vom gleichen Gremium erarbeitete Studie 20 sowjetische Städte als potentielle Atombombenziele empfahl, darunter Moskau und Leningrad. In der Studie wurde weiter betont: „Zu den wichtigsten Besonderheiten der Atomwaffen gehört es, Menschenansammlungen vernichten zu können, und von dieser Besonderheit muß man zusammen mit ihren anderen Eigenschaften Gebrauch machen."

Allein für den Zeitraum von 1945 bis 1949 sind, bisher zugänglichen Materialien zufolge, mindestens zehn Atomkriegspläne gegen die Sowjetunion formuliert worden. Alle gingen sie vom Kernwaffenüberfall aus, der auch heute noch das Hauptprinzip bei der Einsatzplanung für die strategischen Streitkräfte der USA ist. Unter dem Stichwort „Erstschlagkapazität" charakterisierte die Bundeswehrzeitschrift „Soldat und Technik" in ihrer Ausgabe 7/1980 den Kernwaffenüberfall unverhohlen als die „Fähigkeit, das gegnerische strategische Potential auszuschalten, ohne daß der Gegner noch einen wesentlichen Teil dieses Potentials einsetzen kann; damit ist das Vorhandensein einer Erstschlagkapazität für das strategische Gleichgewicht äußerst destabilisierend".

Bei den Aggressionsplanungen Ende der vierziger Jahre ging die amerikanische Generalität davon aus, daß die UdSSR nicht in der Lage wäre, binnen 10 bis 15 Jahren nach dem zweiten Weltkrieg eigene Kernwaffenstreitkräfte aufzustellen. Man glaubte, gegenüber der UdSSR ein ebenso leichtes Spiel zu haben wie in Hiroshima und Nagasaki, den Zielen der beiden ersten Kernwaffenangriffe. Diese „Überlegungen" erwiesen sich als eine Fehlkalkulation; denn bereits 1949 erfolgte die Detonation der ersten sowjetischen Atombombe, begann die UdSSR, die Kernenergie in den Dienst auch

Ihre geistigen Väter wirkten bei der Schaffung des strategischen Kernwaffenpotentials der USA mit: erbeutete V2 der faschistischen deutschen Wehrmacht auf dem Testgelände in White Sands, USA, im Jahre 1947

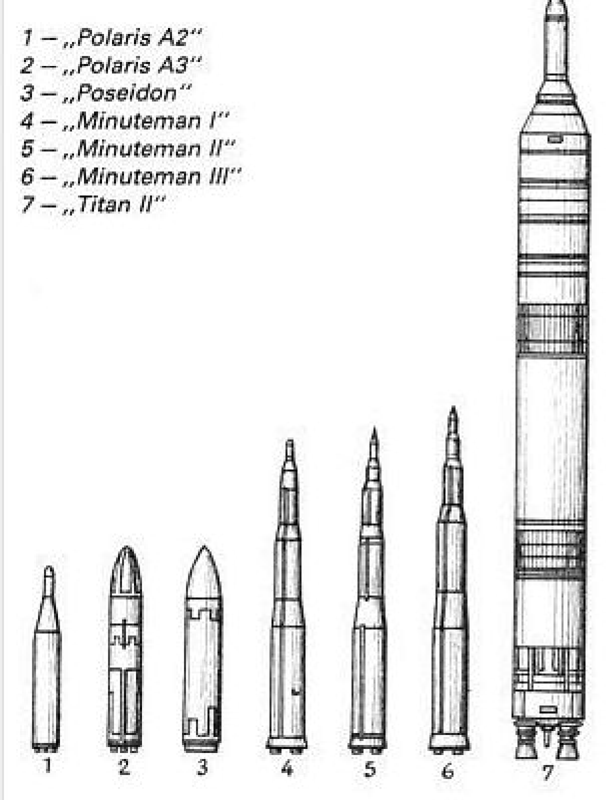


der bewaffneten Verteidigung von Frieden und Sozialismus zu stellen. Nun mußte das anfangs so überhebliche Washington damit rechnen, daß die Sowjetunion einen atomaren Angriff mit gleichen Mitteln beantworten würde. Ausgangs der fünfziger Jahre entstand neben den Land- und Luftstreitkräften sowie der Luftverteidigung und der Seekriegsflotte der UdSSR mit den Strategischen Raketentruppen eine neue Teilstreitkraft – die Grundlage für die Kampfkraft der sowjetischen Streitkräfte überhaupt. Sie sind das wichtigste Instrument, um Aggressoren zu zügeln, die aus ihren mörderischen Absichten kein Hehl machen.

Blick in eine Raketenfabrik der USA: Endmontage von „Atlas-Mercury" beim Convair-Konzern. Diese Raketen bildeten die erste Generation der US-amerikanischen strategischen Raketen

Derzeit modernste im Truppendienst befindliche landgebundene strategische Rakete der USA: die heuchlerisch nach dem Milizsoldaten des Unabhängigkeitskriegs benannte „Minuteman III"

Seit Hiroshima und Nagasaki spielten und spielen Kernwaffen immer die entscheidende Rolle in allen Varianten der antisozialistischen Militärstrategie der USA. Nachdem in den ersten anderthalb Jahrzehnten nach 1945 ausschließlich propeller-



Galerie der strategischen Raketen der USA, die zu Anfang der achtziger Jahre – bis auf die „Polaris A2“ und die „Minuteman I“ – im Truppendienst stehen

und dann strahlgetriebene Bomber die Trägermittel waren, hat sich seit den sechziger Jahren das Schwergewicht auf Raketen verlagert. Der Ausgangspunkt war die Anfang der fünfziger Jahre entwickelte leichte Wasserstoffbombe, die den Gefechtskopf einer ballistischen Rakete bilden konnte. Man hielt eine solche Rakete für „kostengünstig“, d. h., man nahm an, daß der von ihr im Zielgebiet angerichtete Schaden größer sein würde als die Herstellungskosten für das Projektil.

Ab August 1954 beschleunigten die USA-Luftstreitkräfte deshalb die Entwicklungsarbeiten am Projekt der interkontinentalen Rakete vom Typ „Atlas“. Die dafür extra gegründete „Western Development Division“ unterstand dem damaligen Generalmajor Bernd A. Schriever, der damit zum „Raketen-Zaren“ der USA profilierte. Die Kosten des Projekts, das Priorität in der Rüstung erhielt, überstiegen nach Expertenaussagen die des „Manhattan-Projekts“, mit

Start einer strategischen Rakete vom Typ „Minuteman II“ aus einem unterirdischen Silo heraus in drei Phasen

dem die US-amerikanische Atombombe entwickelt worden war.

Die erste „Atlas" wurde am 17. Dezember 1957 zwar erfolgreich gezündet, ging jedoch nach einer Flugstrecke von 805 km unfahrplanmäßig nieder. Der Ärger des „Raketen-Zaren" und seiner Auftraggeber war enorm, hatte doch die UdSSR, auch als Antwort auf die Erstschlagsdrohung, ihre führende Position beim Bau von Interkontinentalraketen bereits mit dem am 4. Oktober desselben Jahres erfolgten Start von „Sputnik 1" überzeugend demonstriert. Erst am 28. November 1958 erreichte eine weitere Test-„Atlas" ihre projektierte interkontinentale Reichweite von etwas über 10 000 km.

Im Interesse der aggressiven Zielstellung um Zeitgewinn bemüht, hatte das amerikanische Verteidigungsministerium parallel noch ein „Schnellprogramm" für zwei ballistische Mittelstreckenraketen eingeleitet. Es handelte sich um die „Thor" für die Luft- und um die „Jupiter" für die Landstreitkräfte. Ihre Reichweite von je 2400 km entsprach der der künftigen „eurostrategischen" Waffensysteme der USA für die achtziger Jahre. Den Auftrag für die „Thor" hatte General Schrievers erhalten. Mit der Konstruktion der „Jupiter" war der Leiter der „Army Ballistic Missile Agency" („Amt für ballistische Raketen der Landstreitkräfte"), Generalmajor John B. Medaris, beauftragt worden. Als dessen „technischer Arm" fungierte der Naziraketenforscher und bald amerikanisierte Wernher von Braun, geistiger Vater der von der Naziwehrmacht in der letzten Phase des zweiten Weltkriegs eingesetzten ballistischen Rakete V2 (A8). Mit erbeuteten V2 hatte im Prinzip die amerikanische Raketenentwicklung begonnen. Schon kurze Zeit nach dem zweiten Weltkrieg war vom Abschußgelände White Sands (USA-Bundesstaat New Mexico) eine beträchtliche Anzahl V2 zu Versuchszwecken gestartet worden. Unter anderem koppelten die USA-Fachleute einige dieser Projektile mit eigenen Raketen des Typs „Wac Corporal", womit 1949 eine Höhe von 402 km erreicht wurde – ein USA-Rekord.

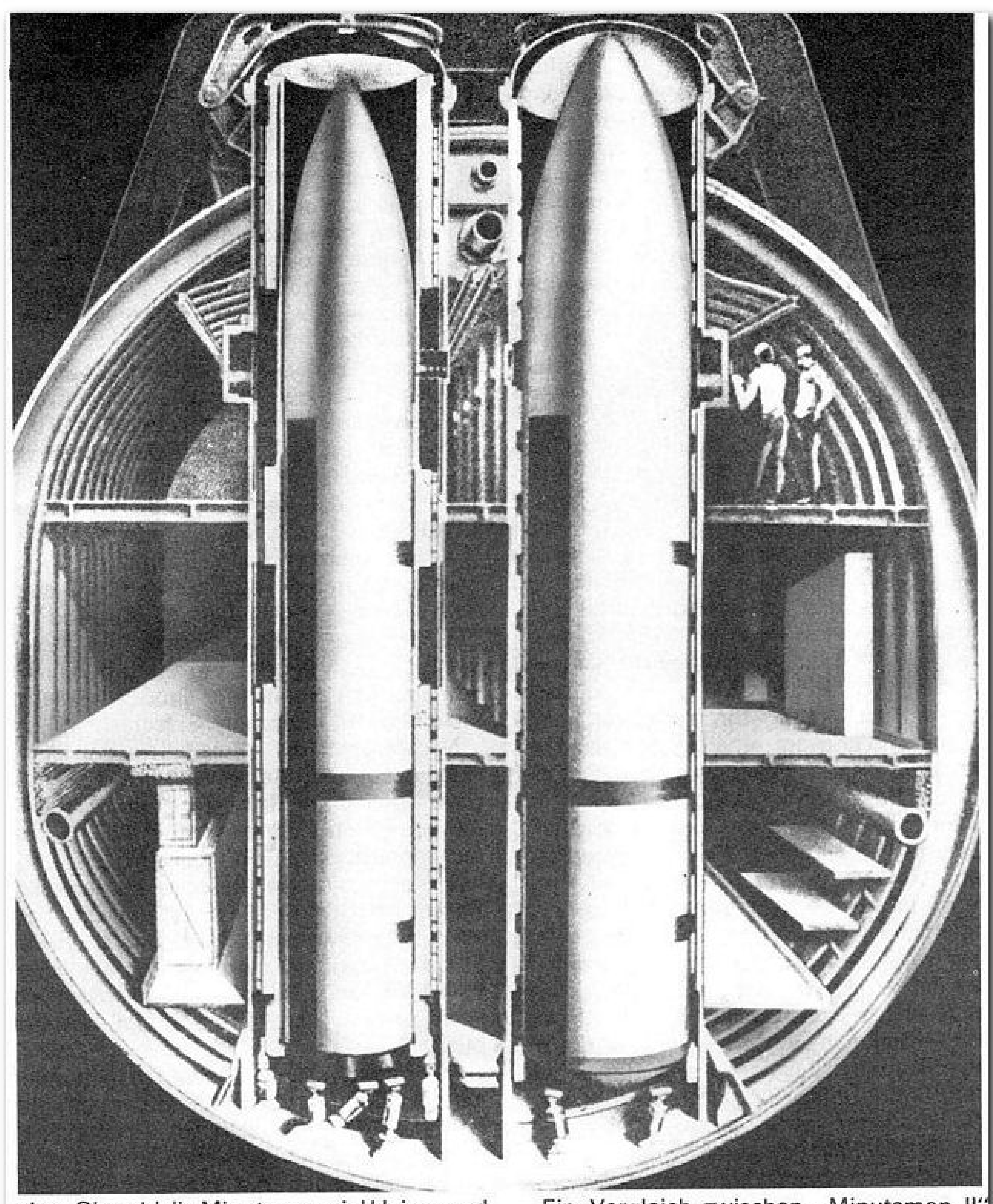
Als unmittelbare Vorstufe von „Atlas", „Jupiter" und „Thor" galt die Mitte der fünfziger Jahre für die USA-Landstreitkräfte entwickelte operativ-taktische Rakete „Redstone", die bereits einen Wasserstoffgefechtskopf enthielt. Mit einer Reichweite von 1300 km entsprach dieses Waffensystem jedoch nicht den Anforderungen des 1948 unter der Präsidentschaft von H. S. Truman formierten Strategischen Luftkommandos der USA. Als erstes interkontinentales ballistisches Waffensystem der USA konnte nach langen Versuchsreihen die „Atlas" Einsatzreife erhalten. Ihr folgte die ebenfalls mit einem Flüssigkeitstriebwerk ausgerüstete „Titan I".

Die bereits zitierte Ausgabe von „Stars and Stripes" datiert die Aufstellung der strategischen Raketenstreitmacht der USA auf das Jahr 1960. Dieses Datum bezieht auch die U-Schiff-gestützten Raketen ein. Am 20. Juli 1960 hatte das kernkraftgetriebene Raketen-U-Schiff „George Washington" aus getauchter Position zwei „Polaris A-1" gestartet, die erste Version dieses noch heute im Truppengebrauch befindlichen und inzwischen zur A-3 perfektionierten Waffensystems. (Die A-3 ist auch im Bestand der strategischen Streitkräfte Großbritanniens, allerdings mit britischem Gefechtskopf.)

Nachfolgerin der „Polaris" in der USA-Kriegsmarine ist die „Poseidon C3", deren neue Qualität vor allem in den zielprogrammierten Tochtersprengköpfen des Mehrfachsprengkopfs (MIRV) besteht. Die „Polaris" symbolisierte als erste strategische Rakete der USA mit Feststofftriebwerk den Wechsel zur zweiten Raketengeneration, der sich ab Anfang der siebziger Jahre vollzog, wobei allerdings die über Flüssigkeitsantrieb verfügende „Titan II" weiter im Bestand blieb.

Das Markenzeichen für die landgebundenen Systeme setzte die „Minuteman". Ihr Name ist dem Milizsoldaten entlehnt, der während des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs gegen die britische Kolonialherrschaft gekämpft hatte und jederzeit kampfbereit gewesen war. Somit wurde ein ursprünglich progressiver Begriff in das materielle und ideologische Arsenal imperialistischer Aggressionsvorbereitung übernommen.

Das in der BRD erschienene Buch „Die Raketen und Flugkörper der Welt" schätzt



ein: „Obwohl die Minuteman viel kleiner und leichter ist als die Waffen der ersten Generation, liegt sie reichweitenmäßig ähnlich wie diese. Der Gefechtskopf ist kleiner, doch die Verwendung von Mehrfachgefechtsköpfen auf der Minuteman III erhöht die Durchdringungsmöglichkeit der gegnerischen Abwehr enorm."

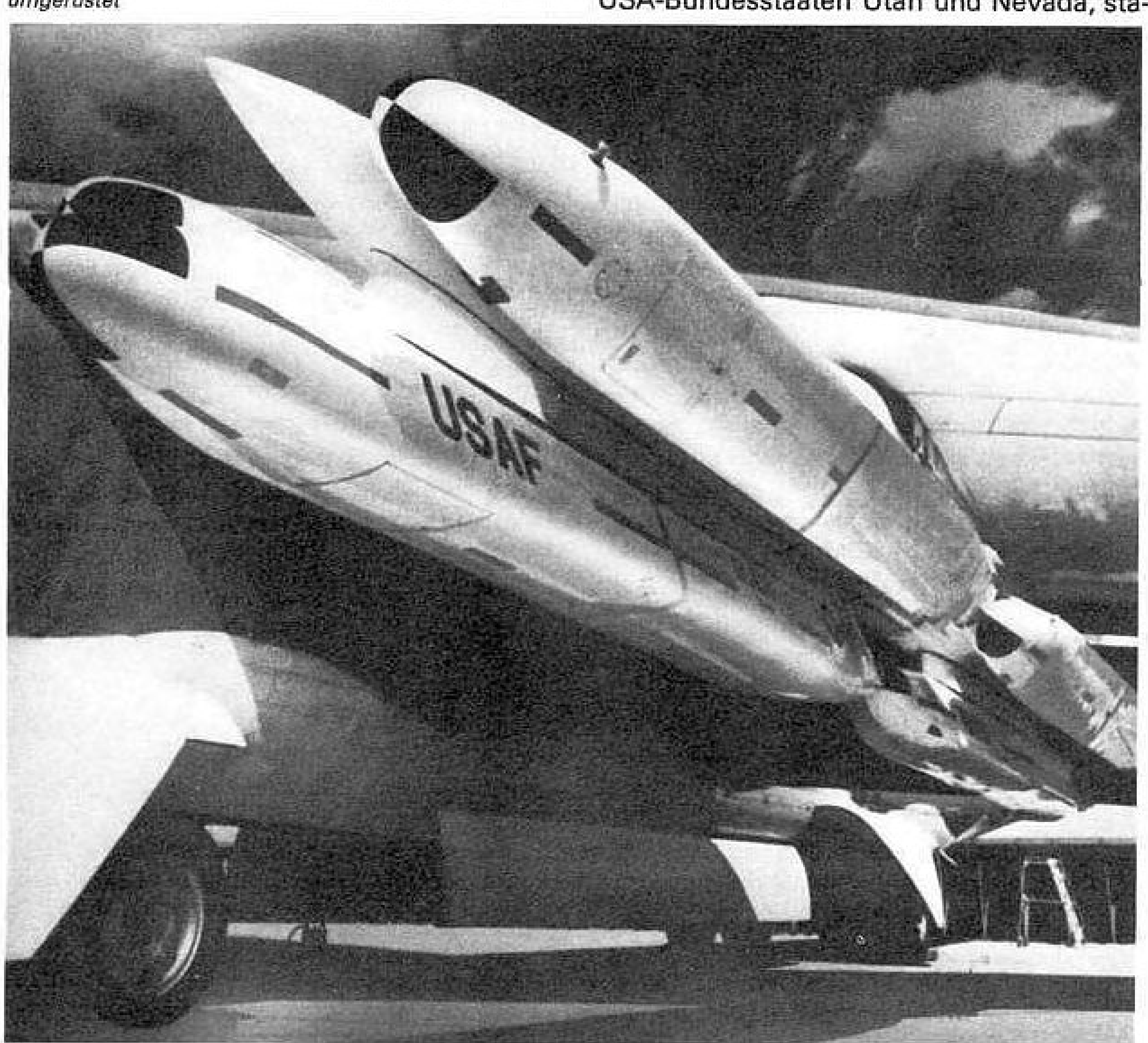
Ein Vergleich zwischen „Minuteman II" und „Minuteman III" soll die qualitative Verbesserung von strategischen Waffensystemen der USA illustrieren: Die erstgenannte Rakete besitzt einen Kerngefechtskopf von 1,2 Mt TNT. Die Treffer- und Vernichtungswahrscheinlichkeit beim Einsatz gegen stark befestigte Ziele beträgt etwa

Drohung aus Meerestiefen: Installierungsprinzip der „Poseidon C3" (links) und der „Polaris A3" im Druckkörper eines kernkraftgetriebenen Raketen-U-Schiffes des „Lafayette"- bzw. „Benjamin Franklin"-Typs. Die Möglichkeit zur Umrüstung auf die „Trident I" ist gegeben, da diese mit der „Poseidon C3" abmessungsgleich ist

Profitquelle für den Luftrüstungskonzern Boeing: Für den Abschuß aus der Luft vorgesehene Version der Flügelrakete unter den Tragflächen eines zum Strategischen Luftkommando gehörenden Bombers B-52. Eine B-52 kann 28 dieser Geschosse mitführen. Insgesamt 120 dieser strategischen Bomber werden zu Flügelraketenträgern umgerüstet

MK 12A mit drei Tochtersprengköpfen von je 335 bis 400 kt umgerüstet werden. Damit will man eine Vernichtungswahrscheinlichkeit von 70 % erreichen.

Ein Teil des „Minuteman"-Potentials sowie die „Titan II" sollen in den achtziger Jahren durch die MX (Abkürzung für Missile Experimental" – Versuchsrakete) ersetzt werden. Geplant sind 200 MX, die in den Wüsten des amerikanischen Westens, in den USA-Bundesstaaten Utah und Nevada, sta-



19%. Die „Minuteman III" hingegen hat einen Mehrfachsprengkopf mit drei zielprogrammierten Einzelladungen MK 12, von denen jede ein TNT-Äquivalent von 170 bis 200 kt aufweist. Ihr Treffer- und Vernichtungsvermögen bei stark befestigten Zielen wird mit 55% angegeben. Bis 1982 sollen die „Minuteman III"-Staffeln auf den MIRV

tioniert werden sollen. Im Unterschied zum „Minuteman"-System sollen sie mobil sein. Es ist beabsichtigt, jede einzelne MX auf speziellen Lafetten über eine betonierte Rundstrecke von je 50 km zu transportieren, an der 26 Bunker gelegen sind. Mit diesem System will man die Aufklärungsmöglichkeiten der vom MX-Erstschlag Bedrohten

Raketen in den strategischen Streitkräften der USA – gestern, heute und morgen (gestraffte Übersicht)

Zeitraum	Teilstreitkraft	Waffensystem	Stationierung bzw. Träger	Gefechtskopf	Max. Reichweite in km	Produzent	Nachfolgemuster
Sechziger Jahre	Luftstreitkräfte	ICBM „Atlas"	landverbunkert	einzel	10000	Convair	Ersatz durch „Minuteman"
1958 bis 1965	Luftstreitkräfte	IRBM „Jupiter"	landgestützt	einzel	2400	Chrysler	Ersatz durch „Atlas" und „Titan I"
1958 bis 1965	Luftstreitkräfte	IRBM „Thor"	landgestützt	einzel	2400	McDonnell Douglas	Ersatz durch „Atlas" und „Titan I"
Sechziger Jahre	Luftstreitkräfte	ICBM „Titan I"	landverbunkert	einzel	14000	Aerojet Liquid Rocket Company	Ersatz durch „Titan II"
Ab 1960	Kriegsmarine	SLBM „Polaris A3"[1]	U-Schiffe	MRV 3 × 200 kt	4600	Lockheed	teilweiser Ersatz durch „Poseidon C3" bzw. „Trident I"
Ab 1970	Luftstreitkräfte	ICBM „Titan II"	landverbunkert	einzel 1 × 9 Mt	15000	Aerojet Liquid Rocket Company	völliger Ersatz durch MX-System ab 1986
Ab 1970	Luftstreitkräfte	ICBM „Minuteman III"[2]		MIRV 3 × 170 bis 200 kt	13000	Boeing	teilweiser Ersatz durch MX-System
Ab 1971	Kriegsmarine	SLBM „Poseidon C3"	U-Schiffe	MIRV 10 × 50 kt od. 14 × 50 kt	4600	Lockheed	Ersatz durch „Trident I"
Ab 1979	Kriegsmarine	SLBM „Trident I C4"	U-Schiffe	MIRV 8 × 100 kt	7400	Lockheed	teilweiser Ersatz durch „Trident II"
Ab 1983	vermutlich Luftstreitkräfte	IRBM „Pershing II"	landgestützt, mobil	MIRV	2500	Martin Marietta	·
Ab 1983	vermutlich Luftstreitkräfte	„Cruise Missile"[3]	land-, luft- und schiffgestützt	einzel	2500	Boeing und General Dynamics	·
Späte achtziger Jahre	Kriegsmarine	SLBM „Trident II"	U-Schiffe	MIRV od. MARV	11000	Lockheed	·
Späte achtziger Jahre	Luftstreitkräfte	ICBM MX	landverbunkert (eventuell auch seegestützt)	MIRV	13000	Martin Marietta	·

[1] Die längst außer Dienst gestellten Vorläuferinnen der „Polaris A3" waren die Versionen A1, A2 und A2A mit Reichweiten zwischen 1300 und 3200 km. Die A3 verbleibt bei zehn U-Schiffen bis in die späten achtziger Jahre im Dienst.

[2] Die „Minuteman III" ist die am weitesten entwickelte Version. Vorläuferinnen sind die „Minuteman II" (die noch im Truppendienst steht) und die „Minuteman I", die einen zielprogrammierten Mehrfachsprengkopf erhielt und damit auf den Stand der „Minuteman III" nachgerüstet wurde.

[3] Von der Flügelrakete existieren bisher zwei Versionen:
Der General-Dynamics-Konzern produzierte „Cruise Missile" für den Abschuß unter Wasser bzw. von Land aus („Tomahawk"). (Für sie sollen laut NATO-Raketenbeschluß von 1979 in Westeuropa 464 Abschußrohre installiert werden.)
Der Boeing-Konzern entwickelte eine flugzeuggestützte „Cruise Missile", für die 120 strategische Bomber B-52 (28 Raketen je Maschine) umgerüstet werden sollen.

Vierrohrige Abschußlafette für landgestützte USA-Flügelraketen „Tomahawk", die laut NATO-Raketenbeschluß von 1979 ab 1983 in Westeuropa entfaltet werden sollen. Ihr Produzent ist General Dynamics

Begriffserklärungen zur Tabelle

ICBM — *„Inter-Continentale Ballistic Missile". USA- und NATO-Bezeichnung für interkontinentale ballistische Rakete mit einer Reichweite von mehr als 6400 km. Nach Kriterien von SALT II beginnen die ICBM bereits bei 5500 km Reichweite*

IRBM — *„Intermediate Range Ballistic Missile". USA- und NATO-Bezeichnung für ballistische Mittelstreckenrakete mit Reichweiten zwischen 2400 und 6400 km*

MIRV — *„Multiple Independently Targetable Re-entry Vehicle". USA- und NATO-Bezeichnung für einen ICBM-Mehrfachgefechtskopf, dessen Tochterköpfe einzeln auf unterschiedliche Ziele programmiert sind*

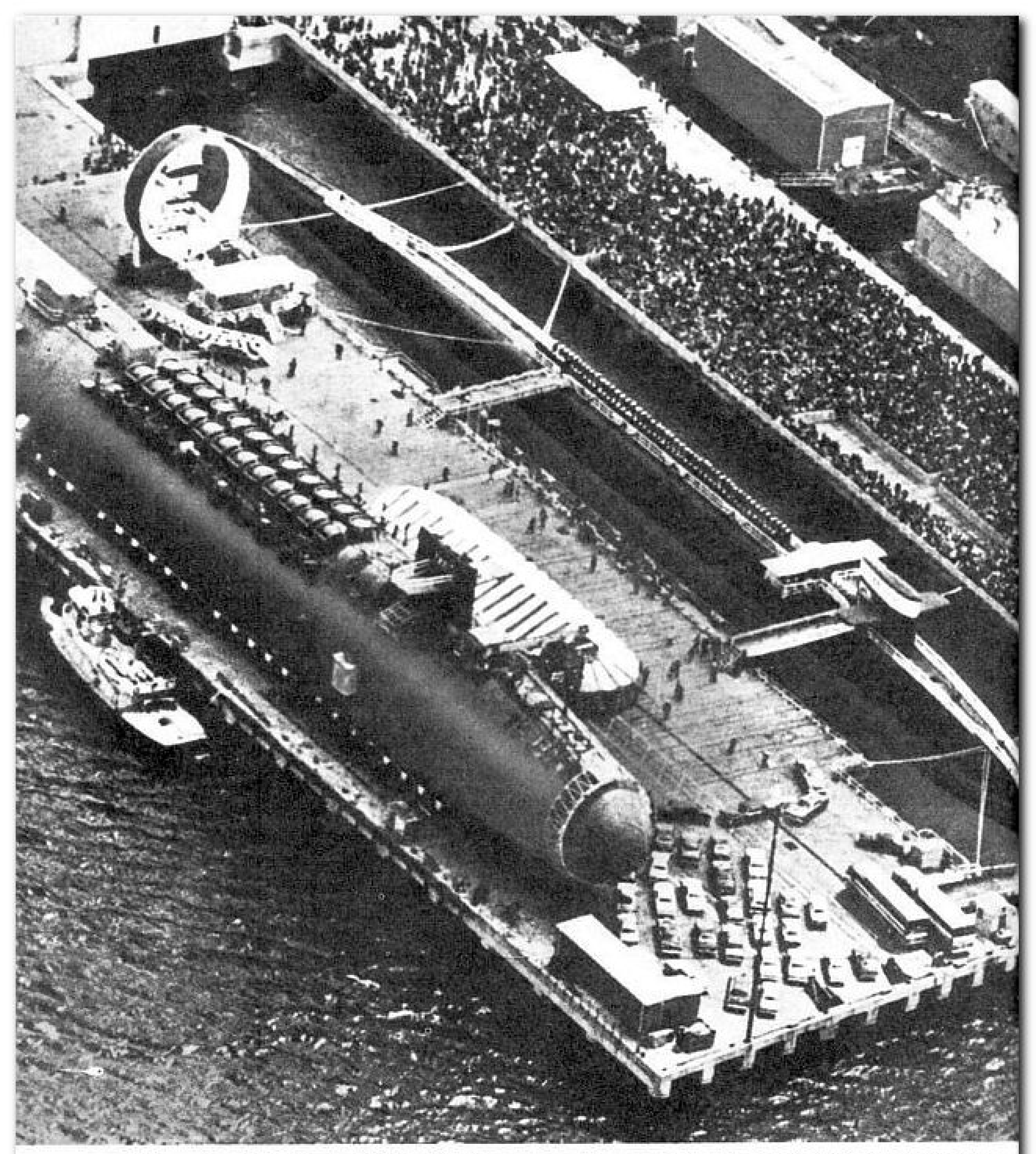
MARV — *„Manoeuvrable Re-entry Vehicle". USA- und NATO-Bezeichnung für einen ICBM-Mehrfachgefechtskopf, dessen Tochterköpfe auf unterschiedliche Ziele programmiert sind, aber im Unterschied zum MIRV noch nach dem Ausstoßen aus dem Tochterkopf ferngelenkt werden können. MARV wird für „Trident II" entwickelt*

SLBM — *„Submarine-launched Ballistic Missile". USA- und NATO-Bezeichnung für strategische und teilweise auch taktische Raketen, die von U-Schiffen aus gestartet werden*

---

erschweren, da jene kaum wissen können, in welchem der zahlreichen Bunker sich die 200 Raketen gerade befinden. Die vorgesehene MX-Rotation von Bunker zu Bunker ist der aggressivste Fahrplan, der jemals in der Geschichte der Menschheit aufgestellt worden ist. Sie wurde bezeichnenderweise von einem „Tiger-Team" des Stabes der USA-Luftstreitkräfte ausgeheckt. Neuerdings ist sogar eine Installierung auf Schiffen im Gespräch, aus „Umweltschutzgründen", wie betont wird. Der offiziell genannte Preis des gesamten Waffensystems einschließlich der Infrastruktur, die allein 2,7 Mill. t Zement zur Betonierung der Wüstenstraßen erforderlich macht, ist mit 33 Mrd. Dollar bilanziert; der wahrscheinliche Preis wird aber 60 Mrd. Dollar betragen. Und wie aus Berechnungen des Pentagon hervorgeht, werden Forschung, Entwicklung, Konstruktion, Entfaltung und Unterhaltung dieser strategischen Rakete über einen Zeitraum von dreißig Jahren die Summe von 108 Mrd. Dollar (!) verschlingen. Schon die erstgenannte Summe käme, wie bürgerliche Politiker errechneten, den Kosten gleich, die für die Einführung eines staatlichen Gesundheitssystems in den USA aufgewendet werden müßten. Gerade das macht deutlich, wie die auf Liquidierung des realen Sozialismus gerichtete Klassenpolitik des USA-Monopolkapitals (und seiner NATO-Hauptverbündeten) die inneren Probleme des Landes ignoriert und durch die forcierte Aufrüstung noch vergrößert.





Neben der MX, die ab 1986 in die Truppe eingeführt werden soll (mit der Indienststellung des gesamten Systems wird 1989 gerechnet), entwickeln die USA das U-Schiff-gestützte Raketensystem „Trident" („Dreizack"), das die „Polaris"- und „Poseidon"-Raketen ablösen wird. Hauptträger werden die 18000 t verdrängenden kernkraftgetriebenen U-Schiffe des „Ohio"-Typs sein, von dem vorerst dreizehn Einheiten gebaut werden sollen. Das Typschiff ist 1978 vom Stapel gelaufen.

Um das vom damaligen USA-Präsidenten

Am Bau von kernkraftgetriebenen Raketen-U-Schiffen des „Ohio"-Typs, die mit der Rakete „Trident I" bzw. „Trident II" ausgerüstet werden, verdienen die Konzerne General Dynamics, General Electric und Lockheed

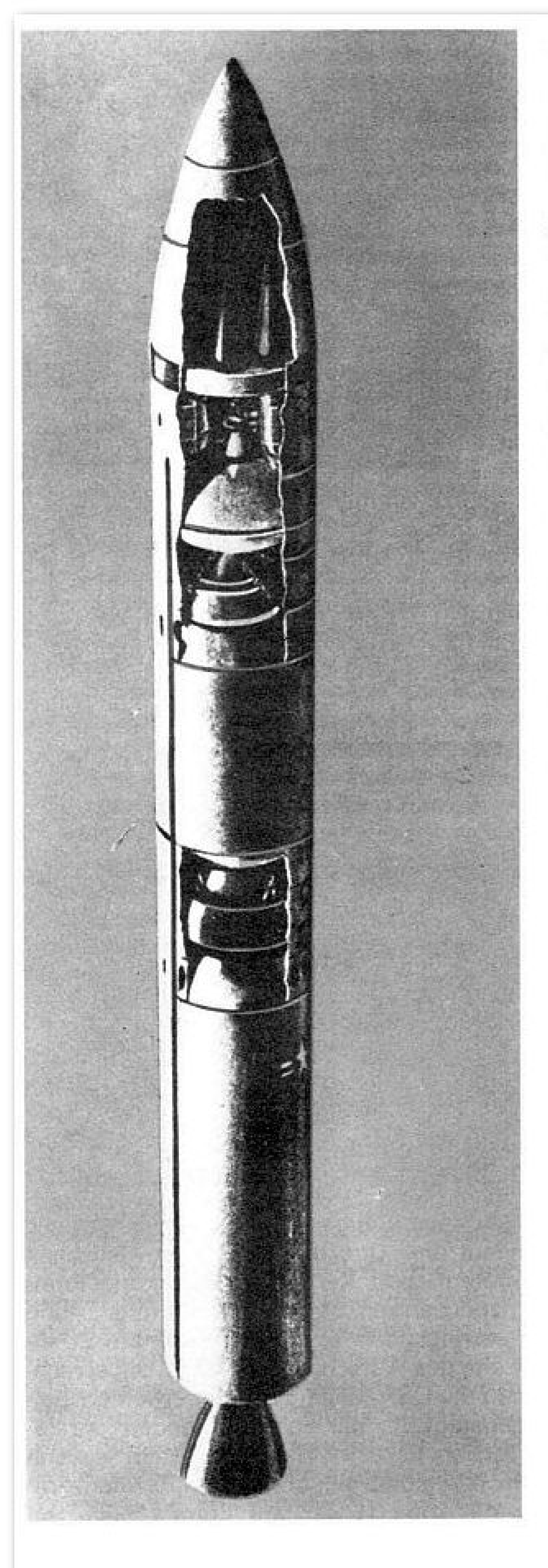
Carter bei der Unterzeichnung von SALT II (Verhandlungen über die Begrenzung der strategischen Waffensysteme) im Juni 1979 in Wien persönlich anerkannte annähernde strategische Gleichgewicht zwischen den USA und der UdSSR (und damit logischerweise zwischen NATO und Warschauer Vertrag) zugunsten der USA verändern zu können, setzt Washington gegenwärtig auf die bereits erwähnten „eurostrategischen Waffensysteme". Das ist der Oberbegriff für die strategische Rakete „Pershing II" sowie für landgestützte „Cruise Missile", frei übersetzt: Flügelraketen.

Einem Beschluß des NATO-Rates vom Dezember 1979 zufolge sollen 108 mobile Abschußplattformen für die „Pershing II" sowie 464 – ebenfalls mobile – Abschußrohre für landgestützte Flügelraketen „Tomahawk" mit Schwerpunkt in der BRD, Großbritannien und Italien stationiert werden. Diese amerikanischem Kommando unterstellt bleibenden Mittelstreckenraketensysteme haben, ähnlich den in den sechziger Jahren außer Dienst gestellten „Thor" und „Jupiter", eine Reichweite von maximal 2500 km. Ihre ab 1983 geplante Entfaltung in West- und Südeuropa soll zusätzlich zu den in und um Europa bereits vorhandenen USA- bzw. NATO-Kernwaffenträgermitteln strategischer Bestimmung erfolgen. Die Besonderheit besteht darin, daß mit „Pershing II" und Flügelraketen erstmalig in den achtziger Jahren strategische Raketen der USA auf dem europäischen Festland und auf den britischen Inseln stationiert werden sollen, die das Territorium der sozialistischen Staatengemeinschaft bis in das Vorfeld des Ural bedrohen. Schon 1977 hatte der Oberste Befehlshaber Europa der NATO (immer ein USA-General, dessen Hauptquartier sich in Brüssel befindet) per NATO-Dokument CTS-78-71 rund 2500 Kernwaffenziele mit „hoher Vorrangstufe" im Gebiet zwischen der Ostgrenze der BRD und dem Ural bestimmt. Etwa zwei Drittel davon befinden sich auf den Territorien der Länder des Warschauer Vertrags außerhalb der UdSSR und ein Drittel davon in der Sowjetunion.

Die „eurostrategischen" Planungen der NATO zielen auf einen beträchtlichen militärischen Positionsgewinn der USA gegenüber der UdSSR ab. Werden „Pershing II" und „Cruise Missiles" in Westeuropa entfaltet, können sie die gleichen Ziele in der UdSSR anvisieren wie die „Minuteman" und die MX von den USA aus, allerdings mit beträchtlichem Zeitgewinn. Die neuen Waffensysteme sollen das Hauptkampfmittel der NATO-Vorwärtsstrategie werden. Sie verkürzen die Vorwarnzeit der sowjetischen Luftverteidigung auf ein Fünftel gegenüber „Minuteman" und MX. Quantitativ und qualitativ wird damit eine erhebliche Veränderung des in SALT II fixierten militärstrategischen Gleichgewichts angestrebt.

Im Zusammenhang mit der Entwicklung der neuen strategischen Waffensysteme, von der „Pershing II" bis zur MX, ist die USA-Militärstrategie noch aggressiver geworden. Das zeigt besonders die Ende Juli 1980 von Expräsident Carter in Kraft gesetzte „Direktive 59", in der die Grundsätze der Kernwaffeneinsatzplanung neu formuliert worden sind. Beibehalten wurde das bekannte Prinzip des Kernwaffenerstschlags. Dieser soll, und das ist das militärgeographisch Neue an der „Direktive 59", von Westeuropa aus geführt werden. Geplant ist – als strategische Neuerung – ein regionaler strategischer Kernwaffenkrieg auf unserem Kontinent, „intensiv und von langer Dauer". Daher wird die Formierung von „kontinentaleuropäischen Kernwaffeneinsatzkräften", die binnen Stunden Tausende von „Pershing II" und Flügelraketen verschießen könnten, mit der Gründung des Strategischen Luftkommandos im Jahre 1948 gleichgesetzt, weil es auch eine qualitativ neue Stufe der atomaren Bedrohung des realen Sozialismus markiert.

Als vorrangiges Ziel eines Erstschlags nennt die „Direktive 59" die sowjetischen strategischen Kernwaffenkräfte, die Kommandozentren von Sowjetarmee und Seekriegsflotte sowie der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Vertrags. Dabei rechnen die USA-Militärs mit der erhöhten Zielgenauigkeit der einzuführenden strategischen Raketen. Natürlich ist ein – wenn auch regional begonnener – Raketenkernwaffenkrieg weder auf Europa noch auf



militärische Ziele zu begrenzen. Das gestehen die Urheber der Direktive mit der Variante ein, auch 200 sowjetische Städte über den regionalen Rahmen hinaus atomar angreifen zu wollen. So erweist sich die USA-Kernwaffeneinsatzplanung der achtziger Jahre als Zünder für einen allgemeinen, weltumfassenden Raketenkernwaffenkrieg. Die Abenteuerlichkeit dieser imperialistischen Pläne ergibt sich vor allem aus der Illusion führender USA-Politiker, einen Kernwaffenkrieg in Europa, den sie selbst ausgelöst haben, quasi auf der Ersatzspielerbank überleben zu können. Illusionär ist weiterhin, die sowjetischen strategischen Kernwaffenkräfte mit einem Schlag ausschalten zu wollen. Selbst Bundeswehrgeneral a.D. Wolf Graf Baudissin, Direktor des Hamburger Instituts für Friedensforschung, wies diese Spekulation als Rückgriff des Westens auf „strategische Vorstellungen aus vornuklearer Zeit" zurück.

Zu den Urhebern der „Direktive 59" gehört der ehemalige amerikanische Verteidigungsminister Brown, der, von Beruf Physiker, in den fünfziger Jahren maßgeblich an der Konstruktion der „Polaris" mitgewirkt hat. Schon daraus ergibt sich seine enge Bindung zum Luftrüstungskonzern Lockheed, der am Bau der „Polaris" und des Nachfolgemusters, „Poseidon", Unsummen verdiente. Nicht zufällig also erhielt Lockheed auch den Auftrag zum Bau der Rakete „Trident I", deren Träger sowohl die neuen U-Schiffe des „Ohio"-Typs als auch ein Teil der „Poseidon"-U-Schiffe sein werden. Auskunft darüber gab die BRD-Zeitschrift „Soldat und Technik" in ihrer Ausgabe 5/1980: „Bis Ende 1979 hat die US Navy insgesamt 312 ‚Trident I C4' mit einem Auftragsvolumen von über 500 Mio. Dollar bei der Lockheed Missile an Space Co. geordert, und das entspricht genau dem Bedarf der zwölf umzurüstenden Schiffe der LAFAYETTE- und BENJAMIN-FRANKLIN-Klasse sowie

Die MX soll die 54 „Titan II" sowie einen Teil der „Minuteman II" und „Minuteman III" ablösen. MX ist eine vierstufige Feststoffrakete mit zehn unabhängig voneinander programmierbaren Tochtergefechtsköpfen (MIRV). Sie wird eine Länge von 21,64 m, einen Durchmesser von 2,33 m und eine Masse von 86,18 t haben. Die ersten Flugversuche sind für 1983 vorgesehen

der ersten fünf OHIO's. Die Lieferung dieser Raketen soll bis September 1982 abgeschlossen sein."

Die Rümpfe der U-Schiffe des „Ohio"-Typs baut der General-Dynamics-Konzern, der auch den neuen kernwaffentragenden Jagdbomber F-16 an die USA-Luftstreitkräfte, vier westeuropäische NATO-Staaten sowie Israel liefert. Der Druckwasserreaktor stammt von General Electric. Hier haben wir eine von drei Konzernen gebildete Dreieinigkeit des Drangs nach Maximalprofit, der Quelle der imperialistischen Aggressivität!

Jedes „Ohio"-Schiff verfügt über 24 „Trident I"-Raketen. Der Bau eines einzigen U-Schiffes dieses Typs kostet 1,2 Mrd. Dollar. Das entspricht dem Preis eines kernkraftgetriebenen Flugzeugträgers oder dem von elf Einheiten des vor zwei Jahrzehnten gebauten „Lafayette"-U-Schiff-Typs. Die Gesamtkosten des „Ohio-Trident"-Projekts sind mit 30 Mrd. Dollar fast so hoch wie der Voranschlag für die Entwicklung und den Bau der MX-Rakete.

Die „Ohio"-Schiffe sind bereits für die „Trident II"-Raketen ausgelegt, die in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre fertiggestellt sein sollen. Neu an der Nachfolgerin der „Trident I" ist der Mehrfachsprengkopf (MARV). Die sieben Tochtersprengköpfe sind nach dem Ausstoßen noch individuell nachlenkbar. Jeder Tochterkopf dieses MARV hat ein Trotyläquivalent von 300 kt. Das ist das Fünfzehnfache der Hiroshima-Bombe!

Zusammen mit Rockwell International und Hughes Aircraft ist der Lockheed-Konzern auch am MX-Programm beteiligt. Und der Luftrüstungskonzern Northrop hat, dem Düsseldorfer „Handelsblatt" vom 18. Juni 1979 zufolge, einen „50-Millionen-Dollar-Auftrag für die Entwicklung eines MX-Leitsystems in der Tasche". Riesenprofite winken auch aus dem Flügelraketenprogramm, für das die Konzerne General Dynamics und Boeing als „Hauptkontraktoren" zeichnen. Der vorläufige Produktionsumfang beläuft sich auf über 3000 Geschosse zu einem Gesamtpreis von rund 6 Mrd. Dollar.

Ganz eindeutig richten sich die Profit- und Hegemonieinteressen des amerikanischen Monopolkapitals und seiner Militärkamarilla darauf, einen Kernwaffenkrieg gegen den realen Sozialismus umfassend vorzubereiten, akribisch zu inszenieren und erfolgreich zu führen.

Gerade die Geschichte, die gegenwärtige Aufgabenstellung und die vorgesehenen Perspektiven der strategischen Streitkräfte der USA liefern einen eindeutigen Beweis dafür, von wem die Kriegsgefahr in der Welt ausgeht. Diese Kriegsgefahr potenziert sich noch durch häufige, für die USA beinahe typische Pannen. Eine von vielen ereignete sich am 9. November 1979. „Ein paar flüchtige Minuten", so schrieb „Stars and Stripes" in seiner Ausgabe vom 5. März 1980, „vermutete das Raketenwarnzentrum der USA tief inmitten des Cheyenneberges in Colorado Springs, Colorado, die USA einem massiven sowjetischen Raketenangriff ausgesetzt." Diese Vermutung, mit der die Legende der „Bedrohung aus dem Osten" auf eine raffinierte Weise kolportiert wurde, erwies sich als Computer-Irrtum.

„Stars and Stripes" nutzte den Vorfall zu einer gezielten Information über die Art und Weise der Auslösung von Gefechtsalarm in den strategischen Streitkräften der USA: Zuerst begibt sich der USA-Präsident mit seinen Spitzenberatern an Bord des „Doomsday Jet" („Weltuntergangsflugzeug"!), einer militärischen Version des Großraumflugzeugs Boeing 747. Von dort aus nimmt er Verbindung zu einem anderen, sich ständig im Luftraum über den USA bewegenden Führungsflugzeug auf, dem „Looking Glass Plane". Dieses Spezialflugzeug hat laut „Stars and Stripes" die Möglichkeit, „Amerikas landgestützte Raketen starten zu lassen". Von ihm aus würde auch der Einsatzbefehl an die 490. strategische Raketenstaffel erteilt werden, zu der auch die eingangs erwähnte Feuerstellung „GOLF-1" gehört. Die Raketenbedienungen vertrauen darauf, daß „ihnen kein falscher Befehl durch das System übermittelt wird"! Das heißt, sie hätten auch bei dem Fehlalarm am 9. November 1979 ihre Projektile gestartet.

Das bisher wohl gefährlichste bekannt gewordene Vorkommnis in den Raketenstaffeln des SAC ereignete sich am 19. September 1980. Damals detonierte während War-

tungsarbeiten eine „Titan II" in ihrem Bunker bei Damascus, USA-Bundesstaat Arkansas, wobei der Sprengkopf durch die Detonation 200 m weit vom — völlig zerstörten — Silo hinweggeschleudert wurde. Hier offenbarte sich die Möglichkeit der Selbstvernichtung des eigenen Landes ...

Es ist kein Geheimnis, daß die strategischen Streitkräfte der USA seit 1945 Dutzende Male in erhöhte Gefechtsbereitschaft versetzt worden sind, sowohl durch „Pannen" als auch auf direkte Weisung aus Washington, wie das beim Versuch einer Aggression gegen das sozialistische Kuba im Jahre 1962 der Fall gewesen ist.

Inzwischen hat der erpresserische Gebrauch des strategischen Kernwaffenpotentials der USA an Erfolgsaussichten verloren. Wenn der „Sender Freies Berlin" in einer Bilanz der Kernwaffenpolitik der USA vom 4. Mai 1980 resigniert vermerkte: „Auch die erdrückende Überlegenheit der USA auf dem Gebiet strategischer Atomwaffen während der Eisenhower-Ära hat nicht geholfen, dem erklärten Programm der USA-Regierung, ‚Roll back (Zurückrollen — K. H.) des Kommunismus', auch nur einen Zentimeter Boden dazuzugewinnen", so wird das über drei Jahrzehnte nach dieser „Ära" erst recht nicht Wirklichkeit werden; denn heute müssen die USA und die NATO selbst bei massiertem Einsatz ihrer Kernwaffen mit einem vernichtenden Antwortschlag der sozialistischen Verteidigungskoalition rechnen.

So heißt es im Rechenschaftsbericht des Zentralkomitees der KPdSU an den XXVI. Parteitag: Das militärpolitische Verteidigungsbündnis der Länder des Sozialismus dient zuverlässig dem Frieden. Es verfügt über alles Erforderliche, um die sozialistischen Errungenschaften der Völker zuverlässig zu schützen. Und wir werden alles tun, damit das auch in Zukunft so ist!"

Weiter wird gesagt:

„Wir rufen noch einmal nachdrücklich zur Zurückhaltung auf dem Gebiet der strategischen Rüstung auf. Man darf nicht zulassen, daß die Völker der Welt unter der Gefahr der Entfesselung eines Kernwaffenkrieges leben.

Die Begrenzung der strategischen Rüstungen und deren Reduzierung ist ein außerordentlich bedeutsames Problem. Wir sind unsererseits dazu bereit, entsprechende Verhandlungen mit den USA ohne Verzögerung, bei Bewahrung all des Positiven, das bis jetzt auf diesem Gebiet erreicht wurde, fortzusetzen. Selbstverständlich können die Verhandlungen nur auf der Grundlage der Gleichheit und der gleichen Sicherheit geführt werden. Auf ein Abkommen, das den USA eine einseitige Überlegenheit bieten würde, werden wir nicht eingehen. Hier darf es keine Illusionen geben."

Die „Thälmann"-Partisanenabteilung

Oberst Ján Lipták

Im Südostteil des Slowakischen Erzgebirges (Slovenské Rudohorie) liegt in einem malerischen Tal am Oberlauf des Flüßchens Bodva die interessante und an revolutionären Traditionen reiche Ortschaft Medzev. Diese Kleinstadt und die umliegenden Ortschaften zeichnen sich durch eine ethnische Besonderheit aus. Hier leben mehrere Nationalitäten neben- und miteinander: Slowaken, Ungarn und die deutschstämmige Volksgruppe der Mantaken.

Die Vorfahren der heutigen Mantaken waren im 13. Jahrhundert hier eingewandert und hatten sich vor allem dem Bergbau und dem Handwerk gewidmet. Sie lebten mit den anderen Volksgruppen einträchtig zusammen. Alle wurden vom geistlichen und weltlichen Adel gleichermaßen ausgebeutet. Auch von der kapitalistischen Entwicklung und ihren Auswirkungen wurden sie hart getroffen. Der größte Teil der Medzever verarmte; einige Familien wanderten sogar aus.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es die ersten Anfänge einer organisierten Arbeiterbewegung in Medzev. Mit Streiks und anderen Aktionen kämpften die Arbeiter für ihre Interessen. Die fortschrittlichsten Kräfte hatten in dem Ort immer eine stabile Basis.

Unmittelbar nach der Gründung der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei entstand 1921 auch in Medzev eine Organisation dieser Partei, der Vertreter aller Volksgruppen angehörten. Die Kommunisten gewannen vor allem in den dreißiger Jahren an Popularität und Autorität. In dieser Zeit wurde Medzev zum Zentrum der kommunistischen Bewegung des ganzen damaligen Kreises Moldava. Hier befand sich auch die Kreisleitung der Kommunistischen Partei der Slowakei. Als in Deutschland die Faschisten an die Macht gebracht wurden, nahmen die Medzever – nicht nur Kommunisten – viele Genossen aus dem „Reich" auf.

Die Kommunisten gewannen in Medzev alle Wahlen in der bürgerlichen Tschechoslowakei, auch die von 1938, als bereits eine Handvoll Anhänger der faschistischen Deutschen Partei von Franz Karmasin und die slowakischen Klerikalfaschisten die Wähler mit Drohungen und Gewaltakten einschüchtern wollten. Karmasin schäumte vor Wut über das Verhalten seiner Landsleute in Medzev. Er gedachte sie psychologisch mit einer Kolonne von vielen Dutzend Personen- und Lastkraftwagen, die mit Hakenkreuzen bemalt und mit uniformierten Faschisten vollgestopft waren, einzuschüchtern. Das war am 22. September 1938. Niemand aus Medzev hatte je zuvor so viele Autos in einer Kolonne gesehen. Die Faschisten brüllten im Chor „Heim ins Reich!" und reckten die Arme zum faschistischen Gruß. Karmasin selbst fuhr – seines Erfolgs gewiß – im ersten offenen Wagen. Die Medzever jedoch bildeten eine undurchdringliche Mauer und empfingen die Kolonne mit einem Steinhagel. Die muskulösen Schmiede Schmer und Eiben kippten Karmasins Auto um. Auch einige Schüsse fielen. Dem deutschen Faschistenführer in der Slowakei war inzwischen die Lust vergangen, und er ergriff die Flucht. Ein Einwohner

aus Medzev erhielt später eine amerikanische Zeitung, in der zu lesen war, daß ganz Europa vor Hitler zittere, nur eine deutsche Ortschaft in der Ostslowakei fürchte ihn nicht.

Bald darauf wurde die Kommunistische Partei verboten. Die Kommunisten waren auf die Illegalität vorbereitet. Einige von ihnen waren überzeugt worden, in verschiedene profaschistische Parteien einzutreten. Michal Schmotzer wurde für seine „Aktivität" in die faschistische paramilitärische Organisation „Freiwilliger Schutzdienst" aufgenommen. Michal Zavatský wurde sogar Bürgermeister. Weitere Kommunisten erhielten den Auftrag, in die klerikalfaschistische Hlinka-Partei und ihre bewaffnete Garde oder in die ungarische Irredentistenpartei einzutreten.

Als der zweite Weltkrieg ausbrach und der sogenannte Slowakische Staat sich beeilte, mit eilig aufgestellten Divisionen Hitler nach dem Überfall auf Polen um einen Judaslohn – ein kleines Stückchen Land – zu helfen, flohen die einberufenen Reservisten aus Medzev bis auf wenige Ausnahmen nach Ungarn.

Die Kommunisten arbeiteten in der Illegalität ununterbrochen weiter. Zuerst organisierten und sicherten sie den Übertritt von Antifaschisten nach Polen bzw. vor allem nach Ungarn, von wo aus sie in die Sowjetunion gelangten. Zur Zeit des wortbrüchigen Überfalls auf die UdSSR ließ sich allerdings ein Teil der Mantaken von den verschiedensten Vorteilen anlocken, die sich aus der Mitgliedschaft in der Nazipartei ergaben, und auch von den Siegen der faschistischen Armee blenden.

1942 erhielt die illegale Leitung der Kommunisten die Richtlinie für die Gründung von Janošik-Kampfgruppen. Auf der illegalen Gebietskonferenz in Kežmarok Anfang 1943 meldeten die Delegierten aus Medzev, daß in Nižný Medzev 70 Mann, in Vyšný Medzev ebenso viele und in Štós 20 Mann bereitstünden. Im April des Jahres legten die Kommandeure dieser Partisanengruppen ihren Eid ab und bereiteten sich auf Kampfaktionen vor. Danach verübten die Gruppen Sabotageakte an der Eisenbahn und in den Fabriken.



Viliam Müller, der Kommandeur der „Thälmann"-Abteilung *(Foto aus dem Wehrdienst in den dreißiger Jahren)*

Die vernichtenden Niederlagen der faschistischen Truppen bei Stalingrad und Kursk veränderten die gesamte Lage. Auch in Medzev fühlten sich die Naziführer nicht mehr so sicher. Sie schränkten ihre Feiern bereits ein. Die Repressalien dagegen steigerten sich bis zum äußersten. Im September 1943 wurden die besten Organisatoren der Partisanenbewegung in der Ostslowakei verhaftet, unter ihnen auch Viliam Müller, Reimund Hübler und Michal Schmotzer aus Medzev. Die neue illegale Leitung organisierte die finanzielle Unterstützung für die Familien der verhafteten Genossen. Der ehemalige kommunistische Bürgermeister von Medzev, Józef Antl, knüpfte in Bratislava neue Kontakte.

Im Jahre 1944 gab es schon kaum eine Nacht mehr, in der nicht das Geräusch der von Osten anfliegenden Flugzeuge zu hören gewesen wäre. Viele Medzever lauschten Abend für Abend, oft bis tief in die Nacht,

dem monotonen Geräusch der Boten der Freiheit, bis sich die erregten Einwohner eines Morgens die freudige Nachricht aus der vergangenen Nacht zuflüsterten: Diesmal waren die Flugzeuge auch über den Höhen in der Nähe von Medzev gekreist. Augenzeugen hatten das Aufblitzen von Signalraketen und Signalfeuern gesehen. Etwa fünfzehn junge Burschen, die von der slowakischen Armee auf Kurzurlaub entlassen worden waren, verbargen sich, um nicht zur SS eingezogen zu werden, in den umliegenden Wäldern und harrten auf eine Gelegenheit, sich den Partisanen anzuschließen. Zu ihnen gehörte auch der spätere mutige Partisanenaufklärer Robert Schuster.

Die sonst laut lärmenden Angehörigen des Heimatschutzes wurden sichtlich nervös, und ihre Streifen wagten sich nachts nicht mehr in die Straßen am Stadtrand.

Die Zeit für den entscheidenden Kampf kam auch für die Antifaschisten aus Medzev. Als der „Freie Slowakische Sender" aus Banská-Bystrica verkündete, daß sich das slowakische Volk gegen das klerikalfaschistische Regime erhoben habe, kamen im Tal beim Goldseifen etwa 60 entschlossene Männer um Józef Antl zusammen. Nur einzelne konnten Militärgewehre aus dem ersten Weltkrieg vorweisen, die sie zu Hause präpariert hatten. Die Gruppe verfügte über ein einziges – wenn man so sagen darf – komplettes Militärgewehr, das Józef Lang, genannt Seppl, gehörte. Er hatte sich als Soldat der Armee des sogenannten Slowakischen Staates mit vollständiger Ausrüstung statt bei seinem neuen Truppenteil, zu dem er versetzt worden war, bei den Partisanen in den Bergen seiner Heimatgemeinde gemeldet.

Die Kämpfer des Slowakischen Nationalaufstands befreiten auch die Häftlinge des Konzentrationslagers Ilava. Die dort inhaftiert gewesenen Medzever Viliam Müller, Reimund Hübler und Michal Schmotzer konnten in die heimatlichen Berge zurückkehren. Bereits am 9. September fand auf dem sagenumwobenen Räuberstein (Zbojnická skála oder Rabaštán) eine Beratung des illegalen Ortsausschusses der Kommunistischen Partei der Slowakei statt, auf der über die weitere Entwicklung der Partisanenbewegung gesprochen wurde. Eine Woche später war die Abteilung auf mehr als 100 Mann angewachsen. So entstand die größte deutsche Partisanenabteilung während des Slowakischen Nationalaufstands.

Sie stand vor komplizierten Aufgaben. Es war notwendig, die Versorgung und die Bewaffnung zu sichern. Vor allem aber mußten mit anderen Partisanengruppen Kontakte hergestellt werden. Von dem dreiköpfigen Aufklärungstrupp, der dazu ausgeschickt wurde, konnten zwei nicht slowakisch, geschweige denn russisch. Schon nach wenigen Stunden kehrte einer von ihnen, Ondrej Kleckner, zurück. Aufgeregt berichtete er von der Begegnung mit einer Gruppe sowjetischer Partisanen unter A. Sneshinski. Die Mantaken nahmen Sneshinskis Aufforderung, sich seiner Gruppe anzuschließen, mit großem Beifall auf. Die größte Erregung verursachte aber des Aufklärers sowjetische Maschinenpistole mit Trommelmagazin. Niemand hatte je zuvor so etwas gesehen.

Am zweiten Tag brachen die Partisanen in einem langen Zug zur Gruppe Sneshinski auf. Unterwegs stießen sie jedoch auf die Partisanenabteilung „Stalin" unter dem Major der Sowjetarmee A. A. Martynow, die vor allem organisatorische und Aufklärungsaufgaben hatte. Und so blieben die Slowakendeutschen als selbständige Abteilung bei Martynow. Da Sneshinski nichts davon wußte, behielt er die beiden bei ihm gebliebenen Aufklärer, die einen so sonderbaren deutschen Dialekt sprachen, als Geiseln. Alles klärte sich auf, als ihm ein Kurier von Major Martynow mitteilte, daß die einheimischen deutschen Partisanen bei ihm geblieben waren.

Mit dem spontanen Entschluß der Mantaken, an der Seite der „Stalin"-Partisanen zu kämpfen, begann das ruhmvollste Kapitel der revolutionären und kämpferischen Traditionen der Slowakendeutschen aus Medzev.

Bereits am 26. September 1944 erhielt die Partisanenabteilung der Medzever ihre erste Kampfaufgabe: die eigene Stadt zu überfallen und die Waffen des Heimatschutzes zu

erbeuten. Diesen Kampfauftrag erfüllte sie ausgezeichnet. Major A. A. Martynow konnte dem Zentralen Stab der Partisanenbewegung in Kiew die Bitte der Medzever Mantaken übermitteln, die Bildung der deutschen Partisanenabteilung „Ernst Thälmann" zu bestätigen; was am 2. Oktober 1944 auch geschah. Kommandeur der Partisanenabteilung wurde Viliam Müller, Politkommissar Józef Antl und Stabschef Reimund Hübler. Die Mantaken aus Medzev bekannten sich stolz zu den revolutionären Kampftraditionen des deutschen Volkes und seiner Arbeiterklasse, geführt von Ernst Thälmann.

Das Kampfgebiet dieser Partisanenabteilung wurde von dem Dreieck Spišská Nová Ves—Košice—Rožňava begrenzt. Ihre Kampftätigkeit richtete sich vor allem gegen die Verbindungswege, auf denen sie faschistische Fahrzeugkolonnen überfiel. Dabei zerstörte sie die Brücken bei Smolnická Huta, in Mníšek nad Hnilcom und nördlich von Medzev. Die Angehörigen des Heimatschutzes verkrochen sich, sobald sie bemerkten, daß die Partisanen in die Gemeinde einmarschiert waren. Auch die slowakischen Gendarmen versuchten nicht, Widerstand zu leisten. Bei Nacht wagten sie sich gar nicht erst aus ihren Stationen heraus. In Medzev zogen die „Thälmann"-Partisanen sie zweimal bis aufs Hemd aus und verwendeten die Uniformen für ihre Aufklärer. Die Waffen gebrauchten sie nur, wenn jemand Widerstand leistete. Das einzige regelrechte Gefecht entspann sich bei einem Überfall auf eine Autokolonne der faschistischen Truppen. Er konnte nicht rechtzeitig und nicht gründlich genug vorbereitet werden und hatte darum keinen vollen Erfolg. Bei den Faschisten gab es vier Tote und sieben Verwundete. Die Partisanen hatten einen Leichtverwundeten.

Am 10. Oktober 1944 erhielt die Brigade von der 4. Ukrainischen Front den Befehl, durch das befreite Aufstandsgebiet nach Westen, nach Mähren und Böhmen, zu verlegen. Nach einwöchiger Erholung und Reorganisation in Červená Skála fuhren die



Partisanen in der Slowakei im Kampf



Kämpfer mit dem Zug nach Zvolen. Sie nutzten jede freie Minute zur Gefechtsausbildung und zur Politschulung. Einmal sprach sogar ihr früherer Abgeordneter Józef Valo zu den „Thälmann"-Partisanen.

Dann begann ihr schwerer Kampfweg über Kováčová, Železničná Breznica und Svätý Kríž (heute Žiar nad Hronom) zum Gebirgsdorf Prochoť. Auch wenn sie Kämpfen aus dem Wege gehen wollten, ja im Interesse ihrer Aufgabe mußten, wurden sie immer wieder in schwere Zusammenstöße mit faschistischen Einheiten verwickelt, die mit Panzern und Artillerie ausgerüstet waren. Die Generaloffensive der faschistischen Truppen gegen das Aufstandsgebiet war im vollen Gange. Zum erstenmal bekamen die Partisanen zu spüren, wie es ist, wenn man drei Tage nichts zu essen hat und sich von auf den Äckern zusammengelesenen Kartoffel- und Rübenresten ernähren muß. Es kam noch schlimmer: Als sie eines Nachts mit Maschinengewehrfeuer aus der Nähe überfallen wurden, rissen die Pferde aus, und die Kämpfer mußten den größten Teil der Munition selbst tragen. Eine Woche Rast in der Gebirgsgemeinde Prochoť tat ihnen gut. Dort hielten die Partisanen mit den Dorfbewohnern eine Versammlung ab. Wie in anderen Gemeinden wurden ein Nationalausschuß und ein kommunistisches Organisationskomitee gegründet.

Der weitere Kampfweg führte über das Vtáčník-Gebirge, den Fluß Nitra nach Uhorské Podhradie (bei Uhrovec). Der Weg war wieder begleitet von Gefechten mit faschistischen Einheiten. In Uhorské Podhradie beging die Brigade den 27. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution mit einem großen öffentlichen Meeting, auf dem slowakisch, russisch, ungarisch und selbstverständlich auch deutsch gesprochen wurde. Am 11. November setzten die Partisanen ihren Marsch über Omastina, Rudnianská Lehota zum Dorf Lieštany fort, wo sie sich einige Tage aufhielten, um dann zum Fluß Váh und weiter nach Mähren zu marschieren. Jetzt verging kein Tag ohne Kampf. In fast allen Gemeinden hatten sich faschistische Truppen eingenistet. Die „Thälmann"-Partisanen schickten mehrere Gruppen auf zwei bis drei Tage zur Aufklärung aus. Die Nachrichten waren ungünstig. Es stellte sich heraus, daß der Váh so stark besetzt war, daß es zum Forcieren gründlicher Vorbereitung und der Konzentrierung mehrerer Brigaden bedurft hätte.

Einer dieser Spähtrupps, den der Abteilungskommandeur Viliam Müller selbst führte, wurde von einer Einheit aus der faschistischen Sonderformation „Edelweiß" überfallen. Diese Formation diente zur Partisanenbekämpfung; ihre Angehörigen gaben sich als Partisanen aus und überfielen hinterrücks andere Partisanengruppen. Müller deckte mit einigen Leuten den Rückzug des Spähtrupps. Dabei wurde er am Bein verwundet. Die Truppe kehrte nach Lieštany zurück.

In der Nacht zum 18. November 1944 schickte Michal Schmotzer, zu diesem Zeitpunkt Stabschef der Abteilung, einen Spähtrupp in Richtung Gápel. Gleichzeitig bereitete er die ganze Abteilung „Thälmann" darauf vor, in dieselbe Richtung zu verlegen. Die Partisanen brachen noch bei Nacht auf. In Lieštany blieben nur der Abteilungskommandeur Hübler und jene Kämpfer zurück, die zum Dienst im Brigadestab eingeteilt waren. Der Abteilung gingen drei Wegführer voran, denen in Marschordnung die Hauptkräfte und dann die Hilfskräfte, die Krankenschwestern und die Kranken folgten. Der verwundete Viliam Müller ritt auf einem Pferd in Begleitung zweier Wachposten. Kurz vor sechs Uhr erreichten sie die Siedlung Gápel, wo sie der Spähtrupp bereits erwartete. Da stellte sich heraus, daß sie in eine Falle geraten und eingekreist waren. Der Befehl lautete nun: Schnell zwischen die Häuser der Siedlung! Wenige Minuten später bekamen sie von drei Seiten Feuer. Dem Kern der Abteilung gelang es noch, sich zwischen den Häusern zu zerstreuen. Wer zurückblieb, war des Todes. Zu den Gefallenen gehörten an diesem Tag der tapfere Abteilungskommandeur Viliam Müller, weiter Alois Herrich, Józef Flégner und andere. Die Krankenschwestern Mária Erichová und Mária Burdychová gerieten in Gefangenschaft. In dem ungleichen Kampf fielen 18 „Thälmann"-Partisanen. Auch sie kommen auf das Konto der Formation „Edelweiß".

In die schwersten Kämpfe wurde Major Martynows Brigade am 24. November verwickelt. Gemeinsam mit der Brigade „Jan Žižka" lagerte sie auf dem Jankov vršok und dem Okruhlý vrch im Stražover Hochland (Stražovská hornatina). Sie zählten insgesamt 500 Partisanen. Die Aufklärung meldete, daß sich die faschistischen Truppen auf einen Generalangriff vorbereiteten. Dann stellte sich heraus, daß beide Brigaden von zwei SS-Verbänden eingekreist waren. Es blieb kein anderer Ausweg, als auf dem ganzen bewaldeten Höhenzug zur Rundumverteidigung überzugehen. Für eine Partisaneneinheit ist die Verteidigung eine tödliche Kampfart, weil dann der Angreifer schwere Waffen gegen sie einsetzen kann. Um fünf Uhr eröffneten die SS-Einheiten den Angriff von allen Seiten. Die erbitterten Gefechte, zuweilen Mann gegen Mann, zogen sich den ganzen Tag hin. Die Partisanen ließen die Angreifer auf 20 bis 30 m herankommen. Anfangs „verständigten" sich die „Thälmann"-Partisanen ausgezeichnet mit den angreifenden SS-Leuten. Sie riefen ihnen zu: „Nicht schießen! Wir sind doch die Nachbareinheit!" Und wenn diese ungedeckt herankamen, wurden sie von heftigem Feuer empfangen.

Die Verluste waren auf beiden Seiten hoch. In den Nachmittagsstunden gingen die faschistischen Einheiten mit der deutlichen Absicht zur Verteidigung über, die eingeschlossenen Partisanen vollends zu zermürben. Um 16 Uhr, als die faschistischen Einheiten mit der Organisation ihrer Verteidigung noch nicht ganz fertig waren, gaben Major Martynow und Tomáš Pola (der Kommandeur der Brigade „Jan Žižka") den Befehl, in mehreren Richtungen aus der Einkreisung auszubrechen. Das war der einzige Ausweg aus der sicheren Vernichtung.

Der Kern der „Thälmann"-Partisanen mit Michal Schmotzer und dem Hauptmann der Sowjetarmee Tscherepanski an der Spitze schlug sich nach drei Tage langem Umherirren mit dem letzten Schuß Munition in das Vtáčnik-Gebirge durch. Auf ihrem Weg kam ihnen die Hilfe der Partisaneneinheiten von František Hagara und Michal Sečanský zugute. Sie ließen bei diesen ihre Verwundeten zurück, aßen sich satt und faßten Munition. Wieder wurden ihnen die Gemeinden Prochoť, Trubin, Kľak, Prestavlky und vor allem das Vtáčnik-Gebirge zur Basis. Die Abteilung zählte mit denen, die ihr zugeteilt worden waren, nicht ganz 70 Kämpfer. In ihren Reihen kämpften neben Mantaken Slowaken, Bürger der UdSSR, Österreicher, Deutsche, Ungarn, Rumänen und Polen.

Da die vorrückende Sowjetarmee die faschistischen Truppen immer weiter zurücktrieb, wurde es den „Thälmann"-Partisanen möglich, mehr und mehr die Initiative zu übernehmen. Die wütenden Faschisten rächten sich an der unbewaffneten Zivilbevölkerung. Sie steckten deren Behausungen und ganze Dörfer in Brand, erschossen Männer und Knaben und nahmen Frauen und Greise als Geiseln.

Die schweren Kämpfe forderten immer neue Opfer. In einem Massengrab bei Kremnička ruhen Ján Imling, Józef Macorlik, Ján Göbl, Michal Gedeon und Gejza Tancer sowie der hervorragende Kommandeur einer Partisanenkompanie Gejza Glozner, die den Henkern der SS und der Einsatzabteilungen der Hlinka-Garde in die Hände gefallen waren. Als letzter fiel in den Apriltagen auf der Pavlová Lúka der unerschrokkene Aufklärer Józef Zágoni.

Die „Thälmann"-Partisanen hatten es auch mit Einheiten der ungarischen Armee zu tun. Für einige Zeit waren sie sogar „Nachbarn". Als die „Thälmann"-Partisanen Horná Ždaňa besetzten, lag in Dolná Ždaňa und einem anderen Dorf eine größere ungarische Einheit. Michal Schmotzer erinnert sich noch heute schmunzelnd an die Einschüchterungstaktik, die sie gegenüber den ungarischen Einheiten anwendeten: „Wir umstellten eines Nachts mit Maschinengewehren die ganze Gemeinde Dolná Ždaňa und feuerten an mehreren Stellen eine Garbe ab. Die Wirkung war durchschlagend. Unsere Dreistigkeit ging so weit, daß Hauptmann Tscherepanski am hellichten Tag zu Pferde durch ‚ihr' ganzes Dorf galoppierte. Die eingeschüchterten Ungarn vermochten sich nicht einmal zu Warnschüssen aufzuraffen. Seitdem ‚verirrte' sich zeitweise ein Fuhrwerk voll Brot von ihnen zu uns." Am 6. April 1945 ver-

Der Kampfweg der Partisanenbrigade unter Major A. A. Martynow mit den Abteilungen „Stalin“ und „Thälmann“


Formierungs- und Kampfgebiet vom 5. September bis zum 10. Oktober 1944

Kampfweg vom 11. Oktober bis 23. November 1944

Verlegung auf dem Schienenweg am 17. Oktober 1944

Verteidigungsstellungen der Partisanen

Angriffe faschistischer Truppen

Abteilung „Thälmann“ vom 24. November 1944 bis zum 6. April 1945

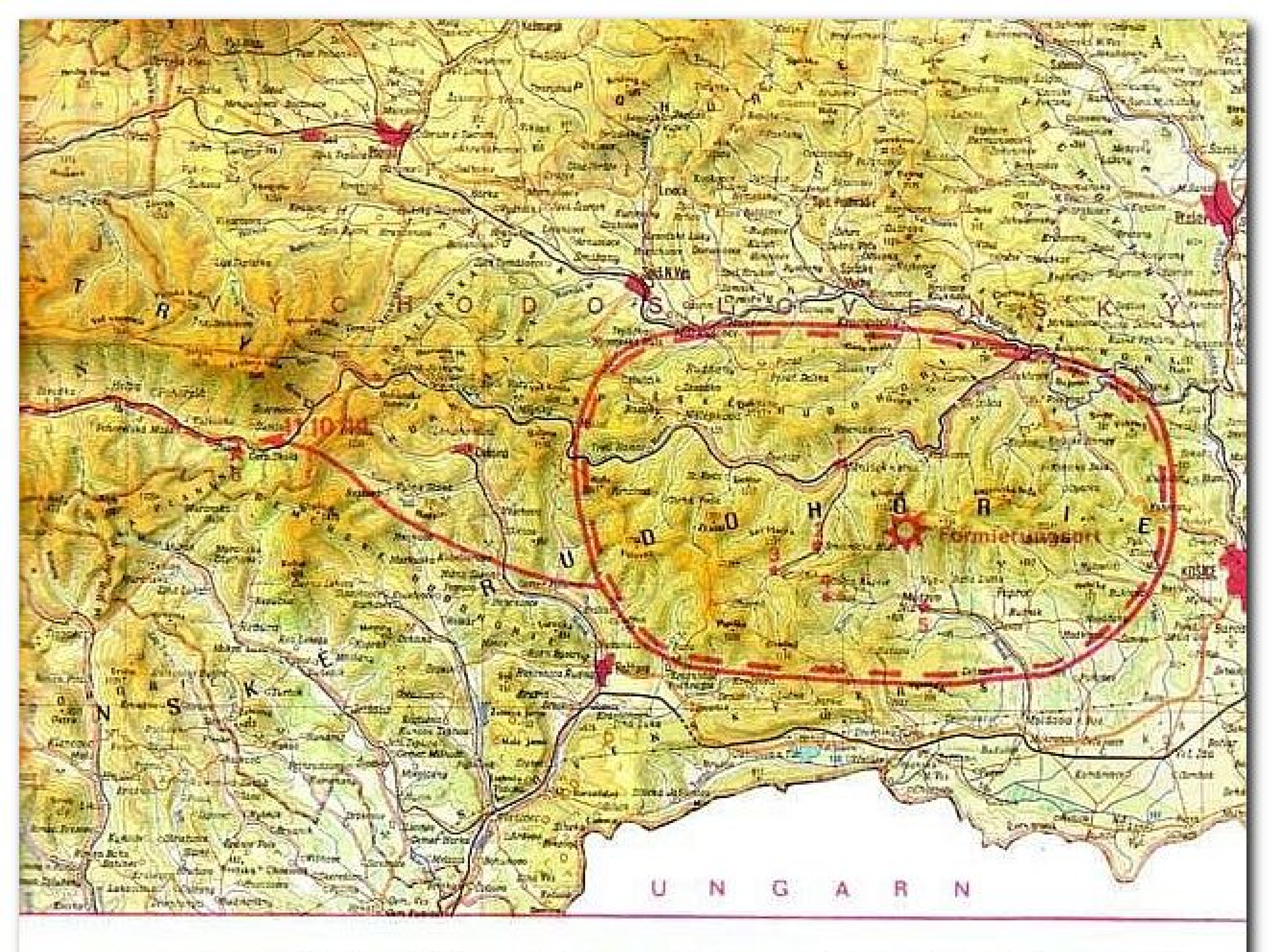
Abteilung „Stalin“ vom 24. November 1944 bis zum 18. März 1945

Orte, die in der Kampftätigkeit der Brigade eine Rolle spielten:

1 – Mníšek nad Hnilcom
2 – Smolnická Huta
3 – Smolník
4 – Štós
5 – Medzev
6 – Červená Skala
7 – Zvolen
8 – Prochot
9 – Vtáčnik
10 – Kľak
11 – Uhor. Podhradie
12 – Omastina
13 – Rudnianská Lehota
14 – Lieštany
15 – Gápel
16 – Valaská Belá
17 – Čičmany
18 – Vricko
19 – Baláže
20 – Prestavlky
21 – Horná Ždaňa

einigten sich die „Thälmann“-Partisanen in Horná Ždaňa mit den sowjetischen und rumänischen Truppen.

Die Abteilung „Stalin“ bewegte sich nach dem Ausbruch aus der Einkreisung am 24. November 1944 in die nördliche Richtung. Sie bestand schwere Gefechte bei Čičmany und Vricko und kämpfte sich dann in die Niedere Tatra (Nizké Tatry) durch. Dort hatte sie vor allem bei den Gemeinden Kalište und Baláže Gefechte zu führen. Den „Stalin“-Partisanen hatten sich sechs Mantaken aus der „Thälmann“-Abteilung angeschlossen, unter ihnen die beiden ver-

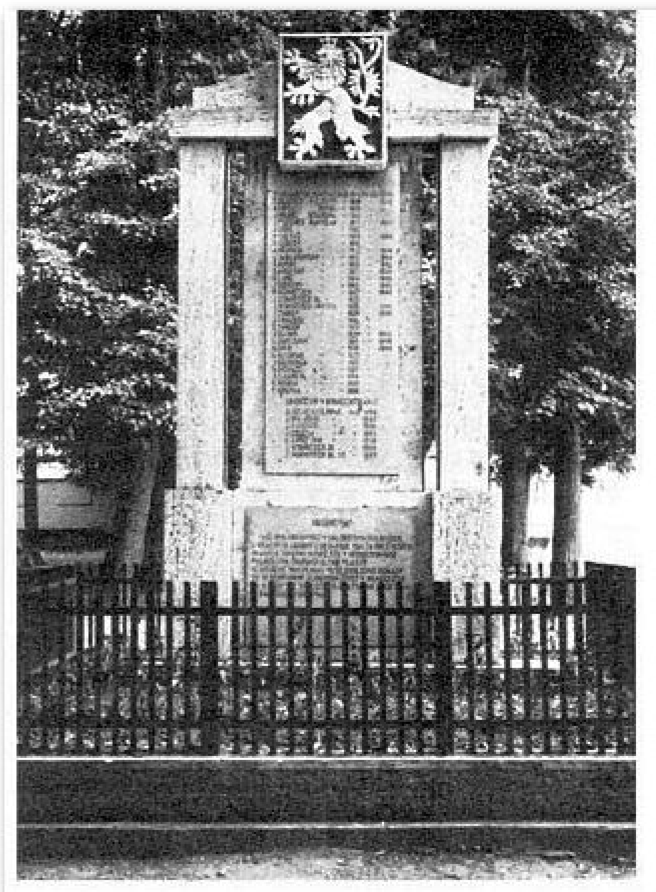


wegensten Aufklärer der Abteilung, Robert Schuster und Józef Lang. Zu ihren Aktionen gingen sie vorwiegend in SS-Uniform. Die Unerschrockenen drangen in faschistische Einheiten ein und kehrten schließlich mit „Zungen" (Gefangenen, von denen man sich bestimmte Aussagen erhofft) zur Abteilung zurück.

Auch in den härtesten Kampftagen gab es Augenblicke der Freude. Robert Schuster erinnert sich heute an eine solche Begebenheit mit seinem Schwager Eugen Buček: „Wir waren Kameraden. Eugen wurde 1943 eingezogen und an die deutsch-sowjetische Front geschickt. Kurze Zeit darauf galt er als vermißt. In den letzten Kampftagen in den Bergen begegnete unsere Abteilung in Liptovská Lužna einer Militäreinheit. Ein Wachposten kam mir bekannt vor. Ich rufe auf mantakisch: ‚Bos machen de Mantaken hie?' (Was machen denn Mantaken hier?) Richtig, es war Buček! An der Front war er mit einem anderen Medzever Mantaken, Georg Nižnik, zur Sowjetarmee übergelaufen. Sie hatten sich zur Tschechoslowakischen Fallschirmjägerbrigade in der UdSSR gemeldet und wurden mit ihr auf das Gebiet des Slowakischen Nationalaufstands abgesetzt. Danach kämpften sie als Partisanen. Das war ein freudiges Wiedersehen! Der schönste Augenblick aber war, als die Abteilung ‚Stalin' auf Einheiten der Sowjetarmee traf. Das war am 18. März 1945 am Ďumbier in der Niederen Tatra."

Man muß noch die dreizehnköpfige Gruppe von „Thälmann"-Partisanen erwähnen, die unter Führung des Stabschefs der Abteilung Reimund Hübler an der Seite der Brigade „Jan Žižka" aus der Einkreisung ausgebrochen war. Diese Gruppe handelte im Raum Valaská Belá. Sie schloß sich Mitte Januar 1945 der Brigade „Jan Žižka" an und wurde ihr als 11. Bataillon eingegliedert. Im 10. Bataillon der Brigade kämpften weitere Slowakendeutsche aus Medzev: Gejza Gedeon, Alois Flachbart, Julius Bröstl, Gustav Stramma und Dezider Hammer.

Als die Kämpfe vorbei waren, kehrten die





überlebenden Medzever Partisanen in ihre Häuser zurück. 36 der Ihren hatten im Kampf gegen den Faschismus in den Jahren des zweiten Weltkriegs ihr Leben geopfert. Die Gräber und Denkmäler der gefallenen Slowakendeutschen aus Medzev finden wir auf fast dem gesamten Gebiet der Slowakei verstreut. Ihr Opfer war nicht vergebens.

Die Gemeinde nahm in den Nachkriegsjahren eine wirtschaftliche Entwicklung, von der die Generationen der Vergangenheit nur träumen konnten. Auf dem Gelände der ehemaligen Landmaschinenfabrik von Simon Pöhm steht heute ein umfangreiches modernes Lehrausbildungszentrum, und anstelle der früheren Gießerei wurde das neue Werk Strojsmalt errichtet, das sich gut entwickelt. Auch die anderen Betriebe sind modern ausgerüstet. An die Vergangenheit erinnert nur ein Wasserhammerwerk, das im Erholungsgebiet im Šugovtal als Museum erhalten wird. Medzev erhielt das Stadtrecht. 1964 wurde die ostslowakische Kleinstadt für ihren bedeutenden Anteil an der Partisanenbewegung und für die Teilnahme am Slowakischen Nationalaufstand mit dem Orden des Roten Sterns ausgezeichnet.


НКО-СССР

Denkmal für die gefallenen Partisanen in Medzev

Michal Schmotzer überreicht Pionieren das Halstuch

Blick auf das Medzev von heute

Faksimiles zweier Begleitschreiben eines sowjetischen Militärkommandanten für ehemalige „Thälmann"-Partisanen, unter ihnen Józef Lang und Robert Schuster

Zufällige Betrachtung eines Gesichts

Heinz Kruschel

Kurz vor Mitternacht endet ihr Marsch durch die Wälder. Sie halten auf einer weiten, unter dem Mondlicht wie versteppt wirkenden Lichtung.

Leutnant Wenze sagt, daß bei Sonnenaufgang die Kontrolle der Schußsektoren stattfinden solle. Also vier Stunden Schlaf – eine herrliche Ewigkeit.

Sie springen ab und sehen sich um. Sand, dünne Kiefern wie scharfe Scherenschnitte auf dunkelblauem Hintergrund, in der Ferne der Widerschein einer größeren Stadt, am Horizont vor ihnen Lichter, wahrscheinlich Orientierungspunkte. Der warme, angenehme Wind erfrischt ihre verschwitzten Gesichter.

Die Männer möchten sich am liebsten in das büschlige, trockene Heidekraut legen, aber Obermeier sagt: „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen."

Zipolle nickt ihm mit seinem runden Kopf zu und lächelt offenen Mundes, so daß man seine dichten, kleinen Mausezähne sehen kann und die beiden vorstehenden Schneidezähne.

Ich hätte lieber einen fixeren Mann als Zipolle, denkt Obermeier, aber der gute Wille ist da.

Noch hat der Dieselgestank den würzigen Duft der Kiefern nicht verdrängt, noch hat die dunkle Wolkenwand den runden, weißen Mond nicht erreicht, der die Landschaft silbrig zu verzaubern scheint.

Der Zug Wenze gräbt sich ein: Verbindungsgräben und Beobachtungsstelle entstehen in kurzer Zeit, überdeckte Grabenabschnitte und Laufgräben.

Nach Obermeiers Ansicht ist Leutnant Wenze wieder übereifrig, er übernimmt auch noch Hyders B-Stelle, obwohl Donalds Gruppe noch immer fehlt. Wenze tut immer etwas mehr, als er tun müßte. Das begreift Obermeier nicht. Leutnant Fürst ist da anders, bei Fürst im Nachbarzug gehorchen die Leute auf eine Bewegung des Daumens. Bei Fürst genießen die Gruppenführer mehr Freiheiten als wir bei Wenze, und weil dieser Wenze nicht nein sagen kann, übernehmen wir auch noch die Beobachtungsstelle für das Bataillon. Fürst drückt sich gern oder sucht Ausflüchte. Wer sacht fährt, der kommt doch auch an.

Die Soldaten arbeiten ruhig und ohne zu murren, sie hoffen auf gutes Essen; sie wollen schlafen und hören schmunzelnd die Stimme Leutnant Fürsts, der mit seinem Zug im Nachbarsektor nicht schnell genug vorankommt: „Ich mache euch Tempo – und wenn ihr unterirdisch angreifen müßt!"

Das würde Wenze nicht sagen, denkt Obermeier, das nun wieder nicht. Der Leutnant will, daß jeder Soldat aus Überzeugung handelt. Das finde ich übertrieben; Soldaten kann man nicht anfassen wie rohe Eier. Soll man da warten, bis endlich einer überzeugt ist?

Seine Gruppe arbeitet an den Mulden und Schützenlöchern, sehr exakt und in der vorgegebenen Zeit, die Mulde in fünfundzwanzig Minuten. Sand schaufelt sich leicht. Zipolle hilft Rotmann, dessen geflickte Brille immer wieder verrutscht. Wenze schickt Essenholer unter gefechtsmäßigen Bedingungen nach hinten.

Die Schützenpanzerwagen stehen auf der Schneise. Die Gruppe Obermeier hebt die Gruben für sie aus. Donalds SPW wird von der Instandsetzungsgruppe herangeführt. Nachdem die Fahrzeuge in die Gruben gerollt sind, springen Fahrer und Richtschützen ab und laufen steifbeinig durch den Sand. Donald hat selber fahren müssen, Schikora war bis zur Abfahrt nicht eingetroffen.

Wenze sagt zu den Gruppenführern, er sei sehr zufrieden und ehrlich überrascht.

„Wir würden noch zufriedener sein", sagt Obermeier, „wenn wir endlich essen und schlafen könnten." Soll der Leutnant ruhig denken, daß ich immer das letzte Wort haben muß, soll er doch, ich lasse mir nicht die Butter vom Brot nehmen, doch nicht von einem Frischling, der erst ein halbes Jahr bei der Truppe ist!

Unteroffizier Obermeier hat einen dicken Kopf und große Füße. Beides hat er von seinem Vater geerbt, der als Nachtwächter auf einem volkseigenen Gut arbeitet und unzufrieden über die heutige ungerechte Welt ist. Er erinnert sich seiner großen guten Zeit und schwelgt in ihr. Nach 1945 verwaltete er alle Güter des Landes Sachsen-Anhalt und galt als radikal. Dann leitete er einen Tierzuchtbetrieb, später die Buchhaltung einer Genossenschaft und schließlich die Tankstelle einer Maschinen-Traktoren-Station. Dabei hatte er verloren: seine Ehefrau, die den Abstieg des Mannes nicht ertragen hatte und ihm davongegangen war, den Zwölffingerdarm durch Operation (des ständigen Ärgers wegen), die Parteizugehörigkeit wegen sektiererischen Verhaltens und das Vertrauen zu allen, denen Macht zudelegiert war und wurde. Seinem einzigen Sohn hatte er wichtige Erkenntnisse beigebracht: Schokolade macht dumm, und die Deutschen sind gute Soldaten und schlechte Autofahrer, weil sie nur unter Zwang diszipliniert sein können. Denken macht dich nur verdächtig. Zunehmender Mond begünstigt Entscheidungen, Schönfärberei schluckt sich leichter als die einfachste Wahrheit. Richtete sich Obermeier junior nach Obermeier senior? Für ihn war das Väterchen zwar ein Querulant, aber das Lamentieren hatte mit der Zeit doch auf den Sohn abgefärbt.

In diesem Augenblick kommt der Befehl zum Angriff. Erst denken sie, sie haben sich verhört. Das darf nicht wahr sein, das können sie doch mit uns nicht machen!

Sie schieben gerade noch die Kanister mit dem Essen in die Wagen, dann entfaltet sich ein ganzes Bataillon.

Nach einer Stunde graben sie wieder wie die Maulwürfe. Obermeier sagt laut zu Wenze, daß es auch alle hören können: „Diese paar Meter Geländegewinn sind doch für die Katz, die vorige Stellung war viel günstiger. Wenn ich etwas zu sagen gehabt hätte! Nun sind wir keine zweitausend Meter weiter."

Dabei weiß er natürlich, daß nicht Wenze den Befehl gegeben hat. Er will Wenze provozieren. Einige Soldaten hören schadenfroh und übermüdet zu, bis auf Zipolle, der schaufelt schon wieder.

Obermeier sieht das und denkt: Dieses Arbeitspferd mit dem stupiden Gesicht, der wirkt immer zufrieden; dieses Gesicht paßt auf jeden Steckbrief. Wer dumm ist, muß eben dreschen.

Die Entgegnung des Leutnants hat er vorher gewußt. Was der auf seiner Schule gelernt hat, glaubt Obermeier schon lange zu wissen. Praxis ist das Maß der Dinge.

Wenze nimmt alles gleich ernst, die Vorbereitung auf eine Parade wie die Wache, und ein Schützenloch ist so wichtig wie eine Übung, und zweitausend Meter könnten im Ernstfall das Überleben bedeuten.

Er antwortet Obermeier und merkt, daß der Unteroffizier weghört. Die Soldaten arbeiten langsam. Die Erde ist hier nicht mehr sandig. Wurzelwerk und Steine erschweren das Graben. Sie haben nur drei Stunden geschlafen, sie sind vor zwanzig Stunden von einer Übung zurück und schon wieder draußen. Sie hatten nicht frei, sie haben einen Ausbildungstag hinter sich. Das ist viel, das ist mehr, als sie sich zugetraut hätten. Manchmal denkt Wenze, bei irgendeinem könnte das Grenzband der Belastbarkeit reißen.

Nachdem sie sich wieder eingegraben haben, ist ihnen der Appetit vergangen. Bis auf Zipolle, der ißt mit Genuß die Erbsensuppe, die wabblig wie Götterspeise ist.

Bevor sie umfallen und schlafen, läßt Wenze noch die Fahrzeuge kontrollieren und teilt Unteroffizier Obermeier zur ersten Wache ein. Also muß Obermeier die Posten kontrollieren, er faßt den Befehl als Schikane auf. Wenze hätte Turner nehmen können oder Donald. Sehnsüchtig hört er auf die befreienden Schnarcher der schlafenden Soldaten. Auch Zipolle schläft tief.

Obermeier geht näher heran und sieht, daß Zipolle in der Hand einen Kugelschreiber hält. Ein kleiner Schreibblock liegt neben ihm im Gras. Obermeier nimmt beides an sich. Es könnte ja liegenbleiben und vergessen werden, wenn es wieder weitergeht.

Er sieht sich um. Die Neugier siegt in ihm. Er hat schon als Junge gern in fremden Briefen gelesen, die Post an seinen Vater unter Dampf geöffnet und sie danach wieder zugeklebt.

Obermeier liest langsam, Zipolles Schrift läßt sich nicht schnell lesen. Eine schreckliche Pfote schreibt der Mann, denkt er. Je länger er liest, desto erstaunter wird er. Das schreibt nun ein Mann wie Zipolle:

... ich fühle mich viel wohler, seitdem ich wieder im Zug des Leutnants Wenze bin, bei dem war ich schon einmal, das habe ich Dir geschrieben. Eine Zeitlang hatten sie mich einem Leutnant Fürst übergeben, in dem seinen Zug war ich Schütze Arsch, entschuldige bitte, aber es stimmt. Was ist, wenn man immer die Klos saubermachen soll, die andere einsauen? Bei Leutnant Wenze, da geht es gerecht zu, da hatte ich mächtigen Dusel. Wenn Du kannst, liebe Mutter, dann sammle doch wieder Kreuzworträtsel, Du kannst sie ja aus der Wochenendbeilage ausschneiden und herschicken, ich habe mir nämlich ein Heft angelegt, wenn ich Wörter nicht weiß, dann schreibe ich sie hinein. Später kann ich nachblättern. Mach Dir keine Sorgen um mich, das Essen geht schon. Es ist besser geworden, und rede lieber nicht mit dem Mädchen, soll sie einen anderen haben. Wenn ich entlassen werde, suche ich gründlich. Ich habe auch mit dem Leutnant Wenze darüber gesprochen, er hat gemerkt, wie ich im Dalles war. Auspacken die Probleme, hat er gesagt, die Wahrheit auf den Tisch, treu muß ein Mädchen schon sein. Süße Reden und falsches Herz, das hat keinen Zweck. Wenn ich entlassen bin, bauen wir das Haus um, ich arbeite weiter als Baumschulengärtner, ich muß an der Luft sein. Liebe Mutter, ich bleibe doch bei Dir wohnen, mach Dir keine Sorgen. Ich liege im Zimmer zusammen mit Radieschen, mit dem ich Dich mal besucht habe, weißt Du, der immer so viel Zwiebeln ißt, und Rotmann, der studiert ist und in seinem Koffer lauter Bücher hat, die hat der auch im Kopf. Im Unterricht bin ich vom Leutnant gelobt worden, ich habe ganz frei gesprochen, das erstemal in meinem Leben. Kannst Du Dir das vorstellen? Franz Zipolle steht vorn und redet wie der Vorsitzende zur Vollversammlung? Das habe ich in der Schule nie gekonnt. Ich habe früher kein Wort 'rausgekriegt, wenn ich vorn stehen mußte.

Liebe Mutter! Du bist zu jung, Du hast bestimmt keine böse Krankheit, laß Dir das nicht einreden von den Alten, es kann bloß so eine Geschwulst sein. Mein Leutnant meint das auch. Nicht, daß du denkst, ich sage dem Leutnant alles, aber der fragt mich öfter. Meinem Gruppenführer Obermeier kann ich das nicht sagen, der würde mich auslachen, der würde nicht verstehen, daß ich ihm mit solchen Sachen komme, der ist kein ausgetretenes Ei wert, der ist leicht eingeschnappt und will, daß man ihm um den Bart geht, der ist wie der Vorsitzende in unserem Dorf. Lobt man ihn, dann ist alles gut, man muß ihn anstaunen und so tun, als könnte man nie so gut sein wie er. Na, Du kennst das ja. Entschuldige meine Schrift. Ich schreibe in den Pausen. Der Urlaub ist beantragt, in vierzehn Tagen komme ich und streiche Dir den Zaun an und Sentas Hütte auch, und wir werden uns beide in Staat werfen und in die Stadt gehen, ich habe jetzt endlich eine Hose bekommen, die nicht mehr so weit ist, und so kurz auch nicht, darin kann ich mich schon eher mit Dir sehen lassen. Im letzten Kreuzworträtsel stand: König von Theben, mit fünf Buchstaben, ich hatte keine Ahnung und fragte meinen Leutnant, aber der hatte keine Zeit. Oder er wußte es selber nicht, und so fragte ich Rotmann, der ja lange studiert hat und sogar Doktor wird, aber nicht einer, der Menschen untersucht, Rotmann sagte: Laios, mit a-i. Und dann erzählte er mir die Geschichte, die ist vielleicht spannend. Ein Sohn war von


GRIECHISCHE SAGEN

seinem Vater ausgesetzt worden. Viele Jahre später kam er als Fremder in die Heimat zurück. Dort tötete er Laios, seinen Vater, von dem er ja nicht wußte, daß es sein Vater war, und heiratete Jokaste, seine Mutter, von der er ebenfalls nicht wußte, daß es seine Mutter war. Als er nun die Wahrheit erfuhr, machte er sich selber blind. Ich hätte gern meinen Vater kennengelernt, Du mußt mir wieder mal von ihm erzählen, wie er war, ich höre das gern. Er wäre jetzt vierzig Jahre alt, so alt ist Oberstleutnant Hyder, unser Bataillonskommandeur. Besorgst Du mir in der Kreisstadt griechische Sagen? Es soll zwei Bände geben. Dann wollte ich Dir noch mitteilen, daß ich inzwischen elf Klimmzüge schaffe und das Zentnergewicht zehnmal stemme, aber davon brauchst Du dem Mädchen nichts zu sagen, wenn Du die mal triffst. Denn es soll ja keine Angabe sein. Mach ihr auch keine Vorwürfe, es war nämlich schön mit ihr, wenn ich mit ihr im Weinbergsgrund war. Aber treu muß ein Mädchen sein, da hat der Leutnant recht, der ist verheiratet, seine Frau sieht sehr schön aus. Ich werde mich richtig umsehen. Wenn ich ein Mädchen finde, dann müßte sie so sein wie Du. Liebe Mutter! Ich möchte dem Leutnant gern den Tabaksbeutel von Vater schenken, weißt Du, den Vater aus dem Herzbeutel des Rindes angefertigt hat, Wenze raucht nämlich Pfeife. Der Beutel liegt doch noch im untersten Kommodenfach? Und wenn Du wieder was schickst, pack mir eine große Dauerwurst ein, für die Stube, essen können wir immer. Wie macht sich die kleine Simone in der Schule, schielt sie noch auf einem Auge, oder hat sich das gegeben? Bier trinke ich nur noch selten, es soll keine Dummheit wieder vorkommen. Ich spare nämlich, Du wirst staunen. Wir streichen den Zaun ganz blau an …

Als sich Zipolle im Schlaf bewegt, unbeholfen wie ein junger Hund, schlägt Obermeier den Block zu und steckt ihn dem Soldaten in den Stiefelschaft. Zipolle liegt auf dem Rücken, die Arme ausgebreitet, als möchte er den Himmel umfangen. Er schnarcht mit geöffnetem Mund.

Obermeier fühlt sich nicht mehr müde. Er ist aufgekratzt, sieht auf Zipolle herab und denkt: So einen Brief schreibt der nun. Ich hätte nicht gedacht, daß er so einen Brief überhaupt schreiben kann. Wir haben ihn so oft zum Affen gemacht.

Solche Gedanken macht der sich über mich, überlegt er. So schätzt er mich ein. Kein ausgetretenes Ei soll ich wert sein. Na warte, Bursche, ich fühle mich, als wäre ich gegen den Strich geleckt worden. Daß der überhaupt nachdenken, daß er einen so langen Salm schreiben kann. Das sieht man diesem Gesicht gar nicht an. So soll ich also sein. Da hört doch der Gurkenhandel auf! Ich komme mir ja vor, als hätte mich in kurzer Zeit einer aus und in den Sack gespielt. Das saugt sich doch ein Mensch wie Zipolle nicht aus den Fingern, dazu reicht seine Phantasie gar nicht. So kann ich doch nicht sein. Obermeier friert, weil er übermüdet ist, Schauer laufen ihm über den Rücken. Er denkt über sich nach. Er beugt sich zu Zipolle herab und verscheucht einen Nachtfalter, der sich auf die Stirn des Schlafenden gesetzt hat.

Genau zur vorgegebenen Zeit weckt er die Schläfe und wäscht sich in einem Wassertümpel, der im Golde der frühen kalten Sonne schwimmt, das Gesicht und den nackten Oberkörper.

Verstohlen blickt er auf den gedrungenen Zipolle, der sich mit dem kühlen Wasser bespritzt und nicht darauf achtet, daß dabei die Hose naß wird.

Obermeier denkt: Mich wirft das nicht um, deswegen bleibt er doch zu lahm im Angriff. Aber warum schätzt der Zipolle den Wenze so hoch ein? Natürlich zeigt Zipolle guten Willen, aber was soll ich schon mit einem guten Willen anfangen? Ich kann ihn nicht fragen, warum er mich so sieht. Ich darf ja von diesem Brief nichts wissen. Ich bin also kein ausgetretenes Ei wert.

Er zieht sich an und geht zu dem Leutnant, der mit Turner redet. Turners Gruppe ist die langsamste. Obermeier möchte sagen: Dann setzen Sie doch endlich einen Unteroffizier ein, Turner ist Gefreiter und macht nur seine eineinhalb Jahre, der ist in drei Wochen fertig und dreht nicht mehr voll auf. Aber er verbeißt sich die Bemerkung. Dabei kommt es ihm vor, als ob Wenze auf eine Bemerkung von ihm gewartet hat.

Die Festung Berlin

Dr. Laurenz Demps

Im 17. Jahrhundert war Berlin von einem Ring von Festungsanlagen umgeben. Wer sich mit der Geschichte unserer Hauptstadt beschäftigt und aufmerksam durch die Innenstadt geht, kann noch heute Spuren davon entdecken. Am Verlauf einiger Straßen und Plätze, von Brücken und Wasserläufen läßt sich viel Vergangenes rekonstruieren. Auch wurden bei Bauarbeiten im Stadtzentrum Fundamente alter Verteidigungsanlagen wiederentdeckt.

Wie kam es zum Bau dieser großen Festungsanlagen? Wie sahen diese Anlagen aus? Wer baute sie?

Berlin wird Hauptort des Staates Brandenburg–Preußen

Die Ursachen für diesen aufwendigen Festungsbau, der tief in das Leben der Berliner und in die Entwicklung der Stadt eingriff, lagen eindeutig in der Politik des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dem bürgerliche Historiker den Beinamen der Große Kurfürst gaben. Friedrich Wilhelm regierte von 1640 bis 1688 und schuf in dieser Zeit die Grundlagen für die Ausprägung des brandenburgisch-preußischen Staates zu einem Militärstaat, in dem der Krieg Staatsdoktrin und das Militär die Säule des gesellschaftlichen Lebens wurde.

Der Dreißigjährige Krieg bürdete den weit auseinandergezogenen und in verschiedenen Teilen des damaligen Reichsgebiets verstreuten Länderfetzen dieses Staates fast untragbare Lasten auf und verwüstete sie. Brandenburg–Preußen besaß darüber hinaus keinen inneren Zusammenhalt; jedes Gebiet hatte seinen eigenen Verwaltungsapparat. Die Stände, d. h. die Vertretung vor allem des Adels und der Bürger, waren zur entscheidenden Macht geworden. Sie nutzten das Recht der Steuerbewilligung, um ihre Interessen durchzusetzen. Der brandenburgisch-preußische Staat drohte als Territorialverband auseinanderzufallen, da sich die Stände gegen jegliche Zentralisationsbestrebungen wehrten.

Nun war Friedrich Wilhelm durchaus ein im Interesse der Feudalklasse klug handelnder Mann. Er erkannte, daß der Widerstand der Stände gebrochen werden mußte, wollte er die weit verstreuten Territorien sicher regieren und zusammenhalten. Die Voraussetzung dafür sah er im Aufbau eines schlagkräftigen Söldnerheeres. Um dieses aber aufzustellen, benötigte er große finanzielle Mittel, die ihm wiederum nur die Stände bewilligen konnten. Sein Ziel war deshalb, die finanzielle Abhängigkeit von den Ständen zu durchbrechen, die Stände zur „Räson" zu bringen, um dann eine im Interesse des Adels auf Eroberung gerichtete Politik betreiben zu können.

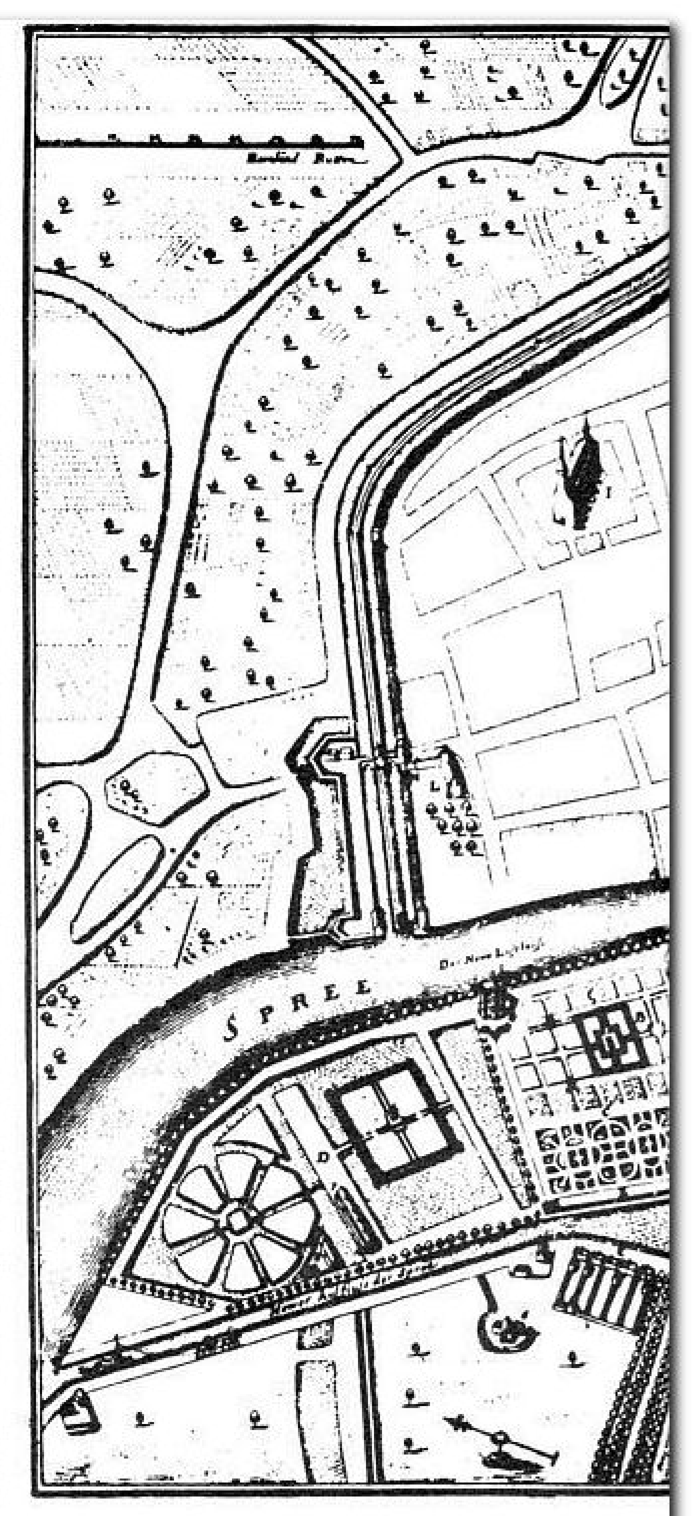
In den Kernlanden seines Territoriums erzielte Friedrich Wilhelm beim Landtagsrezeß am 26. Juli 1653 einen ersten großen Erfolg. Der Kurfürst hatte 1652 einen allgemeinen Landtag einberufen, der die notwendigen Gelder für das Heer bewilligen sollte. Insbesondere der Adel war gegen die neue Steuer; denn dadurch hätte er seine Steuerfreiheit verloren. Nach langem Ringen

kam es zu einem Kompromiß. Der Kurfürst gestand dem Adel viele ökonomische Vorteile, wie Abgabenfreiheit, freies Jagdrecht und Zollfreiheit, und die Gutsuntertänigkeit der Bauern zu. Die Bauern wurden nun mit kurfürstlicher Gewalt in eine noch stärkere feudale Abhängigkeit gezwungen. Wo ein Bauer behauptete, er sei frei, oblag ihm die Beweispflicht. Mit diesem Rezeß ließen sich die Junker in Brandenburg—Preußen eine ökonomische und politische Stellung rechtlich fixieren, die sie bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts innehatten.

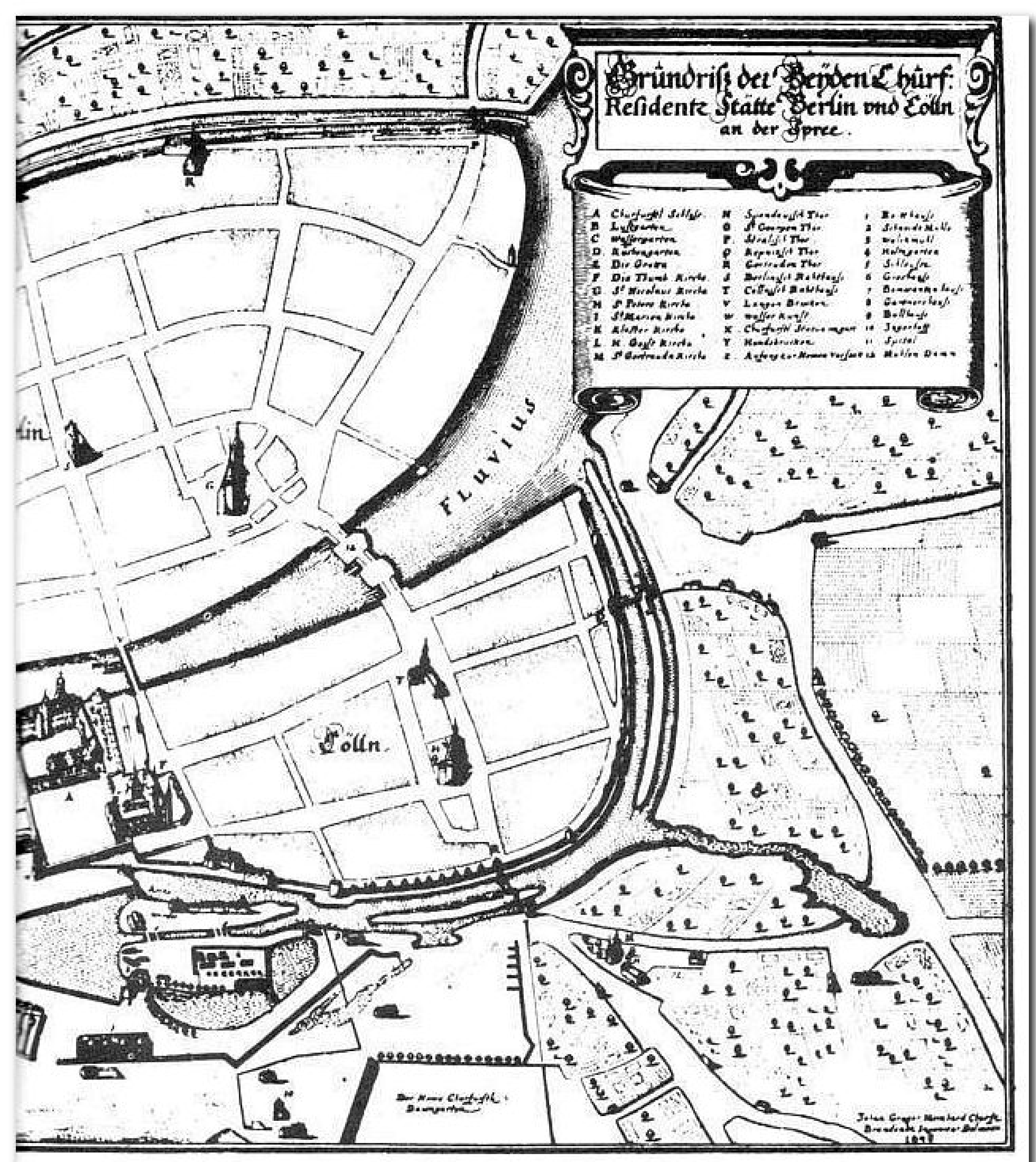
Als Gegenleistung für diesen Kompromiß bewilligte der Adel dem Kurfürsten 530 000 Taler zum Aufbau einer schlagkräftigen Armee. Zunächst nur für sechs Jahre, aber einmal im Besitz eines solchen Söldnerkontingents — 1656 waren es bereits 22 000 Mann —, dachte der Kurfürst nicht daran, sich diese Steuer neu bewilligen zu lassen. Er besaß in der Armee ein Instrument, mit dessen Hilfe er seinen Forderungen den nötigen Nachdruck verleihen konnte. Die einmal bewilligte Steuer, die Kontribution, wurde zu einer ständigen Einrichtung. Damit verbunden kam es zu einer ersten Ausprägung staatlicher Verwaltungsorgane. Die Steuer, zuerst noch von den Ständen verwaltet, ging völlig auf neugeschaffene Staatsorgane über. Für die Verwaltung wurde ein Generalkriegskommissariat geschaffen. Als erste zentralstaatliche Instanz Brandenburg—Preußens und für die Beschaffung, Besoldung und Ausrüstung der Armee verantwortlich, befehligte es bald das gesamte Wirtschaftsleben des Landes. Damit wurde die Armee in Brandenburg—Preußen zum alles bestimmenden und alles selig machenden Mittelpunkt des Staates.

Das wiederum wirkte sich auch direkt auf die Stadt Berlin aus. Als Hauptresidenz des Kurfürsten war Berlin dazu bestimmt, Sitz der zentralstaatlichen Verwaltung zu werden. Die Verwaltungsorgane konnten nicht mehr mit dem Kurfürsten durch das Land ziehen, sondern benötigten einen festen Standort. Berlin als Hauptresidenz wurde so zum Hauptort des Staates bestimmt.

Dieser Hauptort mußte zwangsläufig besonders gut gesichert sein; denn die Ver-

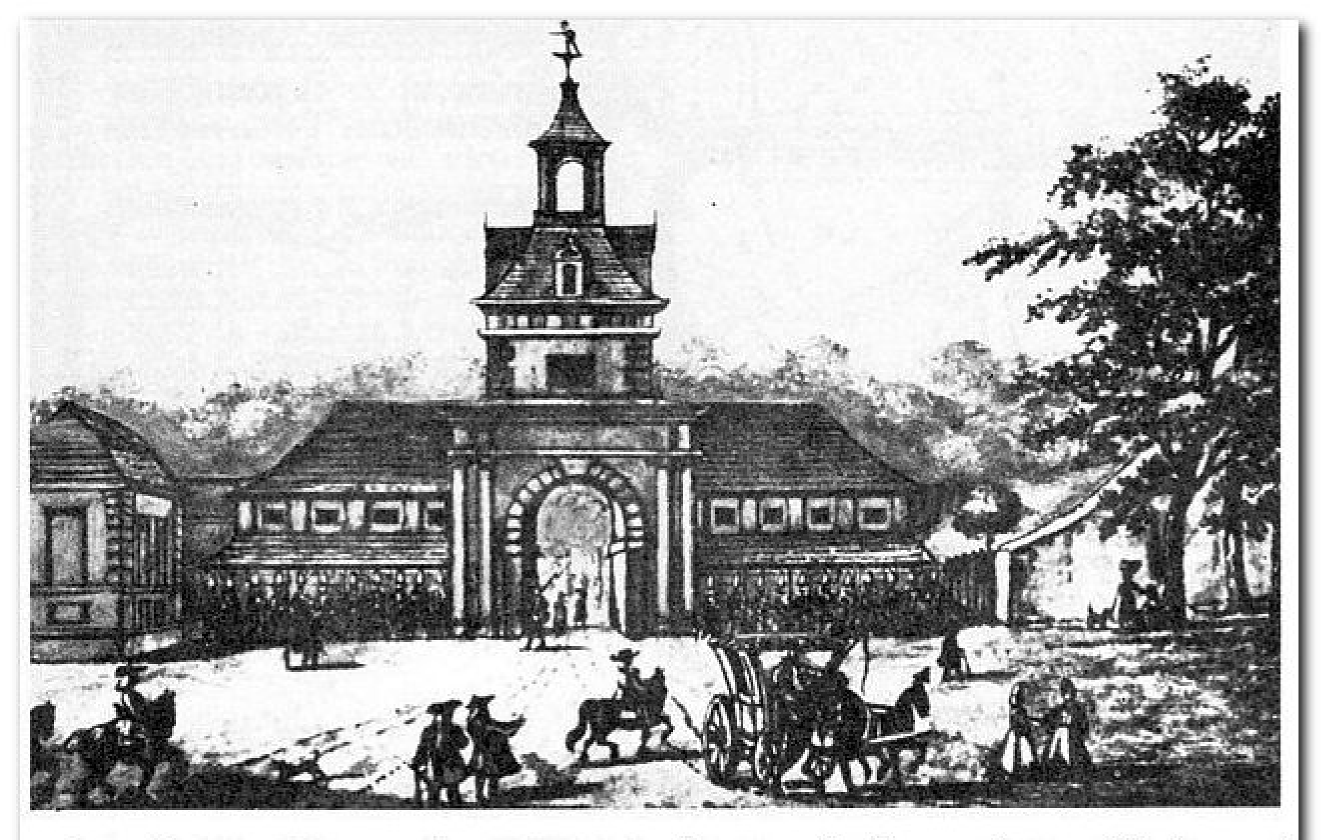


Der Memhardtsche Plan von Berlin aus dem Jahr 1652. Auf der Berliner Seite die Nikolaikirche, Marienkirche und das Rathaus, auf der Köllner Seite die Spreeinsel mit dem kurfürstlichen Schloß



waltung war anfällig gegen jede Bedrohung. Solch eine Bedrohung konnte zunächst aus dem Unwillen und Unmut der Landesbewohner entstehen. Auch wenn es zu keiner Revolte oder zu keinem Aufstand der unterdrückten Volksmassen kam, so war solch ein aktiver Widerstand doch möglich. Dieser hätte sich natürlich zuerst gegen den Sitz der Verwaltung, also gegen den Hauptort, gerichtet.

Mit dem Aufbau einer Söldnerarmee gedachte der Kurfürst aber nicht nur seine Unterdrückungspolitik nach innen zu sichern, sondern er wollte sie auch zur Erweiterung seines Staatsgebiets nutzen. Kaum hatte er diese Armee, beteiligte er sich



an den zahlreichen Kriegen seiner Zeit. Dabei nutzte er den Vorteil der Söldnerarmee und schloß sich wechselseitig dieser und jener militärischen Koalition an, um möglichst viel Land zusammenzurauben, sein verstreutes Territorium abzurunden und zu erweitern. Er war mit Polen verbündet, kämpfte aber auf der Seite Schwedens gegen Polen, um sich dann sofort mit Polen gegen Schweden zu wenden. Der Preis für seine Beteiligung an den Kriegen war Land. Heute kämpfte er mit den Niederlanden gegen Frankreich, und morgen bekam er von Frankreich 800 000 Taler, um sich aus dem Krieg herauszuhalten. Übermorgen bekam er von Spanien Geld, um gegen Frankreich Krieg zu führen. Frankreich mobilisierte Schweden, und dessen Truppen marschierten nach Brandenburg. So kam es 1675 zum Gefecht von Fehrbellin, dem ersten Sieg der neuen brandenburgisch-preußischen Armee.

Allen komplizierten Verwicklungen kann hier nicht gefolgt werden. Friedrich Wilhelm erkannte aber bald, daß Frankreich die überlegene Macht war, und schloß sich ihr an. Es kam 1681 zum sogenannten Defensivvertrag. Nach diesem Vertrag erhielt der Kurfürst jährlich 100 000 Taler, um seine Armee zur bedingungslosen politischen und militärischen Unterstützung Frankreichs zur Verfügung zu halten.

Diese abenteuerliche Politik des Kurfürsten bedrohte mehrmals nachhaltig das Kernland seines Staatsgebildes und den Hauptort Berlin. Aus innen- und außenpolitischen Gründen mußte also der Hauptort besonders gesichert werden. Und es entsprach der abenteuerlichen und expansionistischen Unterdrückungspolitik, daß diese Sicherung, dieser Schutz, nur ein militärischer sein konnte. Mit dem Landtagsrezeß von 1653 begann also die Geschichte der Festung Berlin.

Ein Plan entsteht

Friedrich Wilhelm betrieb seine Politik überlegt und berechnend. Bereits in jungen Jahren hatte er sich mit dem Bau von Festungsanlagen beschäftigt, vor allem mit dem niederländischen Festungsbau. Im Freiheitskampf der Niederlande gegen Spanien war es in der Entwicklung des Festungsbaus zu einigen neuen Momenten gekommen. Das bisherige mittelalterliche

System der Verteidigungsanlagen, wie es die Städte ausgeprägt hatten, bestand in einer geschickten Verbindung von einer um die Stadt gezogenen Mauer aus Feldsteinen oder Ziegeln, die mehr oder weniger regelmäßig von Türmen unterbrochen war. Diese bildeten die entscheidenden Einschnitte in diesem Verteidigungssystem. Die schwachen Stellen dieser Anlagen waren die Durchbrüche für die Tore, die mit festen Bauten wie Fallgittern oder Zugbrücken besonders gesichert wurden. Um die ganze Anlage konnte sich – mußte aber nicht – ein Graben ziehen, der, mit Wasser gefüllt, ein zusätzliches Hindernis für die Angreifer bildete.

Im Befreiungskampf der Niederländer gegen Spanien wurde dieses starre und durch den Einsatz der Artillerie überholte System überwunden. Die Niederländer setzten im Festungsbau das ein, was das Land bot: Wasser und Erde. Sie zogen große und tiefe Gräben und füllten sie mit Wasser. Dahinter errichteten sie hohe und feste Erdwälle. Diese Wälle wurden nach den Erfahrungen des italienischen Festungsbaus dem Gelände angepaßt und in regelmäßigen Abständen durch Bollwerke oder Bastionen geordnet. Sternförmige Bastionen, langgezogene Wälle und Wassergräben bestimmten also damals das Bild der modernen Festung.

Nach diesem Vorbild wurde die Festung in Berlin geplant und angelegt. Der Kurfürst setzte den begabten Ingenieur Matthias Dögen ein, den er beauftragte, Material über die damals vorherrschenden Ansichten zur Festungsbaukunst zusammenzutragen. In seiner Schrift „Heutiges tages übliche Krieges Baukunst", die 1652 erschien, damals in unüblicher Weise in deutscher Sprache, ließ sich Dögen über den Wert gebauter Festungen aus. Zur gleichen Zeit erschien Wendelin Schildknechts „Beschreibung Festungen zu bawen". Beide Werke verfolgten nicht die Absicht, originell zu sein, sondern wollten vorherrschende Auffassungen übernehmen, also die Ergebnisse anderer nutzen, um möglichst schnell in Brandenburg–Preußen von der Absicht zur Ausführung zu gelangen.

In beiden Schriften wurde besonders darauf eingegangen, wie man solche umfangreichen und großen Anlagen in Sumpfgebieten errichten konnte. Dabei wurden die Baubedingungen um die Stadt Berlin konkret in diese Überlegungen einbezogen.



1650 kam Johann Gregor Memhardt als kurfürstlicher Ingenieur und Baumeister nach Berlin und konnte bereits 1652 einen Plan vorlegen. Dieser Plan gehört zu den wertvollsten Dokumenten zur Geschichte Berlins. Er zeigt die über Jahrhunderte gewachsene Bürgerstadt in ihrer für Kolonisationsstädte des Mittelalters typischen Form. Der Plan beschreibt den Grundriß des mittelalterlichen Berlins mit seinen Verteidigungsanlagen, dem Rathaus und den Kirchen. Sehr detailliert ging Memhardt auf das Gelände ein, auf dem sich später die Festung erheben sollte. Der Memhardtsche Plan war sozusagen eine Bestandsaufnahme der Situation vor Beginn des Festungsbaus.

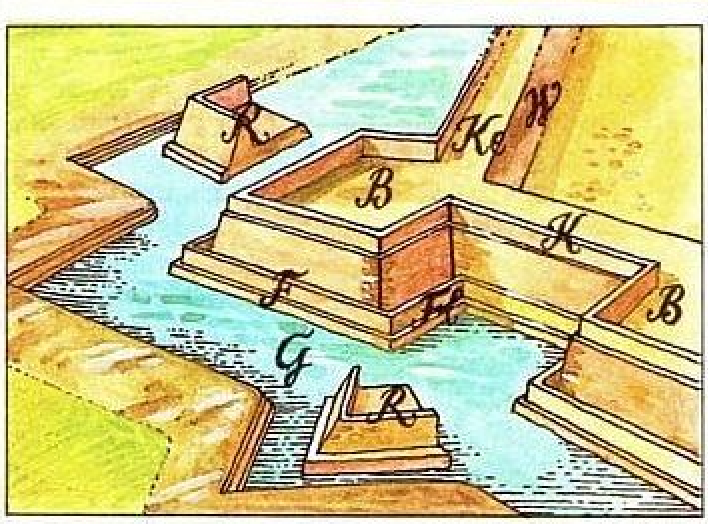
Memhardt, der zu jener Zeit der einzige

Das Spandauer Tor von der Stadtseite

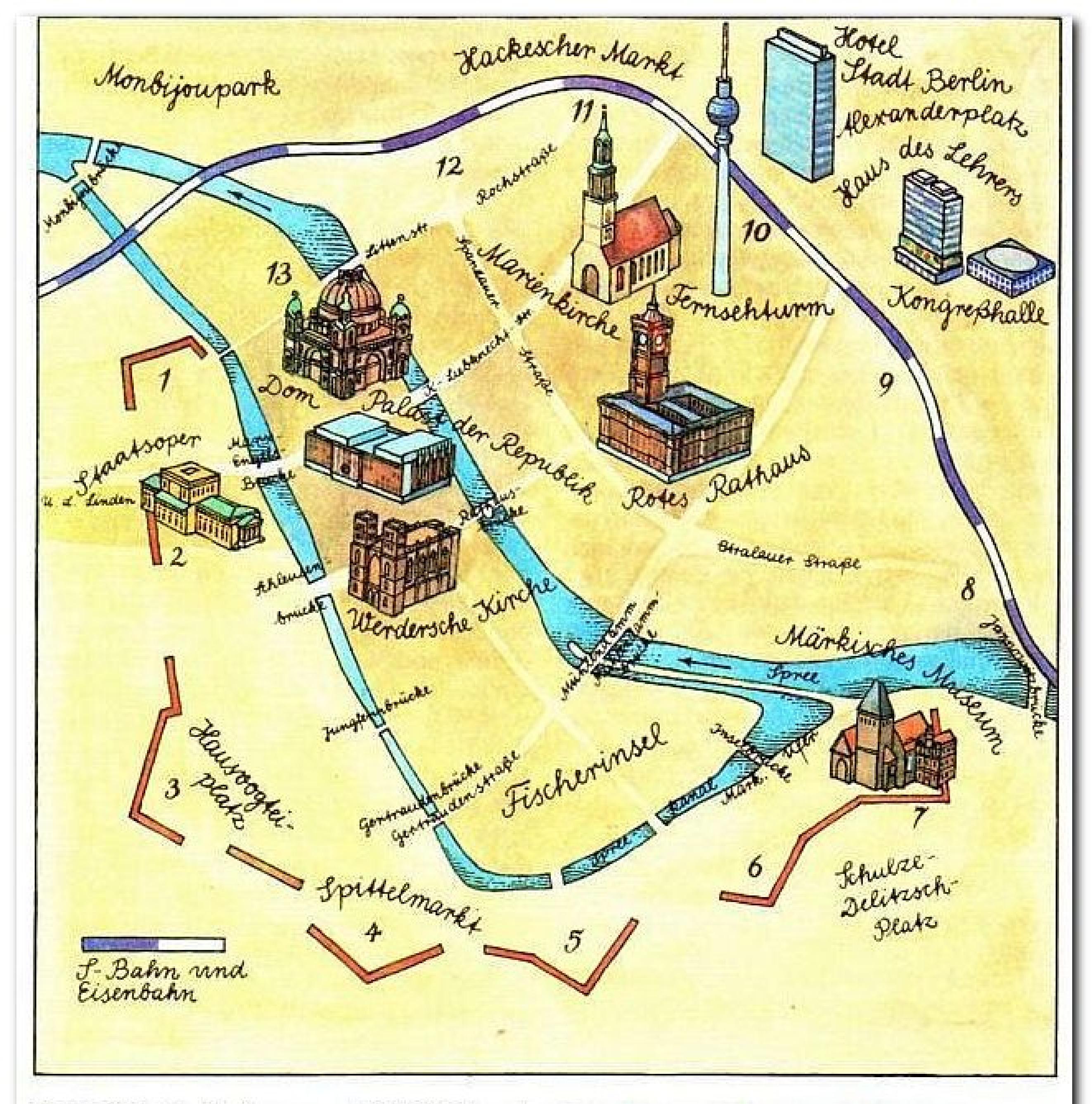
Das Leipziger Tor von der Außenseite. Es war das Hauptausfalltor Berlins und mündete in den heutigen Spittelmarkt mit der Leipziger Straße

Plan der Festung mit den Bollwerken, dem Wall und den Ravelins

Spuren der Festungsanlagen im heutigen Stadtbild



Grundriß des Festungssystems
B – Bollwerk
F – Face
Fl – Flanke
G – Graben
K – Kurtine
Ke – Kehle
R – Ravelin
W – Wall



Baumeister in Berlin war, erhielt 1658 auch die Leitung des Baus der Festungswerke übertragen. Er tat sich besonders dadurch hervor, daß er als „Reise-Ingenieur" – wir würden heute sagen als Gutachter oder Berater – im gesamten Staatsgebiet bei den zahlreichen militärischen Bauten des Kurfürsten als Fachmann beratend zur Verfügung stand.

Memhardt war der erste der bedeutenden Berliner Architekten des Frühbarock, der durch gute Planung, prägnante Bauwerke und Anlagen wie dem Lustgarten lange Zeit die Entwicklung Berlins beeinflußte.

Bastionen, Wall und Graben

Das Grundprinzip der Festung Berlin gab folgendes Bild ab: Schwerpunkt der Verteidigungsanlagen war die Bastion, entsprechend dem Gelände recht- oder spitzwinklig. Auf den Bastionen stand die Artillerie, in Batterien zusammengefaßt. Zwischen den Bastionen befand sich die Kurtine, der Verbindungswall. Dieser wurde durch ein vorliegendes Werk, Ravelin genannt, gedeckt. Bastion, Kurtine und Ravelin bildeten also einen Wall aus Erde, der unten und oben mit Mauerwerk, Ziegeln oder

Platten abgedeckt und geschützt war. Davor lag der Wassergraben. Die nach außen zeigenden Teile von Bastion und Ravelin, Face genannt, lagen in einem solchen Winkel zueinander, daß sie sich gegenseitig deckten, d. h., von der Face der Bastion aus war jeder Punkt der der Bastion zugewandten Face des Ravelins einzusehen sowie unter Feuer zu nehmen und umgekehrt. So sollte verhindert werden, daß sich ein Angreifer festsetzen konnte. Auch ein durchgebrochener Angreifer konnte vom Ravelin aus von hinten gefaßt werden. Zwischen der Face und der Kurtine lag die Flanke der Bastion, die ebenfalls in solchem Winkel auf die Kurtine stieß, daß sowohl von ihr aus als auch von der Bastion aus ein vorgedrungener Gegner mit Feuer belegt werden konnte. Der rückwärtige Teil einer Bastion, der sich nach hinten verengte, war die Kehle.

Insgesamt gesehen war dies ein durchdachtes Verfahren, das die Möglichkeiten des damaligen Gefechts voll berücksichtigte. Es zwang den Angreifer, sich auf bestimmte Schwerpunkte, die Bastionen, zu konzentrieren. Nach diesem Prinzip begannen die kurfürstlichen Baumeister, einen Festungsring um Berlin zu legen.

Dreizehn Bollwerke in fünfundzwanzig Jahren

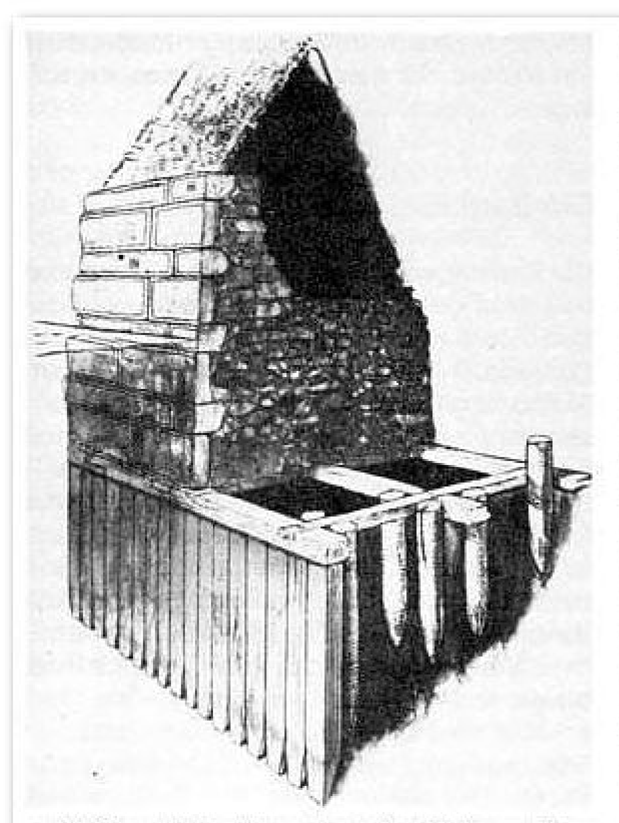
Will man im jetzigen Straßenbild den Verlauf der Festungsanlagen nachvollziehen, muß man an jenen Stellen beginnen, an denen noch heute Teile davon zu erkennen sind. Etwa in Höhe des heutigen S-Bahnhofs Jannowitzbrücke grenzten in Richtung Alexanderplatz die Fortifikationsbauwerke an die Spree. Die S-Bahn-Gleise sind so angelegt, wie die Festung damals verlief. Als die S-Bahn-Gleise in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verlegt wurden, waren nämlich der alte Festungsgraben und Teile der Wälle noch nicht bebaut. Und so schlängelt sich heute die S-Bahn in den Bögen der Bastionen auf den Alexanderplatz zu. Sie umfährt dabei die ehemaligen Bastionen 8 (das Stralowsche Bollwerk), 9 (das Klosterbollwerk) und 10 (das Siebenburgische Bollwerk).

Auch auf der Strecke zum S-Bahnhof Marx-Engels-Platz folgt die S-Bahn dem alten Festungsgraben mit den Bollwerken 11 und 12. Er mündete westlich vom heutigen Bahnhof, gegenüber der Museumsinsel, wieder in die Spree. Auf der linken Spreeseite durchquerten die Festungswerke die Insel, die Spree und Spreearm noch heute bilden. Direkt auf den Graben baute später Karl Friedrich Schinkel, der geniale Baumeister des klassischen Berlins, 1828 bis 1830 das erste Museum dieser Stadt, das mit seinen achtzehn klassischen Säulen heute als Altes Museum eine Heimstatt der Weltkultur ist.

Über die Insel setzten sich die Festungsanlagen westlich vom heutigen Museum für Deutsche Geschichte, einst das Zeughaus, fort. Der Straßenname „Am Festungsgraben" weist uns heute noch darauf hin. Hinter dem Festungsgraben machten die Anlagen einen scharfen Knick von neunzig Grad nach Süden und liefen auf die heutige Straße Unter den Linden zu. Hier finden wir ein weiteres Indiz für die Festungsanlagen. An der Stelle, wo der Graben auf diese breite Straße stieß, steht heute die Neue Wache von Schinkel, das Ehrenmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus. Vor dem Bau der Neuen Wache 1817/18 stand an dieser Stelle die alte Königswache, die den Übergang über die Festungsanlagen an der Neustädtischen Brücke militärisch sicherte.

Dann zogen sich die Anlagen südlich der Straße Unter den Linden durch heute dicht bebaute Fläche. Straßen wie Oberwasserstraße, Unterwasserstraße und der Hausvogteiplatz mit seiner dreieckigen Grundfläche auf der Fläche der alten Bastion 3 (Sparrsches Bollwerk) markieren den ehemaligen Verlauf. Hinter dem Spittelmarkt, ehemals Bastion 4 (Gertrautsches Bollwerk), folgten die Festungsanlagen wieder nach Osten dem Verlauf der heutigen Wallstraße, die nur durch einen ganz leichten Knick diesen Wall andeutet. Östlich des Märkischen Museums, das auf der Bastion 7 (Bollwerk im Sumpf) steht, stießen die Festungsanlagen dann wieder an die Spree, und der Ring war somit geschlossen.

Insgesamt gesehen war das eine weiträumige Anlage, die die gesamte Stadt ein-



schloß und den Hauptort der Hohenzollern sicherte.

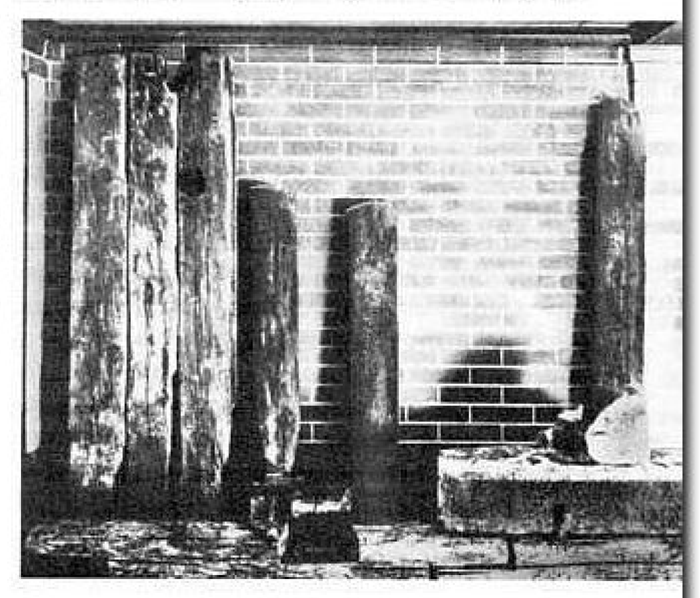
1658, also 5 Jahre nach dem Landtagsrezeß, befahl der Kurfürst den Baubeginn. Es „wird sub Dato Cölln den 18. Marty von Sr. kf. Durchlaucht befohlen, daß zur Versicherung dero hohen Personen und zum Bestehen des Landes und der Stadt, die Residenz-Städte zu fortifizieren" sind. Es ging also um die persönliche Sicherheit des Kurfürsten, seiner Familie und der Beamten, um die Sicherheit des Landes – sprich der zentralstaatlichen Instanzen des Militärstaates – und dann angeblich um die Sicherheit der Stadt. Obwohl nach den schrecklichen Plünderungen während des Dreißigjährigen Krieges die Bürger der meisten Städte durchaus geneigt waren, sich vor raubenden und mordenden Soldatenhaufen auch durch Befestigungen zu schützen, traf das wohl für die Berliner kaum zu. Die Bestimmung Berlins zum Hauptort und zur Festung mußte jeden militärischen Gegner des Kurfürsten geradezu nach dort locken.

Der Bau der Anlagen dauerte 25 Jahre. Insgesamt wurden 13 Bollwerke errichtet, 5 auf der sogenannten Berliner Seite. Ein weiteres Bollwerk wurde an der Spitze der heutigen Museumsinsel errichtet, und auf der Köllner Seite der Stadt lagen sieben Bollwerke. Der Wall war 8 m hoch. Die Breite des Hauptwalls von innen nach außen betrug etwa 6 m. Der Graben war 55 m breit. Der Festungsgürtel zog sich in einer Breite von rund 85 m um die Stadt. Da der Graben nicht überall gleich breit war, sondern sich an den Seiten der Bollwerke beträchtlich verengte, war die Regulierung des Wassers sehr kompliziert. Der Wasserstand der Spree sank wegen des großen Umfangs der Grabenanlage beträchtlich und mußte durch zahlreiche Kunstbauten und Wehre, sogenannte Bären, geregelt werden.

Zwischen Graben und Wall zog sich um die gesamte Festung ein schmaler offener Weg, um das abbröckelnde Erdreich des Walls aufzufangen. Der Fuß des Walls an den Bollwerken und an der Kurtine wurde aus dem gleichen Grund mit großen Quadersteinen verkleidet, die außerdem die Erde des Walls vor Hochwasser schützten.

Der Hauptwall bestand aus gestampfter, mit Rasenstücken verkleideter Erde. Die Innenseite des Walls wurde mit Ziegeln be-

Aufbau des Walls, der auf einem Holzrost aus Eichenpfählen stand. Eine Steinmauer sicherte den Wall nach beiden Seiten vor dem Abrutschen. Darüber befand sich der Erdwall



Beim Bau der U-Bahn im Jahr 1911 gefundene Pfähle und Sandsteinbefestigungen

deckt, um ein Abtragen durch Wind und Regen zu verhindern.

Besondere Schwierigkeiten bereitete der sumpfige und morastige Baugrund der Stadt. Schwere und mächtige Eichenstämme mußten in den Boden gerammt werden. Darauf wurde ein Schwellenrost gelegt und darauf wiederum eine dicke Mauer aus Feldsteinen. Diese sinnvolle und einfache Konstruktion trug dann den schweren Wall.

Die Krone des Walls wurde nicht besonders ausgebaut. Hier genügte eine einfache Brustwehr aus Erde, die mit Steinen befestigt wurde. Zeitgenössische Abbildungen zeigen auf der Krone sogar Bäume. Einige Bollwerke, die der Sumpf noch besonders schützte, waren nur mit Palisaden versehen. Jedes Bollwerk war mit einer Batterie besetzt, die in der Regel aus 6 Geschützen bestand. Nur die Bollwerke am Stralauer Tor und hinter der Klosterkirche verfügten über 9 bzw. 10 Geschütze, so daß die gesamte Anlage mit 82 Geschützen bestückt war. Auf den vom Bastionswall eingeschlossenen Plätzen entstanden nach und nach Bauten für das Militär, wie Zeughäuser, Magazine und Wachhäuser.

Besonders wichtig waren die Durchlässe durch die Festung; denn bei aller Abgeschlossenheit der Stadt war die Kommunikation nach außen notwendig. Insgesamt 6 Tore — 3 auf der Berliner und 3 auf der Köllner Seite — führten durch die Festung. Das Stralauer Tor befand sich auf der heutigen Stralauer Straße, das Georgentor in der Rathausstraße, das Spandauer Tor in der Spandauer Straße. Auf der Köllner Seite gab es das Neue Tor im Verlauf der Straße Unter den Linden, das Leipziger Tor in der Leipziger Straße und das Köpenicker Tor in der Köpenicker Straße. Die Tore wurden besonders sorgfältig gefertigt, einige von ihnen auch verziert, um den Besucher von der Macht und Herrlichkeit der Hohenzollern zu beeindrucken.

Zeitgenössische Abbildungen zeigen uns, wie diese Tore aussahen und wie sich das Stadtbild durch den Festungsbau veränderte. Bei Bauarbeiten im Zentrum Berlins sind mehr als einmal die Fundamente der Festung angeschnitten worden, zuletzt in der Leipziger Straße. Im Märkischen Museum ist ein Modell der damals ausgegrabenen Anlage zu sehen.

Die Bauleute und die Kosten

Die Berliner mußten die Anlagen bauen und das Geld dafür aufbringen. Die Auswirkungen dieses großen Baus waren natürlich tiefgreifend. 1448 hatten die Berliner in einem Aufstand gegen die Willkür der Hohenzollern versucht, ihre bürgerlichen Rechte und Freiheiten zu bewahren. Das war ihnen mißlungen. Reichlich 200 Jahre später wurde die Stadt Festung und ihre Bürger Bewohner einer Festung. Damit unterstanden sie nicht mehr indirekt, sondern direkt dem militärdespotischen Gewaltsystem der Hohenzollern. Sie verloren auch noch die Reste ihrer bürgerlichen Selbstverwaltung. Der entscheidende Mann in Berlin war jetzt der Festungskommandant, der Gouverneur von Berlin. Bis dahin hatten die Berliner sich noch gegen den Kurfürsten wehren können; nun ging das nicht mehr. Unter Berufung auf den Status der Festung wurde jede Unmutsäußerung unterdrückt und verfolgt. Dies prägte für lange Zeit das Leben in dieser Stadt, deren Bürger, ob sie wollten oder nicht, fest an den brandenburgisch-preußischen Militärstaat gebunden waren.

Friedrich Wilhelm betrachtete die alten mittelalterlichen Befestigungen, die die Berliner Bürger mit viel Aufwand und hohen Kosten errichtet hatten, als sein Eigentum. Das bedeutete für die Berliner einen ziemlichen Verlust; denn damit kam ein großer Teil ihres Bodens in die Hände des Kurfürsten. Alles die Stadt umgebende Land wurde dem Bau der Festung geopfert. Die Vorstädte auf dem Gebiet des heutigen Alexanderplatzes und des Hackeschen Markts wurden niedergerissen, ebenso zahlreiche andere Bauten, die der Festung im Weg standen. Sie wurden zum Eigentum der Hohenzollern erklärt, und die Berliner erhielten nach Gutdünken der kurfürstlichen Behörden eine Entschädigung ausgezahlt. Über die Höhe der Verluste wurde zuerst Buch geführt, aber sehr bald vernichteten die Behörden wohlweislich diese Unterlagen.

Im März 1658 verkündete der Kurfürst den Bürgern Berlins, welchen Anteil sie am Bau zu tragen hätten. Er ließ ihnen mitteilen: „... das die Statt in 4 Virtell eingetheilett, u. alle tage ein Virtell Zum Schantzen geschikket werden möchte ..." Kein Wort von Bezahlung und von Verdienstausfall, keine Hinweise, wie die Berliner Bürger ihre Unkosten vergütet bekommen sollten. Daraufhin kam es zu Unruhen in der Stadt, besonders unter den Handwerkern. Der Rat, der nicht mehr Vertreter der Interessen der Bürger war, sondern sich aus kurfürstlichen Beamten zusammensetzte, lud die Handwerker vor. Er ermahnte sie, daß „... Sie vleißig arbeiten solten". Doch die Handwerker sagten nein; sie wollten keine Schanzarbeit verrichten, die ihnen nicht bezahlt wurde. Deutlich gaben sie dem kurfürstlichen Rat zu verstehen: „Wir währen sehr beschwehret. Wenn Churfürstliche Durchlaucht von seinem Einkommen bauwen wolte, so währe es guth; die vorigen herrschaften währen 3 gewesen, hätten von dem Ihrigen gebauwet." Das hieß nicht weniger, als daß die Handwerker nicht kostenlos für den Kurfürsten arbeiten wollten. Sie hätten es bei seinen Vorgängern auch nicht getan. In der Auseinandersetzung fielen sehr harte Worte, und die Handwerker betonten nachdrücklich, „wenn die Burgermeister hingehen mit der Karre voran, so wolten Sie auch hingehen und mit Ihre Karre". Die Berliner forderten also, die kurfürstlichen Beamten, die doch vom Kurfürsten bezahlt wurden, sollten diese Anlagen bauen, dann würden sie ihnen auch folgen.

In den Auseinandersetzungen gingen die Berliner Bürger sogar noch weiter. Sie pochten darauf, daß der Kurfürst ihnen versprochen hätte, keine Kontribution, keine Gelder für die Soldaten, zu fordern, und nun sollten sie auf eigene Kosten die Festung bauen.

Friedrich Wilhelm hielt einerseits die Bürger hin, andererseits trieb er sie zum Festungsbau. Langwierige und zähe Verhandlungen schlossen sich an; die Bürger Berlins schrieben Eingaben und klagten auf Entschädigung. Sie wollten sich nicht widerstandslos ihrem Schicksal ergeben. Zwar kam es zu keinem Aufstand und zu keiner spektakulären Aktion, doch gehören die Auseinandersetzungen zwischen den Berliner Bürgern und dem Kurfürsten zu den Klassenauseinandersetzungen jener Jahre. Sie fanden in einer niederen Form statt; es ging um Entschädigung, Bezahlung für erbrachte Leistungen und ähnliches. Gleichwohl sind sie aber wesentlicher Bestandteil des Kampfes der Berliner gegen die Hohenzollern. Die Einwohner der Stadt sahen den Sinn der Befestigung nicht ein; sie brauchten sie nicht. Die Anlagen behinderten sie und engten die Stadt ein. Das innerhalb der Festung gelegene Land war recht bald mit Häusern bebaut. Die Berliner mußten vor die Festung ziehen. Dort rissen die Soldaten dann wieder die Häuser ein, um im Fall einer kriegerischen Auseinandersetzung die Festungsbauwerke frei zu haben. Die Bürger klagten beim Kurfürsten, der den Berlinern das Bauen vor den Toren gestattet hatte, da er andererseits ja auch wollte, daß sich seine Residenz erweiterte. So entstanden vor der Festung neue Stadtteile, die notdürftig in das Festungssystem einbezogen wurden. Die 6 Tore der Festung erwiesen sich für den Verkehr als unzureichend; sie störten und zwangen unnötige Wege auf.

Auch der Unterhalt der Festung forderte zunehmende Kosten, die die Berliner nicht tragen konnten und wollten. Pläne zum Umbau und zur Erweiterung der Festung wurden erwogen und wieder verworfen. Die territoriale Vergrößerung Brandenburg—Preußens infolge der expansionistischen Politik der Hohenzollern verschob die Landesgrenzen, so daß Berlin immer weiter von ihnen entfernt lag und eine Bedrohung der Stadt von außen immer unwahrscheinlicher wurde. Aber der Kurfürst ließ nicht locker vom Festungsgedanken, um ein Unterdrückungsmittel nach innen zu behalten.

In den folgenden Jahren verloren die Festungsanlagen nach und nach ihre eigentliche Aufgabe. 1736, unter dem Enkel des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, wurde bei der Abreise des polnischen Königs zum letztenmal von den Werken Salut geschossen. Nach 1746 begann man die Wälle abzutragen und die Anlagen zu bebauen, ohne daß jedoch

Berlin den Status einer Festung verlor. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren dann alle Wälle verschwunden, und die Einengung der breiten Wassergräben für Bauzwecke begann. Ab 1874 wurden auch die Wassergräben bebaut, so daß bis auf den Verlauf einiger Straßen die Festungsanlagen völlig aus dem Stadtbild verschwanden.

Betrachtung zum Schluß

Die Festung Berlin war also insgesamt nur eine Episode in der Geschichte dieser Stadt. Ernsthaft erprobt wurde sie nie, und einer Belagerung brauchte sie auch nicht standzuhalten. Man kann sie aber auch nicht nur als ein teures Spielzeug der Hohenzollern betrachten; denn sie diente innenpolitischen Unterdrückungsmaßnahmen und war Stütze einer expansiven Außenpolitik.

Für die Berliner brachte die Festung allerdings nur Nachteile, da sie ihren Bau finanzieren und ausführen mußten. Die Festung engte auf lange Zeit die Entwicklung Berlins ein und zwang zur Ausnutzung selbst des kleinsten Fleckchens Boden innerhalb der Stadt. Daraus entwickelte sich ein Grundzug der Baupolitik in Berlin, der in der kapitalistischen Bau- und Bodenspekulation, in den Mietskasernen seine unrühmliche Fortsetzung fand.

Berlin war Hauptort Brandenburg–Preußens geworden. Hauptstadt im eigentlichen Sinne wurde es erst im 19. Jahrhundert, und das hat – entgegen allen Behauptungen bürgerlicher Historiker – wenig mit der Bestimmung Berlins zum Hauptort Brandenburg–Preußens und seiner Erklärung zur Festung zu tun. Vielmehr waren es die beginnende Industrialisierung und die Entstehung der Arbeiterklasse, die – gegen den Willen der Hohenzollern, die lieber bei der Festung geblieben wären – die feudalabsolutistischen Fesseln sprengten und Berlin zu einer modernen Industriestadt und zu einem Feld großer Klassenauseinandersetzungen werden ließen.

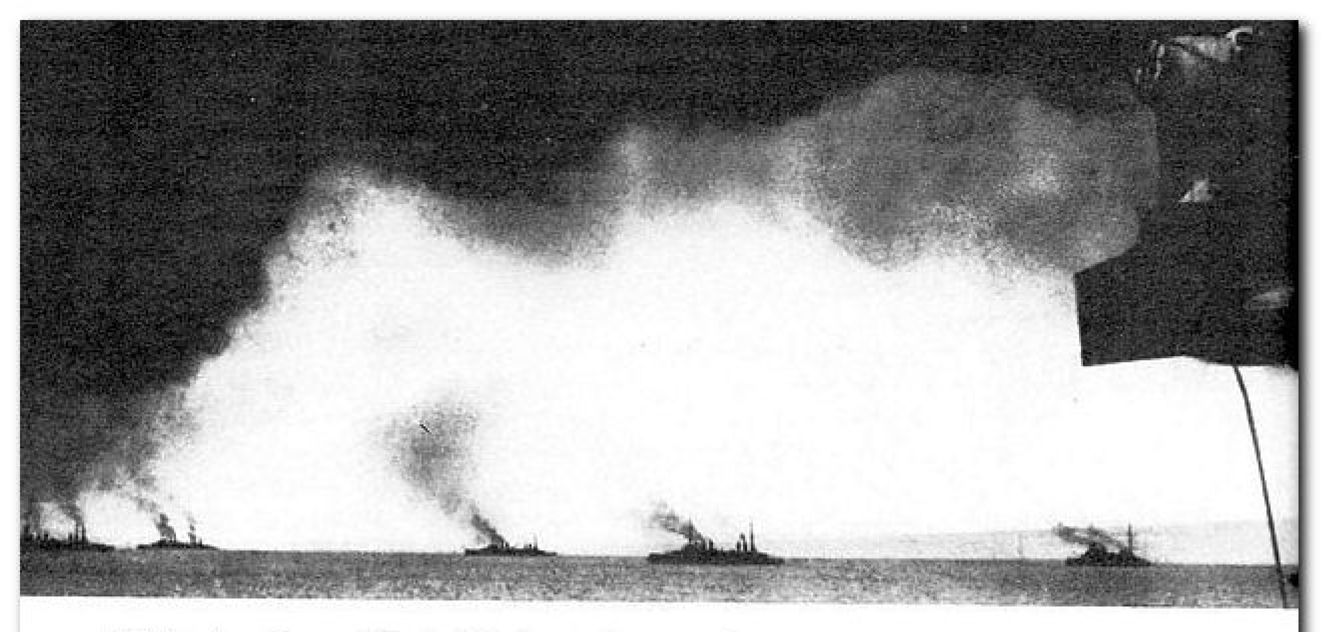
Ein Admiral spielt va banque

Oberst Dieter Peißker

Am frühen Morgen des 18. März 1915 surrt am wolkenlos blauen Himmel über den Dardanellen der Motor eines Flugzeugs. Eine zweisitzige Rumplertaube zieht von Tschanak her die Meerenge zwischen der Halbinsel Gallipoli und Kleinasien entlang und entschwindet mit Südkurs im flimmernden Frühdunst über dem Ägäischen Meer. Dann ist wieder Stille. Von einem leichten Südwestwind gekräuselt, gleißt das tiefblaue Wasser der Dardanellen im Sonnenschein. Nur wenige Schiffe und Boote furchen zu dieser Stunde ihre Fluten. Vom Nadelöhr der Meerenge bei Tschanak und Kilid Bahr bis hinunter zur Ausfahrt ins Ägäische Meer ist sie gar wie leergefegt. In den Dörfern auf beiden Ufern regt sich keinerlei Leben. Auch die massig auf die Kuppen flacher Hügel hingeduckten altertümlichen Forts scheinen ausgestorben. Im milden Licht dieser Morgenstunde offenbaren selbst die schroffen kahlen Höhen Gallipolis herben Reiz.

Doch das friedliche Bild trügt. Von Süden her, aus Richtung der Insel Tenedos, weht der Wind für einen Moment leichten Geschützdonner über die See, und von dort schwirrt auch die Rumplertaube eilig auf die Küste zurück. Der Pilot scheint das Letzte aus ihrem schwachen, hellsingenden Motor herauszuholen. Über der Meerenge geht der luftige Flugapparat rasch tiefer und taucht bei Tschanak hinter den Hügeln unter. Wenig später gellen in den türkischen Forts und Küstenbatterien beiderseits der Wasserstraße die Signalhörner Alarm.

Bald wird klar, was den fliegenden Aufklärer zur Eile trieb. Vereinzelt und zaghaft erst, dann immer zahlreicher und dicker zeichnen dunkle Rauchfahnen vor der Meerengeneinfahrt ein bizarres Muster in den Himmel. Schwärzliche stählerne Schiffsleiber schieben sich über die Kimm und halten auf die Einfahrt zu. Je näher das Schiffsgeschwader kommt, desto klarer zeichnet sich seine Zusammensetzung ab. Sechs, zehn, nein, sechzehn große gepanzerte Schiffe sind das, die da in drei Abteilungen in voller Fahrt herandampfen, umgeben von einem Schwarm aus Kreuzern, Zerstörern und Minenräumbooten. In der ersten Abteilung läuft, deutlich erkennbar, die „Queen Elizabeth", das modernste und stärkste Großkampfschiff der britischen Flotte. Im Top führt es die Flagge des Kommandierenden Admirals. In seinem Kielwasser folgen die starken Linienschiffe „Agamemnon" und „Lord Nelson" sowie mit dem Schlachtkreuzer „Inflexible" ein zweites modernes Großkampfschiff. In den Masten der Linienschiffe der zweiten Abteilung flattert die Trikolore Frankreichs im Fahrtwind. Schon sind die vordersten der gepanzerten Ungetüme so nahe an die Außenforts der Meerenge heran, daß mit den Geschützen ihres Hauptkalibers der Beschuß der Befestigungen möglich wäre. Jetzt könnte auch von dort das Feuer erwidert werden. Aber hüben und drüben schweigen die Geschütze, selbst dann noch, als die beiden vorderen Abteilungen des Geschwaders die Einfahrt passieren und sich innerhalb der Meerenge zu zwei Dwarslinien entfalten. Vizeadmiral de Robeck auf der



Brücke der „Queen Elizabeth" schaut triumphierend hinüber zu den türkischen Außenforts Sedd il Bahr und Kum Kale, zu den Wällen der Batterien Orhanie und Ertogrul. Klaffende Löcher und tiefe Breschen im meterdicken Gemäuer der alten Festungen, zerschossene und gesprengte, von Trümmern und Sand halbverschüttete Geschütze auf zerwühlten Traversen bezeugen, daß die Schiffsartillerie und ausgesetzte Sprengkommandos der vereinigten britisch-französischen Flotte hier zuvor bereits ganze Arbeit geleistet haben. Aus diesen Trümmerhaufen droht de Robecks Armada keine Gefahr mehr. „So wie diese hier", denkt der Admiral, „werden wir heute die Hauptwerke bei Tschanak und Kilid Bahr zusammenschießen. Und dann ..." De Robeck lächelt versonnen. Dann wird er endlich dem Ersten Lord der Britischen Admiralität jenen Funkspruch übermitteln können, auf den Sir Winston Churchill schon so lange vergeblich wartet. Aber noch ist es nicht soweit.

Verlassen wir hier für einen Augenblick Admiral de Robeck auf der Brücke seiner schwimmenden Festung. Werfen wir einen Blick auf die historischen Umstände und Ereignisse, die seine Flotte in kriegerischer Mission an die Meerenge zwischen dem Ägäischen und dem Marmarameer geführt haben.

Seit einem halben Jahr ist Krieg in Europa. Im glutheißen Sommer des Jahres 1914 hat sich auf dem Balkan an einem lokalen österreichisch-serbischen Konflikt die Flamme eines großen Krieges entzündet. Die Historiker werden ihn später den ersten Weltkrieg nennen. Zwei starke imperialistische Mächtegruppen sind in Verfolgung ihrer gegensätzlichen ökonomischen und politischen Interessen hart aneinandergeraten und versuchen, ihre Absichten mit militärischer Gewalt durchzusetzen: die beiden Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn auf der einen und die Entente mit Großbritannien, Frankreich und Rußland auf der anderen Seite. Während in Europa bereits erbitterte Schlachten toben, findet weit abseits des kriegerischen Geschehens, in Konstantinopel, ein Kampf besonderer Art statt. Hier, in der Hauptstadt des Osmanischen Reiches, ringen diplomatische und militärische Vertreter der beiden kriegführenden Parteien mit allen Mitteln um die Gunst seiner Regierung; denn die Türkei, wie das Osmanenreich allgemein genannt wird, spielt in den politischen und militärischen Plänen der beiden Koalitionen eine wichtige Rolle, die letztlich von den ökonomischen Interessen und Expansionsabsichten der Imperialisten dieser Länder bestimmt wird. Sowohl die Mittelmächte als auch die Staaten der Entente können sich in der türkischen Regierung auf starke Fraktio-



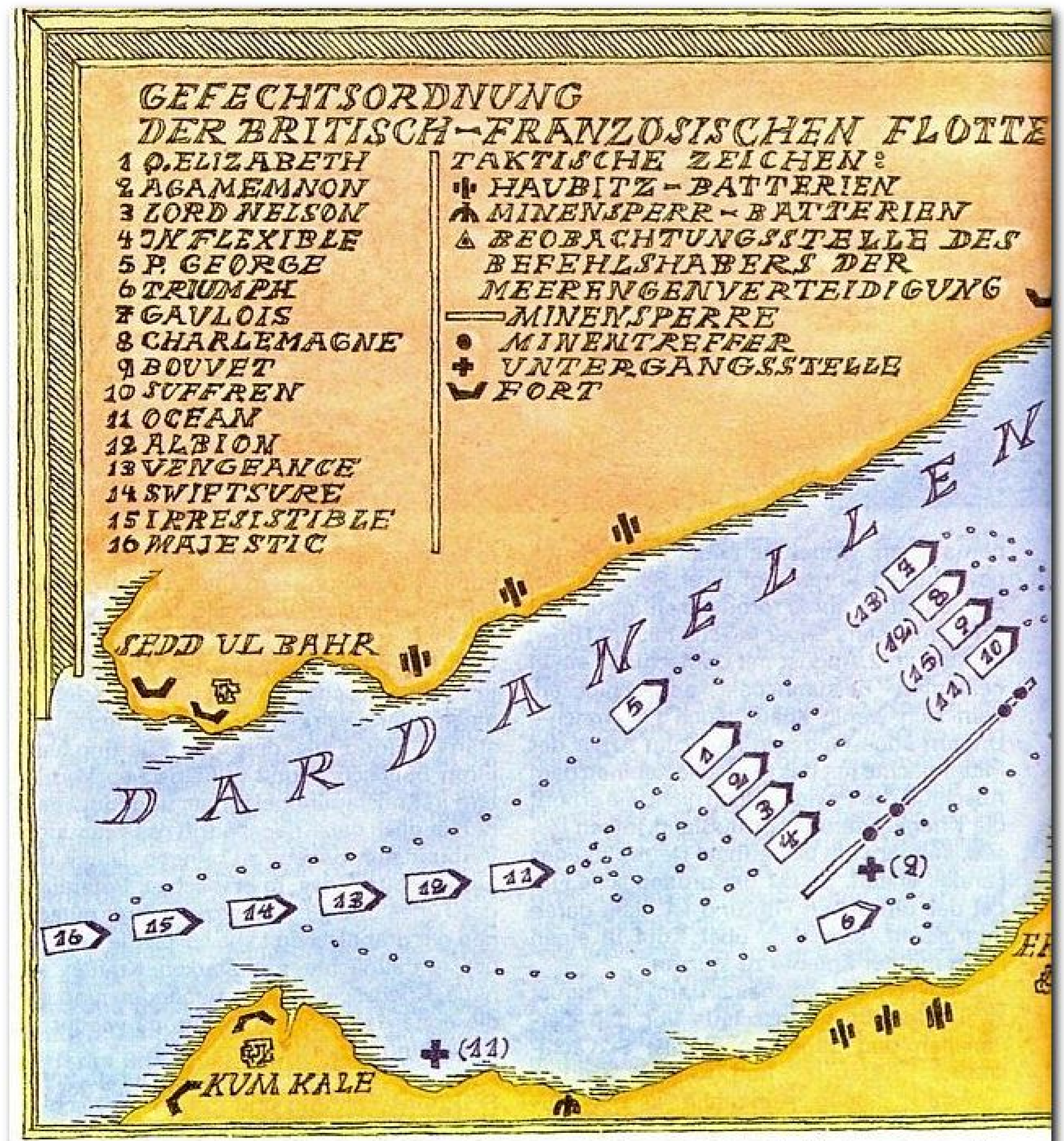
nen stützen, wobei die Mittelmächte einen gewichtigen Vorteil auf ihrer Seite haben. Auf Initiative ihres prodeutsch gesinnten Kriegsministers Enver Pascha hat die Türkei bereits am 2. August mit Deutschland einen geheimen Beistandspakt abgeschlossen, dem sich wenig später auch Österreich—Ungarn angeschlossen hat. Zum Ärger der Mittelmächte hat das türkische Kabinett dem Abschluß des Paktes jedoch nicht wie erhofft die Kriegserklärung an Rußland folgen lassen, sondern die bewaffnete Neutralität des Landes erklärt. Selbst der prodeutsche Flügel der türkischen Führung ist nicht daran interessiert, sich Hals über Kopf in einen Krieg mit der Entente zu stürzen.

Zur Nachhilfe erscheinen am 10. August zwei deutsche Kriegsschiffe vor den Dardanellen und begehren Einlaß: Schlachtkreuzer „Goeben" und Kleiner Kreuzer „Breslau". Ihnen Aufenthalt in den türkischen Gewässern zu gewähren wäre ein solcher Neutralitätsbruch, daß daraus – so hofft man in Deutschland – unvermeidlich die Kriegserklärung der Ententemächte an die Türkei folgen müßte. Doch der wendige Enver Pascha findet noch einmal einen Ausweg, den schließlich auch die deutsche Führung akzeptiert. Die Entente wird durch einen fiktiven Verkauf der beiden Schiffe an die Türkei über die Neutralitätsverletzung getäuscht, während andererseits der Befehlshaber der deutschen Schiffe, Konteradmiral Souchon, zum Chef der türkischen Marine avanciert und bald mit der Flotte schalten und walten kann, wie er will. Nachdem die Blitzkriegspläne der Mittelmächte in Europa gescheitert sind und der Krieg in einem langwierigen Stellungskampf erstarrt, fordert die deutsche Führung von ihren politischen und militärischen Vertretern in Konstantinopel immer ungeduldiger, nun endlich den Kriegsbeitritt des säumigen Verbündeten zuwege zu bringen. Durch die Einbeziehung des militärischen Potentials der Türkei und die Ausnutzung ihrer günstigen geographischen Lage sollen die Gegner der Mittelmächte mit starken Kräften an neue Kriegsschauplätze gebunden und so die erstarrten Fronten in Europa wieder in Bewegung gebracht werden.

Mit Enver Paschas Zustimmung, unter Souchons Führung und mit der türkischen Flagge am Mast überfallen „Goeben" und „Breslau" zusammen mit einigen türkischen Schiffen am 29. Oktober 1914 mehrere russische Schwarzmeerhäfen, beschießen ihre Hafenanlagen, versenken Schiffe und setzen Öllager in Brand. Durch den heimtückischen Überfall ist der Krieg un-

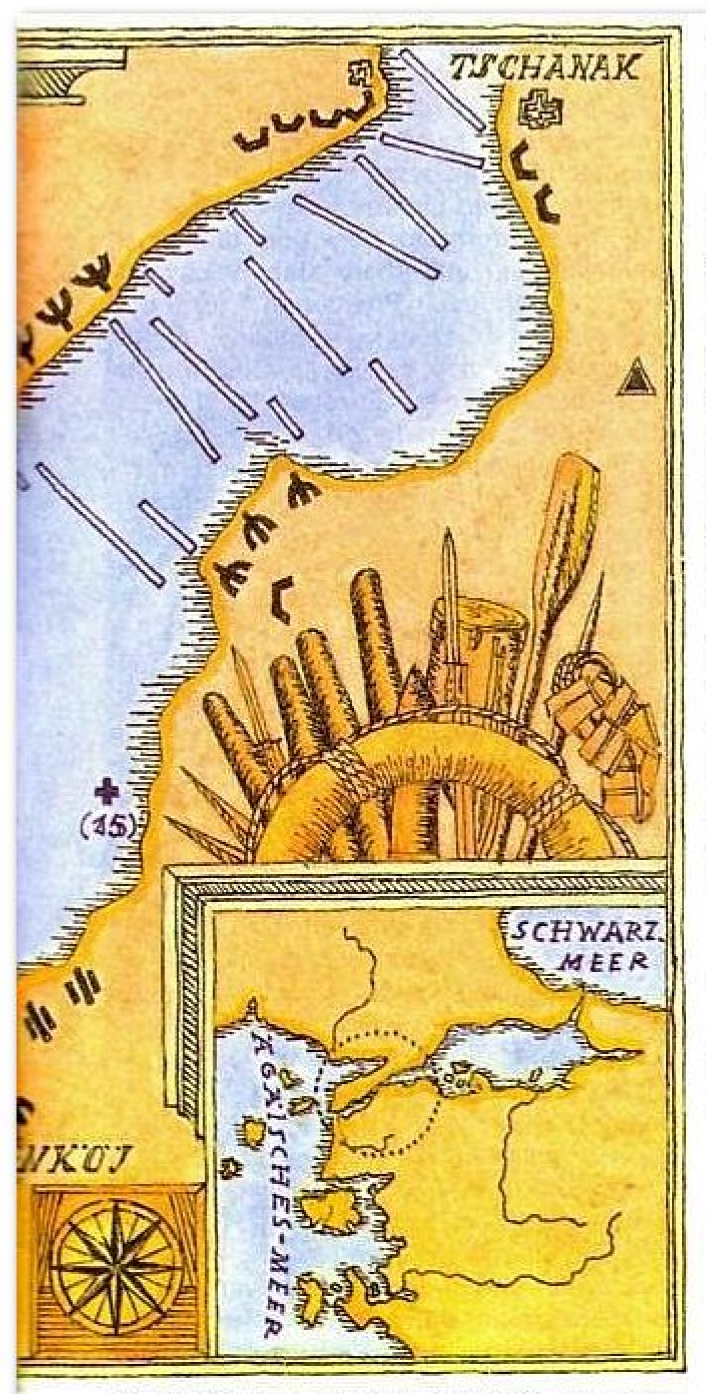
Britische und französische Linienschiffe entfalten sich zum Artilleriekampf

Die alten Befestigungen von Sedd il Bahr am Meerengeneingang



vermeidlich gemacht worden. Nacheinander erklären Rußland, Großbritannien und Frankreich der Türkei den Krieg.

Rußland hat durch die Sperrung der beiden Meerengen zwischen Schwarzem und Ägäischem Meer – Bosporus und Dardanellen – die wichtige Mittelmeerverbindung zu seinen Bundesgenossen verloren. Da auch die Ostsee durch die deutsche Flotte blockiert ist und die Häfen im hohen Norden und im Fernen Osten für Nachschubzwecke zu weit weg und verkehrstechnisch zu schlecht erschlossen sind, macht sich bei der geringen eigenen Rüstungsproduktion bald ein starker Mangel an Kriegsgerät und Munition bemerkbar. Zar und zaristische Regierung erwarten deshalb von ihren Verbündeten, daß sie die beiden Meerengen umgehend freikämpfen. Das liegt auch durchaus im Interesse der beiden westlichen



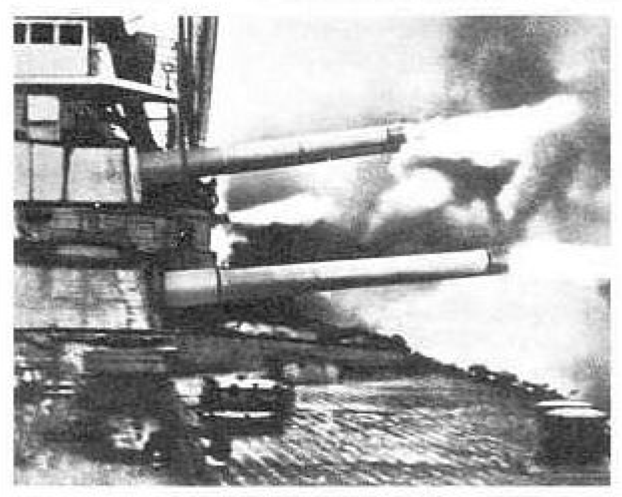
Großmächte, und zwar nicht allein, um dem bedrängten Verbündeten zu helfen, sondern vielmehr noch, weil sich damit sehr eigensüchtige Interessen verbinden lassen; denn die Inbesitznahme der Meerengen einschließlich Konstantinopels bietet die beste Gewähr, alle Expansions- und Okkupationsversuche des deutschen Imperialismus im Nahen Osten von vornherein zu vereiteln, die eigene Anwartschaft auf diese ökonomisch und strategisch wichtige Region zu wahren und gleichzeitig auch den russischen Ambitionen auf Inbesitznahme der Meerengen einen Riegel vorzuschieben.

Die beiden Westmächte haben die Dardanellen auch bereits unmittelbar nach dem Einlaufen der beiden deutschen Kriegsschiffe unter Kontrolle genommen und blockieren die Meerenge nach Kriegsbeginn völlig. Bereits wenige Tage darauf, Anfang November, erscheinen zum erstenmal britische und französische Kriegsschiffe vor den Dardanellen, um die türkischen Forts am Meerengeneingang zu beschießen. Dann vergehen jedoch Wochen und Monate, ehe an den Dardanellen wieder etwas geschieht. Marineminister Churchills Absicht, so schnell wie möglich auf der Halbinsel Gallipoli zu landen, um die Türkei rasch in die Knie zu zwingen und die noch neutralen Balkanmächte auf die Seite der Entente zu ziehen, läßt sich nicht verwirklichen; Kriegsminister Feldmarschall Kitchener hat dafür keine Truppen zur Verfügung. So setzt sich schließlich, nachdem Anfang Januar ein russischer Hilferuf die Dringlichkeit einer militärischen Aktion gegen die Türkei deutlich gemacht hat, die Idee einer reinen Flottenaktion gegen die Meerenge durch. In systematischen Angriffen sollen starke Flottenkräfte unter Vizeadmiral Carden zuerst die Forts am Meerengeneingang zusammenschießen und sich danach Schritt für Schritt durch die Dardanellen hindurchkämpfen. Während die Linienschiffe tagsüber die Batterien und die zentralen Forts am Nadelöhr der Meerenge bei Tschanak und Kilid Bahr bekämpfen sollen, hat eine Flotte von Minensuch- und Räumbooten nachts im Feuerschutz einiger Linienschiffe und Kreuzer einen Weg durch die Minensperren zu bahnen. Ist der Flotte erst einmal der Durchbruch durch die Meerenge gelungen, hält man in London und Paris den Fall von Konstantinopel für unvermeidlich. Diese Zuversicht steigt noch, nachdem im Endstadium der Planung des Flottenangriffs doch plötzlich Armeekräfte in Aussicht gestellt werden, die nach dem Flottendurchbruch durch eine Landung bei Bulair die türkischen Kräfte auf Gallipoli zerschlagen und in Konstantinopel einmarschieren können.

Im Februar 1915 nimmt die britisch-französische Flotte die Beschießung der Außenforts wieder auf. In zwei Angriffen, am 19. und vor allem am 25. Februar, werden die Forts von Sedd il Bahr und Kum Kale sowie die benachbarten Batterien Ertogrul und Orhanie von mehreren Linienschiffen, darunter der „Queen Elizabeth", völlig zusammengeschossen. Was noch halbwegs intakt ist, wird von ausgesetzten Sprengkommandos der Schiffe in die Luft gejagt. In der ersten Märzhälfte ist die britisch-französische Flotte, sooft es das Wetter erlaubt, im Einsatz, um die Batterien und Forts zu beschießen und Minen aufzunehmen. Doch obwohl die Schiffe mittlerweile in den äußeren Dardanellen operieren, will und will sich der entscheidende Erfolg gegen die zentralen Forts nicht einstellen. Es gelingt nicht, ihre schweren Geschütze außer Gefecht zu setzen. Von Churchill zu massiverem und risikovollerem Vorgehen gedrängt, resigniert Carden und meldet sich krank. Sein Nachfolger aber, Vizeadmiral de Robeck, ist bereit, den Durchbruch mit Macht zu erzwingen. Am 18. März spielt er va banque.

In den türkischen Forts und Batteriestellungen auf beiden Ufern der Dardanellen ist in dieser Vormittagsstunde des 18. März jedem klar, was die Glocke geschlagen hat. Das ist er, der lange erwartete Großangriff der vereinigten britisch-französischen Flotte. Der Versuch, mit geballter Kraft gewaltsam den Durchbruch durch die Dardanellen zu erzwingen. Denn der Schwarm begleitender Minenräumboote kann nur bedeuten, daß der Gegner heute im hellen Sonnenschein wagen will, was ihm wochenlang nachts nicht gelingen wollte: im Wirkungsbereich der türkischen Hauptwerke, im Feuer zahlreicher Haubitz- und Sperrbatterien den Linienschiffen das Fahrwasser durch die Minenfelder freizuräumen. Und auch in den Forts und Batterien weiß man: Gelingt dieses Vorhaben, stößt die Flotte des Gegners durch die Dardanellen ins Marmarameer vor, dann liegt die Hauptstadt des Osmanischen Reiches, liegt Konstantinopel wehrlos ausgebreitet vor ihm. Dann ist der Weg frei in den von dieser Seite her völlig ungeschützten Bosporus und weiter hinein ins Schwarze Meer. Dann ist der Krieg für die Türkei verloren, ehe er richtig begonnen hat.

Es ist 11.45 Uhr. Die erste Staffel des Geschwaders – zwei Linien- und zwei Großkampfschiffe, an den Flanken gedeckt von je einem älteren Linienschiff – hat in etwa 14000 m Entfernung von den türkischen Hauptwerken, außerhalb der Reichweite ihrer Geschütze, Positionen für den Artilleriekampf bezogen. De Robeck befiehlt: „Feuer!" Aus den schweren Geschütztürmen der „Queen Elizabeth", der Linienschiffe „Agamemnon" und „Lord Nelson" sowie denen des Schlachtkreuzers „Inflexible" schießen meterlange Feuerstrahlen; dunkle Rauchwolken verhüllen für Augenblicke die Aufbauten. Dem Dröhnen der Abschüsse folgt Sekunden später der Donner der Einschläge. Nahe bei und über den Forts bei Tschanak und Kilid Bahr steigen riesige Fontänen aus Erde, Gestein und Rauch in den Himmel. Wehrlos und untätig sind die Besatzungen der Forts in die Dekkungen gezwungen, jeden Augenblick gewärtig, daß ein Volltreffer sie und ihre Geschütze außer Gefecht setzt. Nur aus den Hügeln im weiten Vorfeld der Hauptwerke schlägt es auf die Angreifer zurück. Die Batterien Dardanos auf der kleinasiatischen und Beikusch auf der europäischen Seite der Meerenge eröffnen mit ihren modernen 15-cm-Schnellfeuerkanonen das Feuer auf die Schiffe. Geschickt zwischen den Hügeln beider Ufer versteckte, durch Scheinstellungen vor rascher Entdeckung geschützte und auf ständige Stellungswechsel eingerichtete Haubitz- und Feldgeschützbatterien überschütten sie mit einem Hagel von Geschossen. Zwar können diese die schwere Panzerung der Linienschiffe nicht durchschlagen; sie richten jedoch vor allem auf Oberdeck beträchtliche Schäden an und zwingen die Schiffe, unaufhörlich zu manövrieren. Darunter aber leidet die Genauigkeit ihres Feuers. Ihnen die lästigen Batterien vom Leibe zu halten ist Aufgabe der beiden älteren Linienschiffe „Triumph" und „Prince George" an den Flanken der ersten Staffel. Im Wechsel Kreise und gerade Kurse fahrend, um sich selber dem gegnerischen Beschuß zu entziehen, jagen sie Breitseite auf Breitseite hinüber zwischen die Hügel,



ohne jedoch das Feuer der Haubitzen und Feldgeschütze ernsthaft beeinträchtigen zu können. Nur die auf einem hohen Hügel weithin sichtbare Batterie Dardanos wird immer wieder von schweren Treffern eingedeckt und zeitweilig außer Gefecht gesetzt. „Queen Elizabeth" hat sich auf das stärkste der Forts, das auf der kleinasiatischen Seite gelegene Werk Anatoli Hamidie, eingeschossen, während die drei anderen Schiffe die Forts auf der europäischen Seite bekämpfen. Gegen 12 Uhr zerschlägt ein Volltreffer aus einem der 38,1-cm-Geschütze der „Queen Elizabeth" die Nachrichtenzentrale auf Anatoli Hamidie. Damit ist die Verbindung des Hauptgefechtsstands der Dardanellenverteidigung, der sich auf einem Berg zwischen Tschanak und Dardanos befindet, mit den Forts und Batterien unterbrochen. Dem Befehlshaber der Meerengenverteidigung, dem deutschen Admiral von Usedom, droht die Führung des Verteidigungskampfes zu entgleiten. Erst gegen Abend kann die Telefonverbindung wiederhergestellt werden. Da de Robeck annimmt, Anatoli Hamidie ausgeschaltet zu haben, verlegt „Queen Elizabeth" ihr Feuer auf das dahinterliegende Fort Tschimenlik, wo sie alsbald mehrere schwere Treffer erzielt.

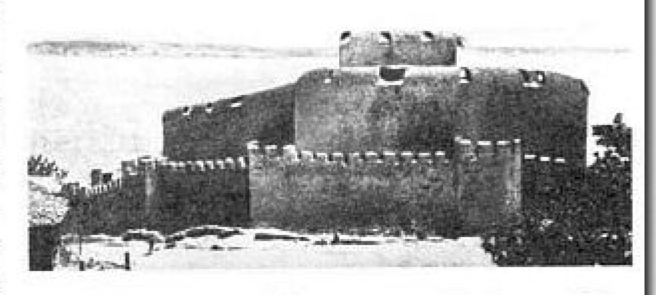
Während de Robeck sein Flaggschiff in einer solchen Position hält, wo es von keiner der türkischen Batterien wirksam bekämpft werden kann, ist der Schlachtkreuzer „Inflexible", der dicht unterhalb des kleinasia-

Vor dem Kampf: Bord-Gottesdienst auf „Queen Elizabeth"

Den Psalmen folgt der Donner der 38,1-cm-Geschütze

tischen Ufers manövriert, massivem Feuer mehrerer Haubitzbatterien ausgesetzt. Kurz nach 13 Uhr erhält das Schiff binnen einer halben Stunde einige schwere Treffer. Ein 30,5-cm-Turm, der Artillerieleitstand und die Funkstation fallen aus, weitere Treffer verwüsten Brücke und Fockmast. Ein Brand bricht aus. „Inflexible" ist zur Wiederherstellung der Kampffähigkeit gezwungen, vorübergehend die Gefechtsordnung zu verlassen und sich zurückzuziehen. Auch „Agamemnon" erhält mehrere Wirkungstreffer und versucht, Kreise fahrend, sich dem Feuer des Gegners zu entziehen.

De Robeck hält den Zeitpunkt für gekommen, seine zweite Staffel in die Schlacht einzuführen. 13.22 Uhr gibt er dem Befehlshaber der französischen Linienschiffsabteilung, Admiral Guepratte, den Befehl, mit seinen vier älteren Linienschiffen an der ersten Staffel vorbeizugehen und die Forts aus kürzerer Schußentfernung endgültig auszuschalten. Mit hoher Fahrtstufe geht das französische Flaggschiff „Suffren", gefolgt von dem Linienschiff „Bouvet", auf der asiatischen Seite an der aus allen Rohren feuernden ersten Staffel vorbei und stößt nach vorn; auf der europäischen Seite doublieren „Gaulois" und „Charlemagne" das Manöver. Auf etwa 9000 m Entfernung eröffnen sie mit dem Hauptkaliber ein mörderisches Feuer auf die Forts, während ihre Mittelartillerie die Batterien im Vorfeld der Werke mit einem Granathagel überschüttet. Im konzentrierten Feuer der neun Linienschiffe versinken die Forts und Batterien in Wolken von Feuer, Rauch und Sand. Etliche Weitschüsse schlagen in die Ortschaften



Türkisches 24-cm-Geschütz in offener Batteriestellung in Fort Anatoli Hamidie

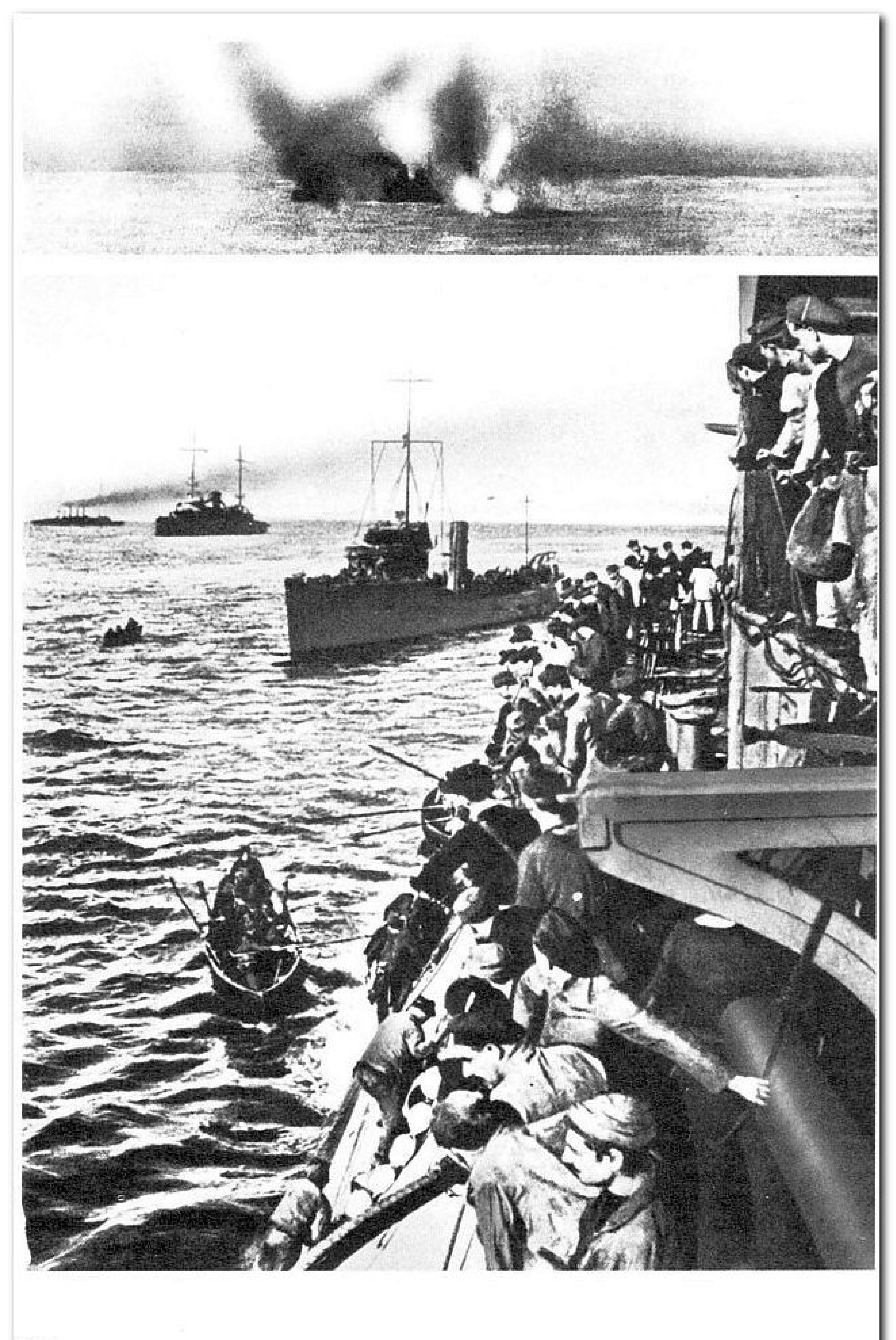
Fort Kilid Bahr von der Landseite aus gesehen

Tschanak und Kilid Bahr ein, die zu brennen beginnen. Auf beiden Ufern, soweit das Auge reicht, pflügen Geschoßeinschläge die Erde um, vermischt sich der Rauch der Detonationen mit dem Pulverqualm der pausenlos feuernden Haubitzen und Feldgeschütze zu einem dichten Schleier, der sich über die Hügel legt. Vom britischen Flugzeugmutterschiff „Ark Royal" ausgeschickte Seeflugzeuge kreuzen über dem Schlachtfeld und melden, daß Fort Tschimenlik und Batterie Dardanos endgültig niedergekämpft sind.

Die vorstoßende französische Abteilung aber ist jetzt in den Feuerbereich der übrigen Forts geraten. Auf Anatoli Hamidie eröffnen zwei schwere 35,5-cm-Geschütze und mehrere 24-cm-Kanonen das Feuer auf „Bouvet". Auch die Forts der europäischen Seite greifen in das Gefecht ein. „Gaulois" erhält schon nach kurzer Zeit einen schweren Treffer ins Vorschiff. Mehrere Abteilungen laufen voll Wasser. Mit tiefliegendem Bug schert das Schiff aus der Gefechtsordnung aus und übergibt den größten Teil seiner Besatzung an herbeigeeilte Zerstörer. Dann schleppt es sich mühsam aus der Meerenge hinaus. Wenig später muß es in höchster Not nahe Tenedos auf Grund gesetzt werden. Auch „Bouvet" und „Suffren" erhalten zahlreiche Treffer. Ein 30,5-cm-Turm bei dem einen, ein 15-cm-Geschütz bei dem andern fallen dadurch aus. Brennend drehen beide in Richtung der Meerengeneinfahrt ab. Doch „Bouvet" erreicht sie nicht. 14.54 Uhr erschüttert eine schwere Minendetonation das Schiff, wenige Augenblicke später eine zweite. Binnen drei Minuten kentert das Linienschiff und versinkt, das Heck voran, den Bug für Sekunden steil aufgerichtet, mit 639 französischen Seeleuten in den Fluten der Dardanellen. Nur 35 Mann der Besatzung können von Zerstörern und Minenräumbooten gerettet werden. Damit ist die zweite Staffel des britisch-französischen Geschwaders praktisch aus dem Kampf ausgeschieden. Aber auch das Feuer der Forts hat merklich nachgelassen. Gegen 15 Uhr sind sie gar völlig verstummt. „Niedergekämpft", nimmt de Robeck an. Ein Irrtum, wie sich zeigen wird.

Angesichts des sehr schweren Stands seiner französischen Abteilung hat der Flottenchef bereits 14.25 Uhr die dritte Abteilung heranbefohlen. In Kiellinie laufen jetzt die sechs älteren britischen Linienschiffe „Ocean", „Irresistible", „Albion", „Vengeance", „Swiftsure" und „Majestic" in die Meerenge ein und entfalten sich als Ablösung der französischen Schiffe zur zweiten Staffel. 15.36 Uhr eröffnen sie das Feuer auf die Forts. „Vengeance" nimmt sich Anatoli Hamidie vor; „Swiftsure" und „Majestic" lösen „Triumph" und „Prince George" bei der Bekämpfung der Batterien außerhalb der Forts ab. Die übrigen Linienschiffe richten das Feuer ihrer Geschütze gegen die Forts auf der europäischen Seite. Die scheinbar niedergekämpften türkischen Forts erwidern das Feuer. Da insbesondere Anatoli Hamidie hartnäckigen, wenn auch immer wieder unterbrochenen Widerstand leistet, da seine Geschütze mehrfach von Erd- und Sandfontänen förmlich zugedeckt werden, geht auch „Ocean" bald auf dieses Ziel über.

Gleichzeitig mit der Einführung seiner dritten Abteilung hat de Robeck voller Ungeduld den Beginn des Minenräumens angeordnet. Der Schwarm der Räumboote rückt vor. Die ersten aufgebrachten Minen detonieren in unmittelbarer Nähe der feuernden Schiffe. Auf der Brücke der „Queen Elizabeth" nimmt man an, es handele sich um Treibminen, vom Gegner kurzfristig in die starke Außenströmung der Meerenge gesetzt, um eine zusätzliche Gefahr für die Schiffe heraufzubeschwören. Gegen 17 Uhr grollt erneut der dumpfe Donner einer Minendetonation über das Wasser. „Inflexible", erst knapp anderthalb Stunden wieder in der Gefechtsordnung, erhält an der Steuerbordseite des Vorschiffs einen schweren Minentreffer. Der Unterwassertorpedoraum läuft voll und wird für 27 britische Seeleute zum nassen Grab. An Bord bricht die Stromversorgung zusammen. Mit Schlagseite und tief im Wasser liegendem Vorschiff muß sich der Schlachtkreuzer erneut vom Kampfplatz verabschieden, erreicht aber glücklich seinen Ankerplatz bei Tenedos. Wenige Minuten später erwischt es „Irresistible". Eine Mine zerreißt die Panzerung des Steuerbordmaschinen-



raums, der sofort volläuft. Das Schott zum Backbordmaschinenraum bricht. Bewegungsunfähig wird das in der Gegenströmung langsam auf Kap Kefes zutreibende Schiff zur Zielscheibe mehrerer Haubitz- und Feldgeschützbatterien. Auch die schweren Geschütze von Anatoli Hamidie schießen sich auf „Irresistible" ein. Im Hagel der Geschosse versuchen andere britische Schiffe die Besatzung zu bergen. Ein Minenräumboot sinkt nach Volltreffer. Erst dem Zerstörer „Wear" gelingt es, tollkühn längsseits zu gehen und 28 Offiziere und 582 Matrosen an Bord zu nehmen.

Nur langsam begreift de Robeck, daß hier keine einzelnen Treibminen ihr zufälliges Spiel getrieben haben, sondern daß der rechte Flügel seiner vorgeschobenen zweiten Staffel und auch „Inflexible" die ganze Zeit über in einem bisher übersehenen Minenfeld manövriert haben. Der Admiral gibt seiner vorgeschobenen Staffel Befehl, sich sofort zurückzuziehen. Nur „Ocean" und „Swiftsure" sollen noch den Versuch wagen, „Irresistible" wenigstens in den Außenstrom zu schleppen, damit das Schiff seewärts treibt und nicht dem Gegner in die Hände fällt. Der Flottenchef sieht ein, daß sein waghalsiger Durchbruchsversuch gescheitert ist. Gegen 18 Uhr befiehlt er der Flotte den allgemeinen Rückzug. Auch das Minenräumen wird abgebrochen. Die beiden Linienschiffe „Cornwallis" und „Canopus", die draußen vor der Meerengeneinfahrt auf Warteposition liegen und in der Nacht das Minenräumen durch Feuer auf die Haubitz- und Sperrbatterien decken sollten, brauchen gar nicht erst in die Meerenge einzulaufen.



Französisches Linienschiff im Feuer schwerer türkischer Geschütze

Linienschiff „Gaulois" gibt schwer beschädigt einen Teil der Besatzung an herbeigeeilte Zerstörer ab

Das französische Linienschiff „Bouvet" sinkt mit über 600 Mann

Das britische Linienschiff „Irresistible" vor dem Gefecht

Das britische Linienschiff „Ocean" soll „Irresistible" abschleppen und sinkt selbst nach Minentreffer

Die „Irresistible" schwer beschädigt kurz vor der Aufgabe





Aber noch treibt „Irresistible" dicht unter Land hilflos im Wasser, und noch immer im starken Feuer der türkischen Küstenbatterien. „Ocean" und „Swiftsure", selbst heftigem Feuer ausgesetzt, gelingt es nicht, das Schiff in Schlepp zu nehmen, und eine schwere Minendetonation auf „Ocean" macht 19.05 Uhr diesen Plan endgültig zunichte. Das Schiff hat in kurzer Zeit schwere Schlagseite und beginnt, nach einem Treffer in die Ruderanlage, sich im Kreise zu drehen. Wieder eilen Zerstörer herbei und nehmen unter starkem Beschuß die Besatzung an Bord. Dann folgen sie eilig der bereits aus der Meerenge abgelaufenen Flotte nach.

Es wird wieder still über den Dardanellen. Über den Dörfern auf beiden Ufern stehen dunkle Rauchwolken. Flammen züngeln aus zerschossenen Häusern und Stallungen. Abgebrochene Minarette recken anklagend ihre Stummel in den Himmel. In den Forts und Küstenbatterien sammeln sich die Verteidiger zum Appell.

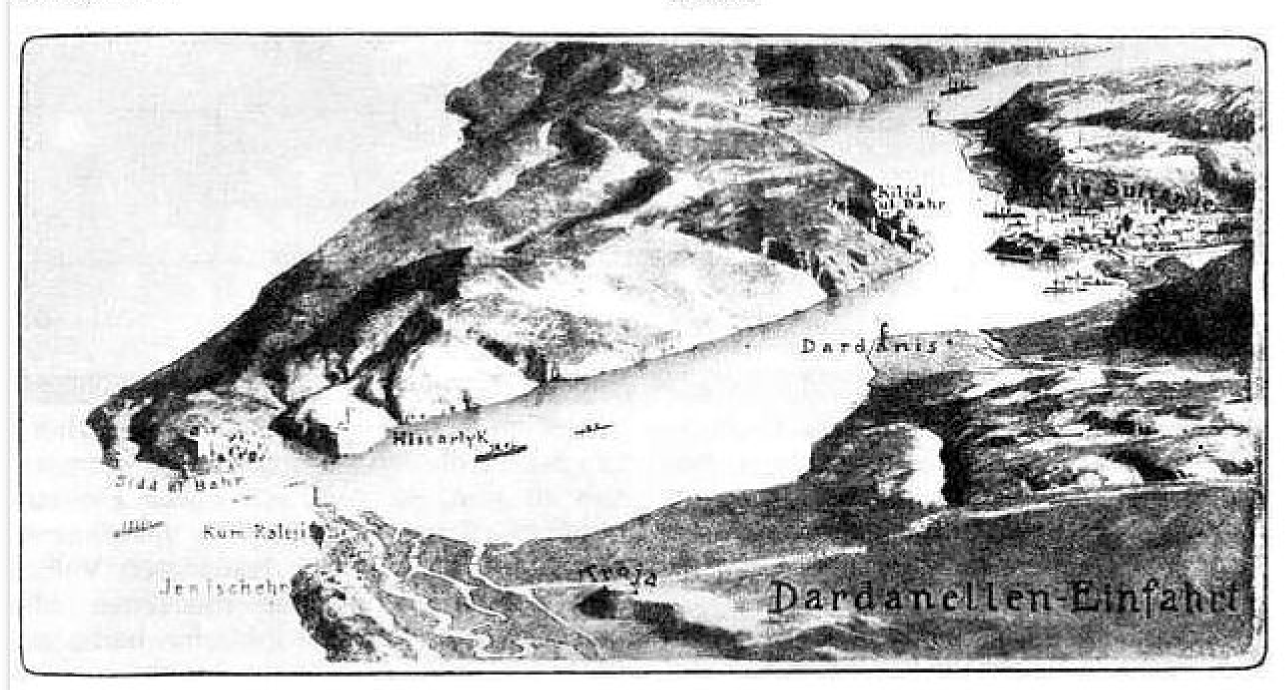
Auch das Schicksal der beiden verlassenen Schiffe vollendet sich. „Irresistible" sinkt gegen 20 Uhr dicht unter Land. Ein paar Stunden später, inzwischen hat sich die Nacht über die Dardanellen gesenkt, schließen sich auch über „Ocean" für immer die Fluten. Das Schiff sinkt nur wenige Dutzend Meter vom Ufer der Trojanischen Ebene entfernt, dort, wo sich nach Homer das im sagenumwobenen Trojanischen Krieg heißumkämpfte Schiffslager der griechischen Belagerer befand.

Damit hat eine Schlacht ihr Ende gefunden, die in die Annalen der Kriegsgeschichte als die bis dahin größte einer Hochseeflotte gegen reguläre Befestigungswerke eingehen wird. Sie endet für die britisch-französische Flotte mit einer schweren Niederlage und hohen Verlusten. Der versuchte Durchbruch durch die Dardanellen ist gescheitert; drei Linienschiffe von sechzehn eingesetzten sind gesunken, zwei weitere sowie ein moderner Schlachtkreuzer sind sehr schwer beschädigt. Die britischen Personalverluste werden später mit 61 Toten und Verwundeten beziffert; die französische Abteilung des Geschwaders hat den Tod fast der gesamten Besatzung von „Bouvet" zu beklagen. Vergleichsweise gering sind die Schäden und Verluste auf türkisch-deutscher Seite. In den Forts sind – abgesehen von den Zerstörungen in den Befestigungsanlagen – nur zwei 24-cm- und ein 21-cm-Geschütz durch Volltreffer ausgefal-

Straße in Tschanak, nachdem mehrere 38,1-cm-Granaten in die Stadt eingeschlagen sind

Ein Blindgänger der „Queen Elizabeth"

Zeitgenössische Darstellung des Kriegsschauplatzes aus der Vogelperspektive



len, eine Anzahl weitere Geschütze beschädigt. Auf der Ausfalliste stehen 26 Tote und 88 Verwundete. Das größte Problem der Verteidiger ist ihre geradezu aussichtslose Munitionslage. Die ohnehin viel zu knappen Bestände sind an diesem 18. März zur Hälfte verschossen worden. Für die schweren Geschütze sind nur noch wenige Schuß vorhanden. „Noch ein solcher Sieg – und wir sind am Ende", notiert der Kommandant von Anatoli Hamidie. War der 18. März 1915 ein Pyrrhussieg der Dardanellenverteidiger? Die Zukunft mußte es zeigen.

Am 25. April 1915 begann an den Dardanellen die größte Seelandeoperation, die es bis dahin in der Kriegsgeschichte gegeben hatte. Mehrere Monate lang tobten auf Gallipoli schwere, blutige Kämpfe.
Ein Bericht darüber folgt im „Arsenal 5"!

Elektronisch gesteuertes Kettenfahrzeugmodell

Rolf Martens

Keine wissenschaftlich-technische Disziplin hat in den letzten Jahren viele andere Wissenschafts- und technische Zweige so revolutionierend beeinflußt wie die Elektronik. Sie ist auch ein erstrangiger Faktor der Revolution im Militärwesen.

Moderne Militärtechnik und Truppenführung zeichnen sich heute schon weitgehend durch elektronische Bauteile, Leit- und Führungssysteme aus. Aus der Fülle der Beispiele, die hierzu genannt werden könnten, seien nur ferngesteuerte Raketen, Funkmeßsysteme, hochleistungsfähige Sende- und Empfangsanlagen sowie rechnergesteuerte Flugleitzentren erwähnt.

Diese Entwicklung setzt sich weiter fort. Es ist wohl klar, daß der Mensch zum Verstehen und Bedienen der Anlagen und Geräte enorme Kenntnisse und Fertigkeiten benötigt. Oft erscheint uns diese Technik noch als eine „Wunderwelt", und wir bestaunen diejenigen, die den Mut haben, sich mit ihr zu befassen. Alle Hemmungen und Bedenken sind jedoch schnell zu beseitigen – es kommt immer auf einen Versuch an! Viele Erscheinungen sind relativ leicht zu erklären; kompliziert anmutende Ergebnisse, die die Elektronik zuwege bringt, sind schon mit recht einfachen Mitteln zu erzielen.

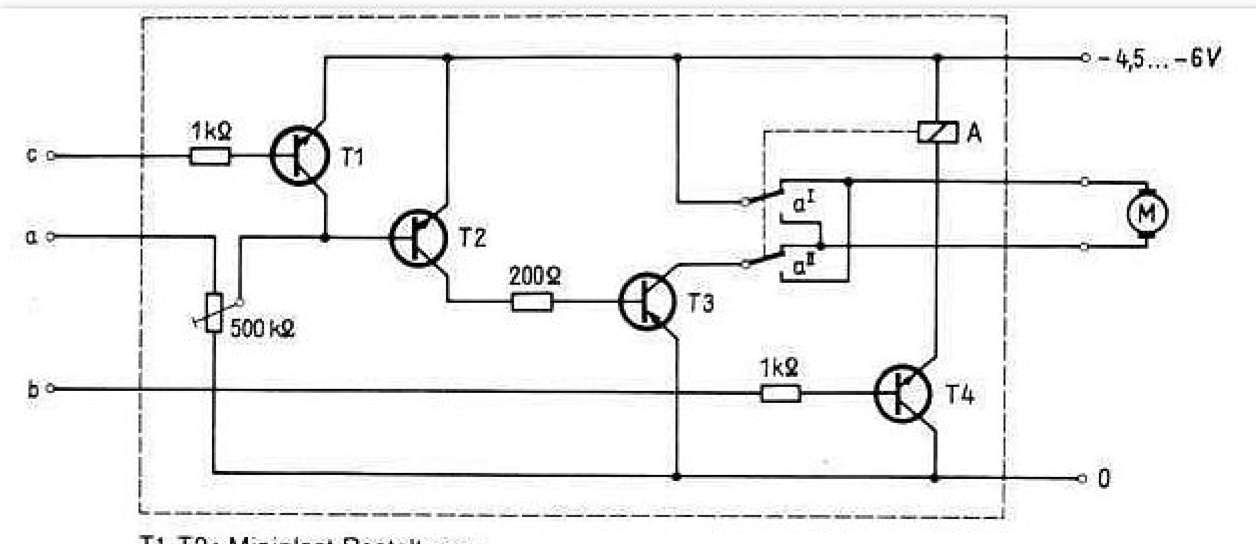
Das in diesem Artikel beschriebene elektronisch gesteuerte Kettenfahrzeugmodell ist dafür ein Beispiel. Gerade jüngeren Lesern und Schülern bietet es eine gute Möglichkeit, sich mit den Grundlagen der Elektronik sowie der Steuer- und Regelungstechnik vertraut zu machen. Es ist ein erster Schritt auf dem Wege, sich das wissenschaftlich-technische Rüstzeug zu erwerben, um auch höheren Anforderungen gewachsen zu sein, so auch mit hoher Einsatzbereitschaft und technischem Verständnis einmal als Soldat der Nationalen Volksarmee Beherrscher der modernen Militärtechnik zu sein, sie fehlerfrei bedienen und sachkundig warten zu können.

Für den interessierten Elektronikamateur bietet sich auf diesem Gebiet eine gute Gelegenheit zu eigener Entwicklungsarbeit. Dabei muß er jedoch die gesetzlichen Bestimmungen für Fernsteuermodelle beachten.

Das elektronische Kettenfahrzeugmodell besteht im wesentlichen aus zwei Hauptgruppen. Zur ersten Gruppe gehören die Motoren mit der Motorsteuerschaltung. Diese haben die Aufgabe, das Modell in die gewünschte bzw. eingestellte Richtung zu bewegen. Die zweite wesentliche Gruppe sind die Schaltungen mit den Rezeptoren, den „Sinnesorganen" des Modells, über die das Modell auf Umwelteinflüsse reagiert. Das können z. B. licht-, schall- oder temperaturempfindliche Schalter sein.

Diese beiden Gruppen werden durch Verknüpfungsschaltungen miteinander verbunden. Im einfachsten Fall handelt es sich dabei um Schaltdraht; es lassen sich aber auch bestimmte Zwischenglieder (Zeitschalter, Multivibratoren oder ähnliches) einsetzen.

Es wurde angestrebt, die genannten Teile schaltungstechnisch zu trennen, um sie dann variabel miteinander verbinden zu können und damit ein vielseitiges, nicht auf wenige Versuche beschränktes Modell zu erhalten.



T1, T2: Miniplast-Basteltypen
T3: GD 160 o.ä.
T4: Basteltyp ähnlich SF 127/SF 128

+4,5 ... +6V
3kΩ
3kΩ
2,7kΩ
a
Motor-steuer-schaltung links
b
c
a
Motor-steuer-schaltung rechts
b
c
1kΩ
T2
T1
100Ω
4,7kΩ
0

+4,5 ... +6V
2,7kΩ
2,7kΩ
a
Motor-steuer-schaltung links
b
c
a
Motor-steuer-schaltung rechts
b
c
Schwellwert-schalter
A

Stromlaufplan der Motorsteuerschaltung

Stromlaufplan der Reaktion „zum Licht"

Stromlaufplan der Reaktion „weg vom Licht"

Motorsteuerschaltung

Die Motorsteuerschaltung ist der zentrale Teil des Modells, eine in sich geschlossene Baugruppe, an die von außen lediglich noch der Motor und die Spannungsquelle angeschlossen werden müssen. Danach kann über die Anschlüsse a-b-c der Motor mit regelbarer Drehzahl und in beliebiger Drehrichtung betrieben werden. Außerdem ist eine Schnellstoppeinrichtung vorhanden.

Das Modell wurde auf einem Spielzeugraupenfahrzeug *Omega* aufgebaut. Dieser Typ hat den Vorteil, daß für jede Raupenkette ein Motor vorhanden ist. Daher erhielt jeder Motor eine Steuerschaltung, so daß die beiden Motoren unabhängig voneinander gesteuert werden können. Wer dieses Raupenfahrzeug für sein Modell nutzen will, muß allerdings versuchen, es im Gebrauchtwarenhandel zu erwerben, da solche und ähnliche Typen schon seit längerem nicht mehr produziert werden. Die Schaltungsfunktion läßt sich an Hand von Bild 1 erläutern.

Wird an a eine positive Spannung gelegt, so steuert T2 über den 200-Ω-Widerstand (der genaue Wert ist unkritisch) T3 durch; der Motor beginnt zu laufen. Die Drehzahl des Motors ändert sich je nach der Höhe der angelegten Spannung und der Einstellung des Einstellreglers. Mit diesen Größen kann die Drehzahl verändert werden, allerdings nur in bestimmten Grenzen. Der Motor sollte so geschaltet werden, daß er bei Ruhestellung der Relaiskontakte vorwärts läuft. Wird nun an b eine Spannung angelegt, so zieht das Relais an; der Motor erhält eine umgekehrt gepolte Ankerspannung, d.h., das Modell fährt rückwärts. Schließlich ist noch eine für den geplanten Anwendungsfall sehr wichtige Schaltung angebracht: eine Schnellstoppeinrichtung. Sobald an c eine positive Spannung anliegt, wird T1 durchgesteuert. Damit sinkt die Basisspannung von T2 fast auf 0V ab, so daß der Motor sofort zum Stillstand kommt.

Die elektronische Steuerschaltung, d.h. alle Bauelemente innerhalb der gestrichelten Linie einschließlich der Relais, wurde auf einer Lochrasterplatte aus dem Programm „Amateurelektronik" aufgebaut. Dadurch erhält die Baugruppe universellen Charakter und kann auch anderweitig eingesetzt werden.

Reaktion des Modells auf optische Signale

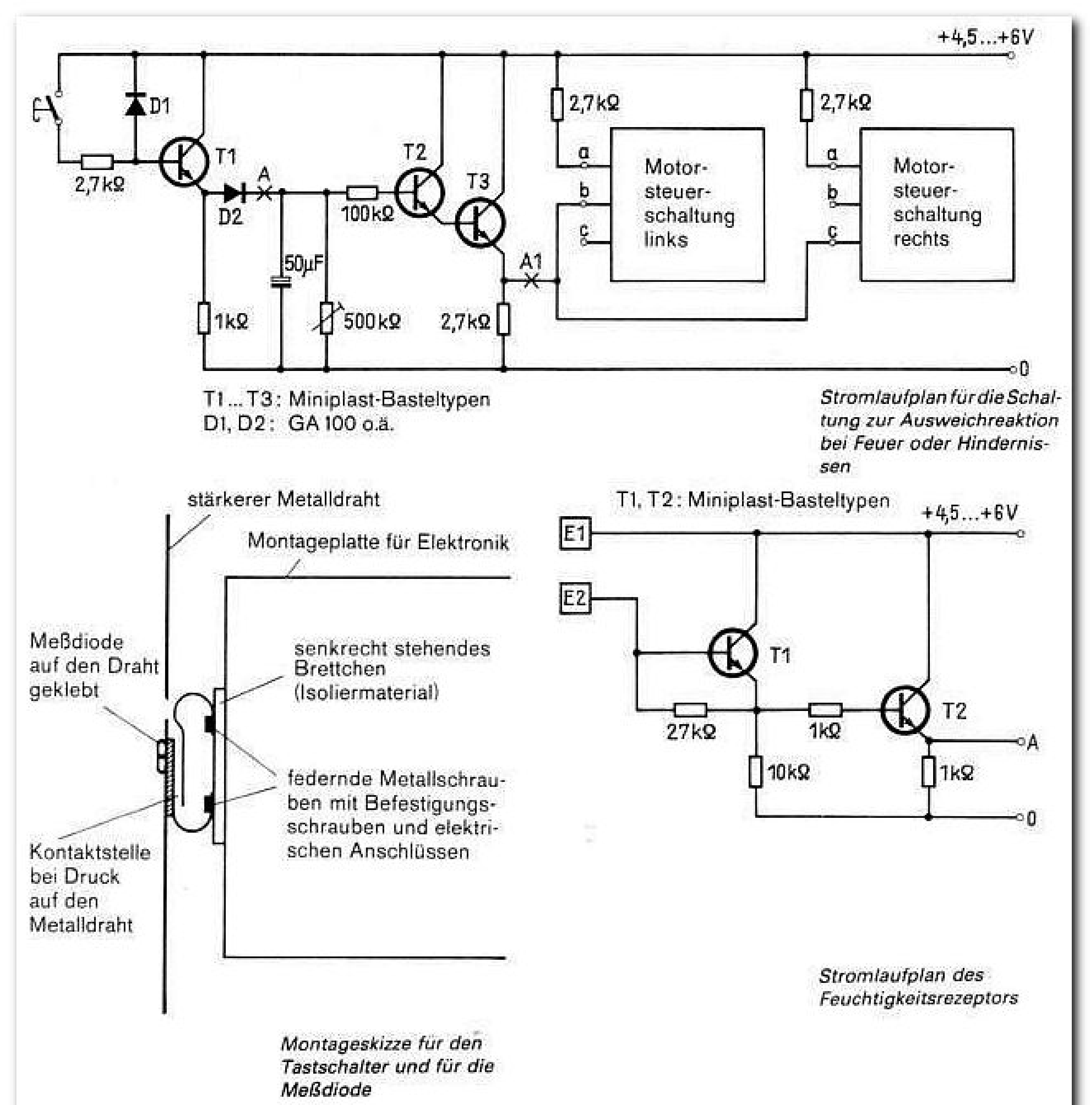
Damit das Modell auf optische Signale reagieren kann, muß ein optischer Rezeptor, gewissermaßen ein elektronisches Auge für das Modell, hergestellt werden. Dieser optische Rezeptor läßt sich sehr einfach aufbauen. Er besteht lediglich aus einem *Schmitt*-Trigger und einem Fototransistor.

Der *Schmitt*-Trigger ist, vereinfacht ausgedrückt, eine Baugruppe, die an ihrem Ausgang ein Signal abgibt, wenn die Eingangsspannung einen bestimmten Grenz- oder Schwellwert überschreitet. Man bezeichnet derartige Schalter auch als Schwellwertschalter. Über die genaue Funktion der Schaltung gibt es zahlreiche Publikationen, so daß an dieser Stelle darauf nicht eingegangen wird.

Als lichtempfindliche Organe können alle Bauelemente verwendet werden, deren Innenwiderstand sich bei steigendem Lichteinfall verringert, also Fototransistoren, Fotowiderstände und Fotodioden. In diesem Gerät wurde ein „selbstgebauter" Fototransistor nach einem Vorschlag in [1] (siehe S. 279) verwendet. Seine Herstellung soll kurz beschrieben werden, da es eine sehr preiswerte Möglichkeit ist, derartige Bauelemente zu erhalten.

Einem Si-Basteltransistor mit Metallgehäuse (ähnlich den Typen *SF 126/SF 128*) wurde mit einer feinen Laubsäge der „Deckel" abgesägt, so daß auf den Siliziumkristall Licht fallen kann. Der Kollektorreststrom I_{co} hängt jetzt von der Stärke des Lichteinfalls ab. In der Schaltung nach Bild 2 wirkt also die Kollektor-Emitter-Strecke des Transistors als lichtabhängiger Widerstand.

Fällt Licht auf den Fototransistor, dann steigt der Reststrom an. Sobald dieser Strom und damit auch die Basisspannung den Schwellwert des *Schmitt*-Triggers erreicht hat, gibt er am Ausgang eine Spannung ab,



Stromlaufplan für die Schaltung zur Ausweichreaktion bei Feuer oder Hindernissen

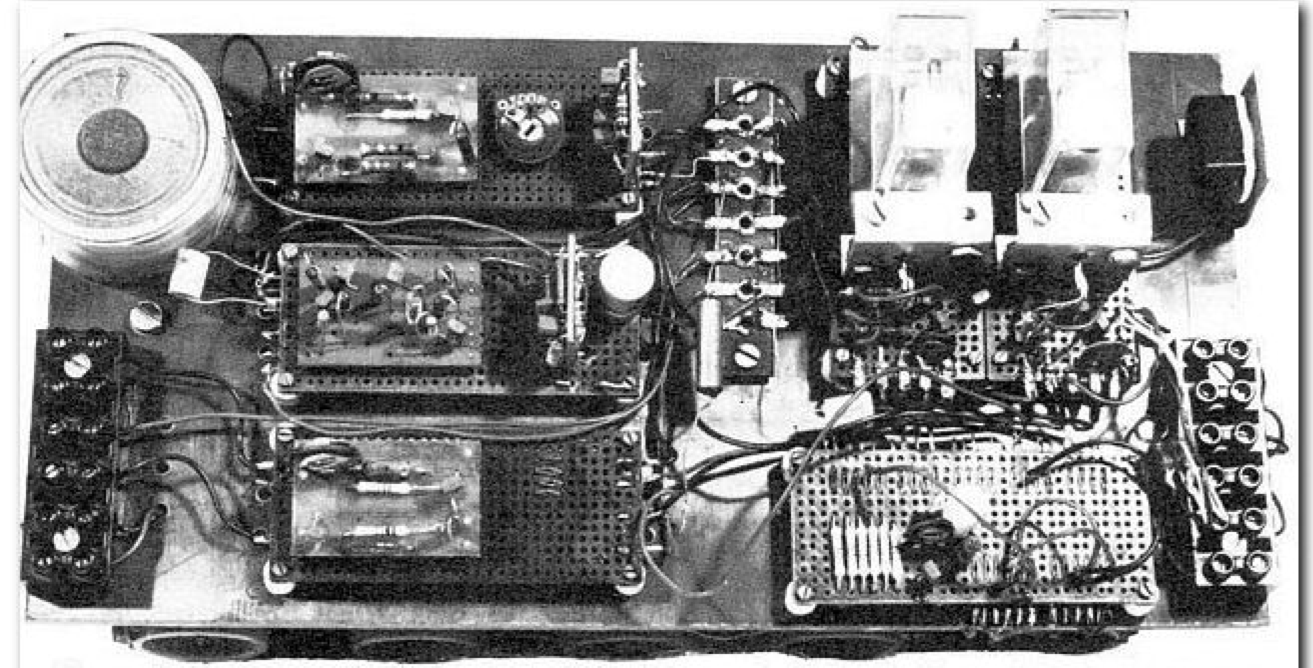
Montageskizze für den Tastschalter und für die Meßdiode

Stromlaufplan des Feuchtigkeitsrezeptors

die dann zur Weiterverarbeitung in der Motorsteuerschaltung zur Verfügung steht. Die Empfindlichkeit des *Schmitt*-Triggers, also der Schwellwert, kann durch Verändern des gemeinsamen Emitterwiderstands beeinflußt werden.

Als optischer Rezeptor des Modells können auch alle anderen Schaltungen für Lichtschranken und sogenannte Dämmerungsschalter verwendet werden, wenn sie die Anforderungen – besonders an die Betriebsspannung – erfüllen.

Es hat sich als günstig erwiesen, das freigelegte Gehäuse des Fototransistors mit Duosan oder Gießharz auszufüllen, um dem Luftsauerstoff völlig den Zutritt zum Siliziumkristall zu verwehren. Zwar ist dieser bereits durch eine Siliziumoxidschicht geschützt, aber die zusätzliche Sicherung ist dennoch zu empfehlen. Unbedingt notwendig wird sie, wenn Germaniumtransistoren auf die beschriebene Art umgebaut werden, was ebenfalls möglich ist. Dabei kann man eventuell noch eine kleine Sammellinse (von 2,5-V-Lampen) aufsetzen und mit festkleben.



Der optische Rezeptor wird entsprechend Bild 2 verschaltet. Da der rechte a-Eingang ständig über dem Schutzwiderstand am positiven Pol der Spannungsquelle liegt, dreht sich dieser Motor während des gesamten Demonstrationsversuchs vorwärts. Der linke Motor arbeitet dagegen nur, wenn auf den Fototransistor Licht fällt.

Damit verhält sich das Modell folgendermaßen: Bei Dunkelheit führt es eine Kreisbewegung aus, da sich der rechte Motor vorwärts dreht und der linke stillsteht. Wird der Fototransistor vom Licht getroffen, dann bewegt sich auch der linke Motor, und das Modell fährt auf die Lichtquelle zu.

Dieses Verhalten läßt sich auch genau umkehren (Bild 3). Dazu werden beide a-Eingänge über die Schutzwiderstände an die Spannungsquelle gelegt; die Motoren bewegen sich also vorwärts. Gleichzeitig wird aber der optische Rezeptor vor den c-Eingang des rechten Motors gelegt.

Bei Dunkelheit fährt das Modell geradeaus. Fällt jetzt Licht auf den Fototransistor, dann stoppt der rechte Motor, und das Raupenfahrzeug bewegt sich so lange nach rechts, bis das Licht aus seinem „Gesichtskreis" verschwindet.

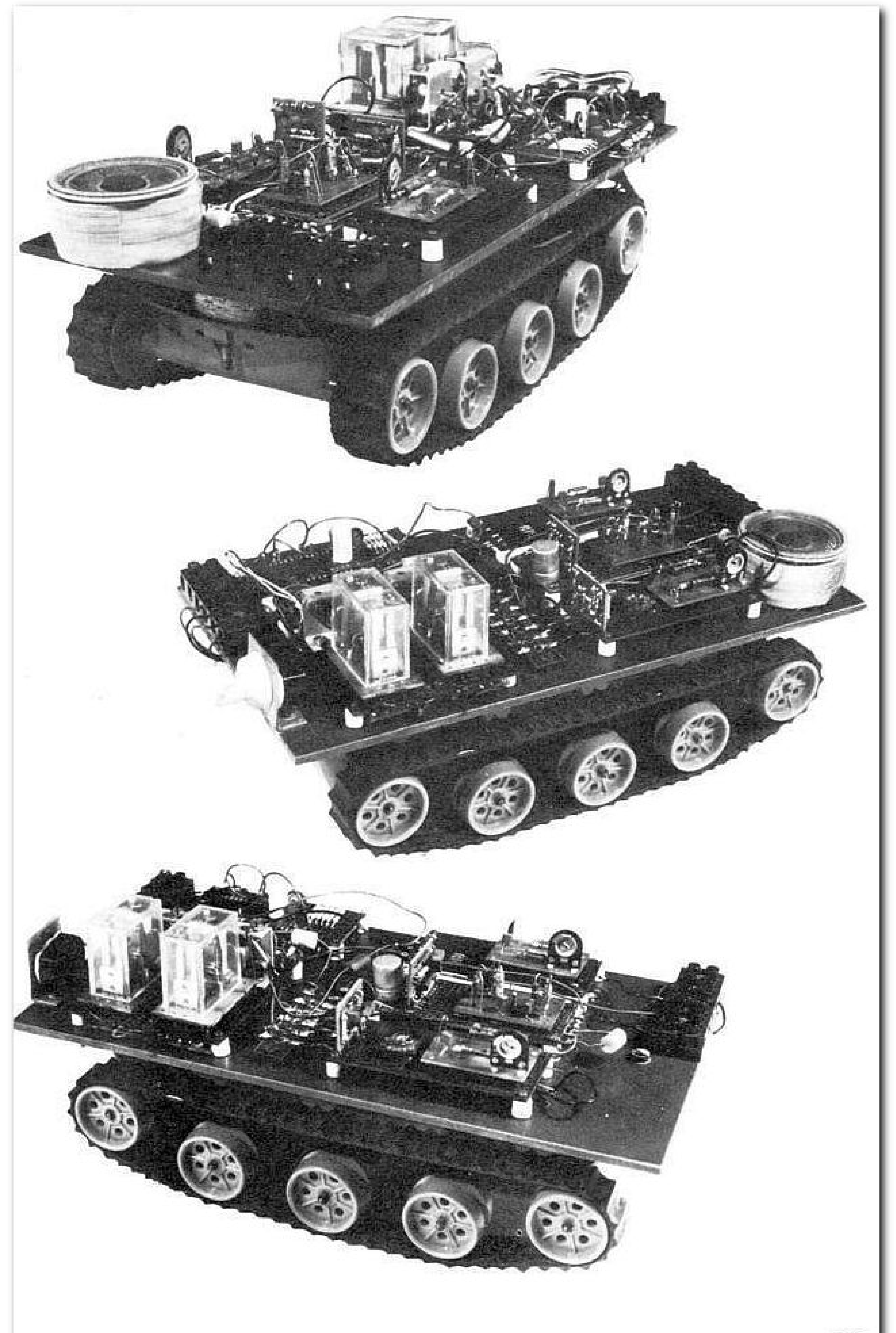
Ein sehr interessanter Versuch ergibt sich, wenn man das Fahrzeug mit zwei optischen Rezeptoren ausstattet. Ein solches Modell würde sich dann bei richtiger Einstellung der Baugruppen auf eine Lichtquelle zubewegen, aber nur so lange, bis die Lichtstärke einen bestimmten Wert erreicht. Danach würde sich das Modell wieder vom Licht entfernen.

Dieser Rhythmus wiederholt sich dann immer wieder.

Ausweichreaktion vor Feuer und Hindernissen

Diese Schaltungen sollen das Entfernen vom Feuer bzw. das Ausweichen vor Hindernissen demonstrieren. Dazu sind wieder die entsprechenden Rezeptoren notwendig. Ihr Stromlaufplan ist aus Bild 4 zu ersehen. Die Schaltung des Tastrezeptors erfordert wohl keine Erläuterung; einfacher geht es nicht. Mit dem Tastrezeptor kombiniert wurde der Temperaturrezeptor, der genaugenommen eine Art Brandmelder ist, da er nur auf sehr hohe Temperaturen reagiert. Diese Kombination ist möglich, weil bei Hindernissen oder Feuer im allgemeinen die gleiche Ausweich- bzw. Fluchtreaktion einsetzt und das Modell ja auch nur Demonstrationsversuche überstehen soll und keine Großbrände.

Der Brandmelder funktioniert folgendermaßen: Die Basis des Transistors T1 liegt über der in Sperrichtung geschalteten Diode am positiven Pol der Spannungsquelle. Durch die Diode fließt nur ein sehr geringer Strom, der Sperrstrom. Steigt jetzt die



Umgebungstemperatur an, so erhöht sich dieser Strom ebenfalls. Ist die Temperatur hoch genug, dann reicht der Sperrstrom der Diode aus, den Transistor durchzusteuern und damit ein Signal in Form einer positiven Spannung an A zu erzeugen, die dann über die Motorsteuerschaltung die entsprechenden Reaktionen hervorrufen kann. Der Temperaturfühler reagiert nur bei sehr hohen Temperaturen, da nur dann der Sperrstrom der Diode groß genug ist, um den Transistor durchzusteuern. Man muß schon ein brennendes Streichholz unter die Diode halten, um die Reaktion auszulösen. Das kann man getrost tun; denn obwohl dieser Versuch beim Mustermodell bereits viele Male wiederholt worden ist, hat die Diode die Behandlung bisher überstanden.

Damit die gewünschte Ausweichreaktion erzeugt wird, muß zwischen Rezeptor und Steuerschaltung noch ein Zwischenglied, ein Zeitschalter, geschaltet werden. Sein Stromlaufplan ist ebenfalls aus Bild 4 zu ersehen. Wird der Transistor T1 durchgesteuert, dann lädt sich der 50-µF-Kondensator über die in Durchlaßrichtung geschaltete Diode auf. Gleichzeitig wird T2 und damit auch T3 durchgesteuert. Damit steht an A1 wieder eine zur Ansteuerung der Motorsteuerschaltung geeignete Spannung zur Verfügung. Sinkt jetzt der Basisstrom von T1, weil sich der Tastschalter geöffnet hat oder die Temperatur an der Diode D1 sinkt, dann wird dieser Transistor wieder gesperrt. Danach entlädt sich der Kondensator über die Transistorschaltung T1, T2; sie wird auch als *Darlington*-Schaltung bezeichnet und hat im Prinzip die gleiche Funktion wie ein einzelner Transistor, nur mit einer entsprechend höheren Stromverstärkung. Dadurch bleibt die Spannung an A1 noch eine gewisse Zeit stehen, nämlich so lange, bis der Kondensator genügend entladen ist und nicht mehr ausreichend Basisstrom für T2 zur Verfügung stellen kann. Die Diode D2 verhindert, daß sich der Kondensator über den 1-kΩ-Widerstand entlädt und damit wirkungslos wird. Das Zeitglied hat also die Funktion eines Speichers. Die Speicherzeit hängt vor allem von der Größe des Kondensators ab und kann noch durch die Größe des Einstellreglers in bestimmten Grenzen geändert werden.

Die Gesamtfunktion der Ausweichreaktion läßt sich nun an Hand des Stromlaufplans sehr leicht herleiten.

Zuvor aber noch einige Hinweise für den mechanischen Aufbau des Modells. Der Tastschalter wird am besten entsprechend Bild 5 an der Stirnseite des Fahrzeugs angebracht. Die Meßdiode sollte analog dazu ebenfalls gemäß Bild 5 so angeordnet werden, daß sie ungefähr 5 cm vor dem Raupenfahrzeug hergeschoben wird.

Sprechen jetzt Diode oder Tastschalter an, so stoppt der rechte Motor, und der linke Motor ändert seinen Drehsinn. Das bedeutet, daß das Modell eine Rechtskurve rückwärts ausführt. Dadurch bewegt sich das Fahrzeug wieder vom Hindernis bzw. von der Brandstelle fort. Der Tastschalter öffnet wieder, bzw. die Diode kühlt ab. Der Zeitschalter bewirkt nun noch eine gewisse Zeit lang ein weiteres Rückwärtsfahren des Modells, obwohl die eigentliche Ursache dafür bereits beseitigt ist. Man sollte den Zeitschalter etwa so einstellen, daß eine Vierteldrehung rückwärts ausgeführt wird. Danach werden die Motoren wieder in die Ausgangslage umgeschaltet, und das Fahrzeug bewegt sich in einer anderen Richtung am Hindernis oder an der Brandstelle vorbei.

Ausweichreaktion vor einem Wasserhindernis

Die Schaltung dieser Funktion unterscheidet sich nicht wesentlich von der vorausgegangenen. Es ist lediglich notwendig, einen auf Wasser reagierenden Rezeptor zu bauen. Eine dafür geeignete Schaltung findet der Leser in [2]. Sie wurde entsprechend den Erfordernissen modifiziert und ist aus Bild 6 zu ersehen.

Im Ruhezustand sind T1 und T2 gesperrt, und an A liegt nur eine äußerst geringe Spannung. Wenn zwischen den beiden Elektroden E1 und E2 Feuchtigkeit auftritt, so wird zwischen ihnen eine leitende Verbindung hergestellt, und die beiden Transistoren steuern durch. Damit steht an A wieder eine zur Verarbeitung in der Motorsteuerschal-

tung geeignete positive Spannung zur Verfügung. Dieses Ausgangssignal läßt sich dann analog der im vorhergehenden Abschnitt beschriebenen Schaltung weiter nutzen.

Erweiterung des Modells

Mit den beschriebenen einfachen und nachbausicheren Schaltungen sollen dem Leser zunächst einmal Anregungen zu eigener, weiterer Arbeit auf diesem Gebiet gegeben werden. Wer sich dann mit einem solchen Modell ernsthaft befaßt, wird bald feststellen, daß die in diesem Beitrag vorgestellten Beispiele von Rezeptoren nicht die einzigen sind, mit denen ein solches Modell ausgestattet werden kann. Vielmehr gibt es noch mehrere, zum Teil recht attraktive Möglichkeiten für eine Erweiterung des Modells.

Zum Beispiel läßt sich das Modell mit einem akustischen Rezeptor ausrüsten, so daß das Modell auch auf akustische Signale reagiert. Als Rezeptor müßte dann ein Mikrofon eingesetzt werden. Schaltungen dafür sind in [3] und [4] angegeben. Es wäre beispielsweise auch durchaus möglich, einen Rezeptor zu konstruieren, der auf radioaktive Strahlung anspricht. Radioaktive Rezeptoren wären z. B. Zählrohre.

Literaturhinweise

[1] Kühne, K.: Schaltbeispiele mit selbstgefertigten Silizium-Planar-Fototransistoren; FUNKAMATEUR 19 (1970), H. 8 und H. 9

[2] Jakubaschk, H.: Das große Elektronikbastelbuch; Militärverlag der DDR, Berlin 1976, S. 130–133

[3] Martens, R.: Versuche mit elektronischen Tiermodellen; FUNKAMATEUR 27 (1978), H. 7

[4] Autorenkollektiv: Bastelbuch für Modellelektronik; Militärverlag der DDR, Berlin 1970, S. 150–157

Was uns bei den Soldaten gefallen hat

Ottokar Domma

In der letzten Stunde unterhielten wir uns über unseren Besuch bei den Soldaten. Das Fräulein Heidenröslein hatte ihn organisiert, und weil eine Lehrerin ganz unglücklich ist, wenn sie nicht alles auswertet, fragte sie heute: „Nun erzählt mal, was euch am besten gefallen hat."

Ich war eigentlich gar nicht darauf eingestellt, sondern mehr auf die unregelmäßigen Verben, und während ich in meinem Kopf noch umschalten mußte, reckten die Mädchen schon die Arme. Die Sonja Zunder war so gierig darauf, als erste antworten zu dürfen. Sie schnippste mit den Fingern und wippte auf und ab, als wenn sie auf einem Pferd sitzt. Das Fräulein Heidenröslein konnte das wohl auch nicht mehr länger mit ansehen und rief sie auf. Ich konnte mir schon denken, was jetzt kommt, und tatsächlich, die Sonja trompetete mit ihrer Blechstimme: „Am besten gefielen mir die Jungs, ich meine die Soldaten und der Leutnant, der uns geführt hat, weil er ... Na, Sie wissen schon, was ich meine."

Das Fräulein Heidenröslein wußte aber nicht, was die Sonja meinte, und fragte sie danach. Die Sonja verdrehte die Augen und lachte ein bißchen dumm.

„Die meint, der Leutnant war sexi!"

„Du bist nicht gefragt", sagte das Fräulein Heidenröslein zum vorlauten Harald und nahm die brave Bärbel Patzig dran.

Die Bärbel hatte gerade einen Frosch im Hals, und als sie ihn 'runtergeschluckt hatte, antwortete sie: „Mir hat die Ordnung gefallen. Vor den Häusern der Soldaten war schön geharkt."



„Das heißt nicht Häuser, sondern Unterkünfte!"

„Antworte gefälligst, wenn ich dich aufrufe!" wies mich die Lehrerin zurecht und nickte der Bärbel zu, damit sie weiterspricht.

„Also vor den Häu ..., ich meine Unterkünften war schön geharkt, auch in den Fluren und Zimmern ..."

„Stuben!"

„... und Stuben war es sauber. Die Betten waren ganz glatt!"

„Weiter, Robert!"

Der lange Schücht erhob sich schraubenförmig und ergänzte: „Also mit den Betten ist das so: Ich habe nachgesehen. Die meisten haben sich zusammengelegte Zeitungen in die Kante geschoben, damit das Bettzeug scharf und gerade aussieht. Das ist keine Kunst."

„Das stimmt. Auch in den Schränken ..."

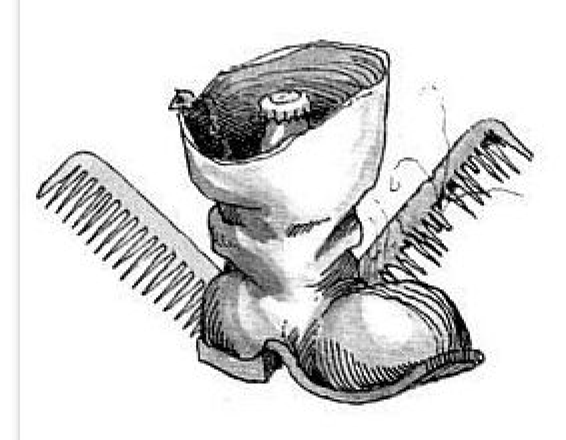
„Das heißt Spinde!" verbesserte ich die Juliana.

„... auch in den Spinden war Ordnung. Die Wäsche war ganz glatt geschichtet. Wie ein Paket!"

„Und hinter der glatten Wäsche lagen Socken, Seife, angeknapperte Kekse und ein Kamm!" ergänzte der Schweinesigi.

„Und in einem schön geputzten Stiefel stand eine volle Bierflasche, aber sehr ordentlich!"

Das Fräulein Heidenröslein verdrehte die Pupillen und sprach zu mir: „Ich habe dir schon einmal gesagt, du sollst nur reden, wenn du gefragt bist. Hast du mich verstanden?"



„Zu Befehl!" sagte ich. Die Lehrerin hatte wohl an der Aufzählung der Ordnungen schon genug und wollte jetzt wissen, was wir daraus lernen können. Am meisten haben die Mädchen daraus gelernt, und ich durfte dann endlich auch einmal etwas sagen: „Daraus kann man weiter lernen, daß es zwei Ordnungen gibt: eine zum Vorzeigen und eine zum täglichen Gebrauch. Darum braucht der Soldat zwei Kämme, einen sauberen und einen dreckigen, genau so, wie wir zwei Hefte für jedes Fach brauchen, ein Schmierheft und eins für Ausstellungen."

Aber das Fräulein Heidenröslein hatte genug von meinen Beispielen und ging zur Disziplin über. „Was ist euch dabei aufgefallen?"

„Die Soldaten grüßen die Vorgesetzten", sagte der Pillenheini.

„Und sie sind sehr höflich", ergänzte die Bärbel. „Wenn ein Offizier irgendwo 'rumstand, fragten sie immer, ob sie vorbeigehen dürfen."

Nun kam ich wieder dran. „Das ist eine sehr schöne Eigenschaft, und man könnte sie auch in der Schule einführen. Aber daraus wird nichts wegen dem uneinheitlichen Lehrerkollektiv."

„Wie meinst du das?" fragte das Fräulein Heidenröslein.

„So wie es ist. Heute früh stand mir im Flur das Fräulein Kohl im Weg. Ich fragte sie: ‚Gestatten Sie, daß ich vorbeigehe?' Sie sah mich ganz erschrocken an und machte Platz. Dann sah ich den Herrn Kurz vor der Wandzeitung stehen. ‚Gestatten Sie, daß ich vorbeigehe?' sprach ich ihn von hinten an. Er drehte sich um und fragte, ob ich ihn vielleicht veräppeln will. Und vor dem Lehrerzimmer unterhielt sich gerade der Herr Burschelmann mit Frau Pitthuhn über Stachelbeeren. ‚Gestatten Sie, daß ich vorbeigehe?' fragte ich wieder. Und was geschah? Der Herr Burschelmann zeigte mir glattweg einen Vogel. Ist das vielleicht eine einheitliche Höflichkeit?"

Das Fräulein Heidenröslein drehte sich um und schneuzte sich, und der Harald faßte danach dieses Kapitel zusammen, indem er sprach: „Man muß die Disziplin bei den Soldaten anders sehen als bei uns. Bei den Soldaten ist sie Pflicht, sonst geht alles drunter und drüber. Bei uns dagegen herrscht eine bewußte Disziplin, sonst ging alles noch mehr drunter und drüber als jetzt."

Wir merkten, daß das Fräulein Heidenröslein mit unserer Diskussion nicht mehr ganz mitkam. Sie schnappte ein paarmal nach Luft, und als sie wieder ein bißchen sprechen konnte, wollte sie nur noch wissen, was uns sonst gefallen hat. Und das war sehr unterschiedlich. Dem Pillenheini gefielen die angeklebten nackten Mädchen in einem Spind, der Sonja die Kraftübung eines Soldaten. Er stemmte sie nämlich fünfmal, und als er sie wieder 'runtergelassen hatte, sagte er, daß er das sonst mit Sandsäcken macht. Dem langen Schücht gefielen die Schießergebnisse und der dicken Mia das Essen. „Ein Soldat gab mir seinen Pudding, und ich

gab ihm dafür meine Adresse!" Vielleicht denkt sie, daß sie von ihm bald ein Paket mit Pudding bekommt.



Die Auswertungsstunde ist viel zu schnell vergangen, und als wir die Sachen einpackten, begleitete ich das Fräulein Heidenröslein noch ein Stück, weil wir fast denselben Weg haben. „Du hast dich ja gar nicht mehr gemeldet. Gefiel dir vielleicht nichts?" wollte sie wissen.

„Doch", sagte ich, „aber ich verrate es nicht."

„Aber mir kannst du es doch sagen. Ich sag' es nicht weiter."

„Lehrerehrenwort?"

„Lehrerehrenwort!"

„Schwören Sie mir, daß Sie mein Aufklärungsergebnis als GVS behandeln?"

„Was heißt denn das?"

„Das heißt geheime Verschlußsache."

„Also gut, ich schwör' es. Aber nun sag es schon."

„Als ich noch einmal zur Garderobe zurück mußte, weil ich meinen Beutel vergessen hatte, da sah ich, wie Sie sich mit dem Genossen Leutnant zum Abschied küßten, aber wie!"

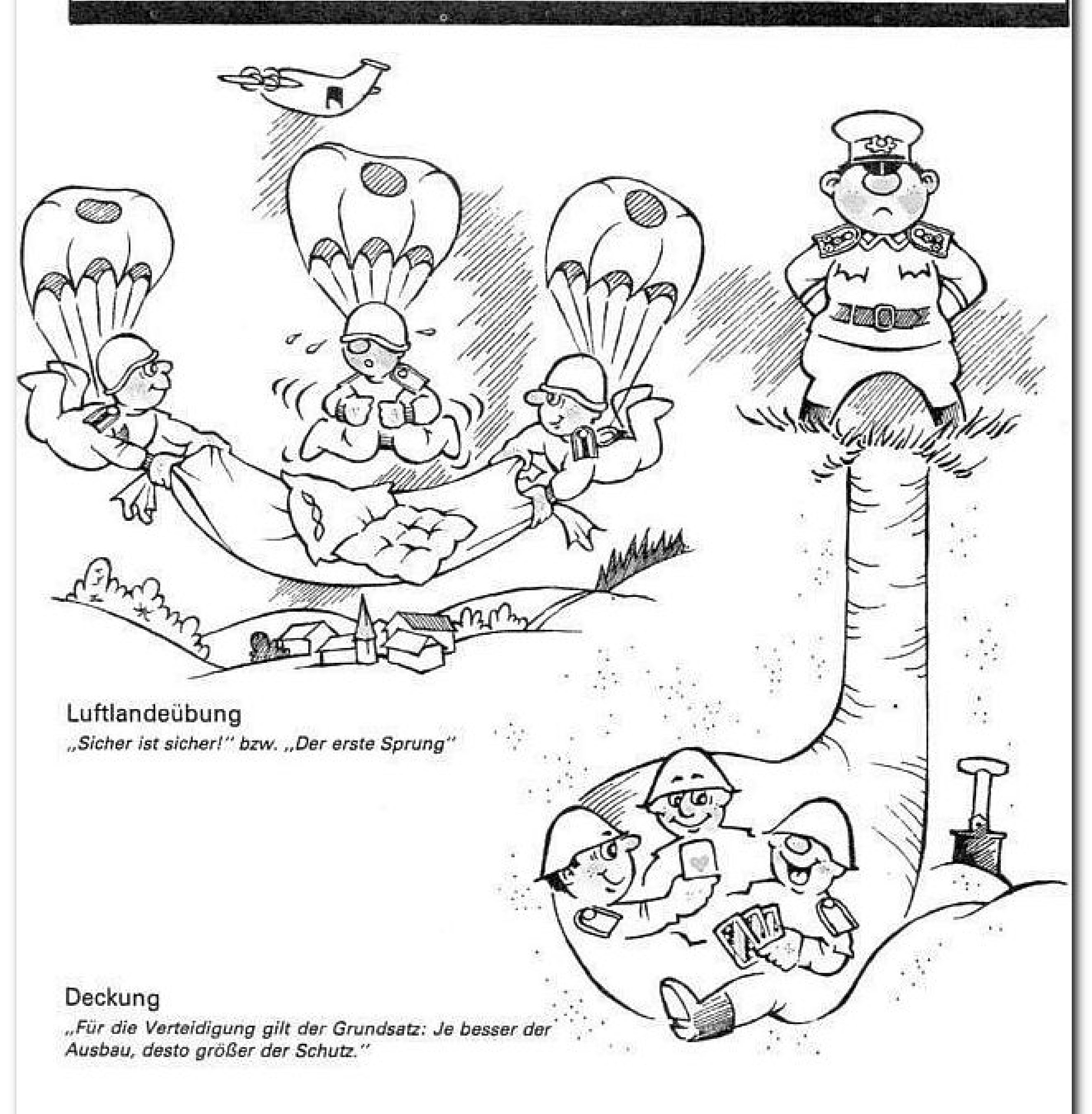
Das Fräulein Heidenröslein wurde ganz rot im Gesicht und gab mir einen Nasenstüber. Aber sie war nicht böse, sondern zog lachend davon und winkte mir sogar nach.

Nun werden wir ja sehen, ob sie das Geheimnis für sich behalten kann. Wenn nicht, dann weiß ich Bescheid.

Der freche Zeichenstift

Militärisch danebenbegriffen

Helmut Lorenz



Luftlandeübung

„Sicher ist sicher!" bzw. „Der erste Sprung"

Deckung

„Für die Verteidigung gilt der Grundsatz: Je besser der Ausbau, desto größer der Schutz."



Waffenbrüder

„Und das sind alles Geschwister ...?"
„Nein, Kleiner, das sind Brüder – WAFFENBRÜDER ...!"

Vorgesetzter

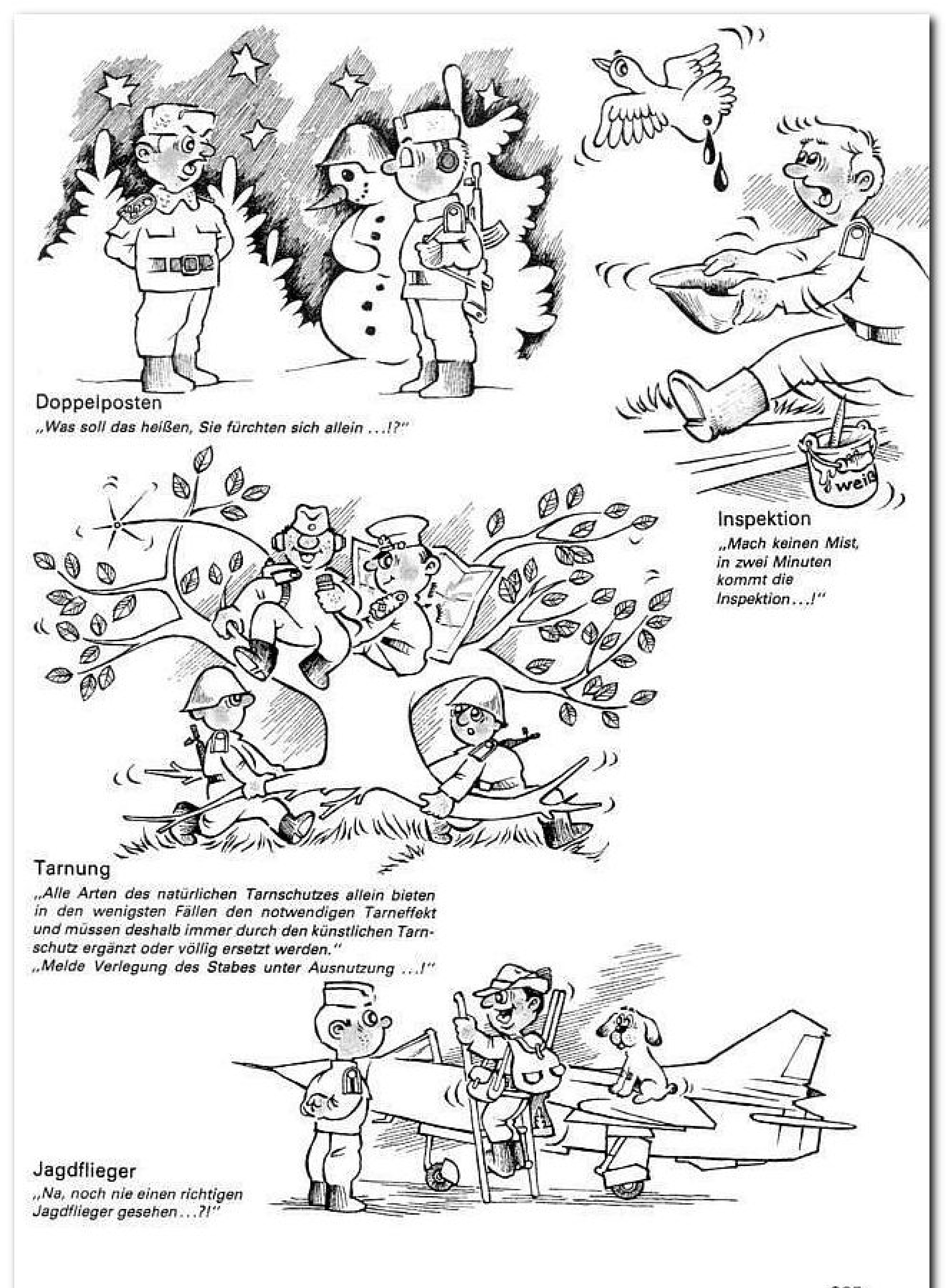
„Auf schmalen Treppen und Fluren treten Dienstgradniedere beim Begegnen mit Dienstgradhöheren zur Seite und nehmen Grundstellung mit Front zum Dienstgradhöheren ein."

Aufklärer

„Eisenbahnschienen, feste Straßen und hartgefrorener Boden leiten Geräusche, die auf ihnen verursacht werden, gut weiter. Zum Horchen ein Ohr an die Schiene legen oder an den Boden legen und Mund öffnen ..."
„Der Zug muß ganz in der Nähe sein ...!"

Bettenbau

„Und das wichtigere Schema erläutere ich Ihnen zuerst ...!"



Doppelposten

„Was soll das heißen, Sie fürchten sich allein …!?“

Inspektion

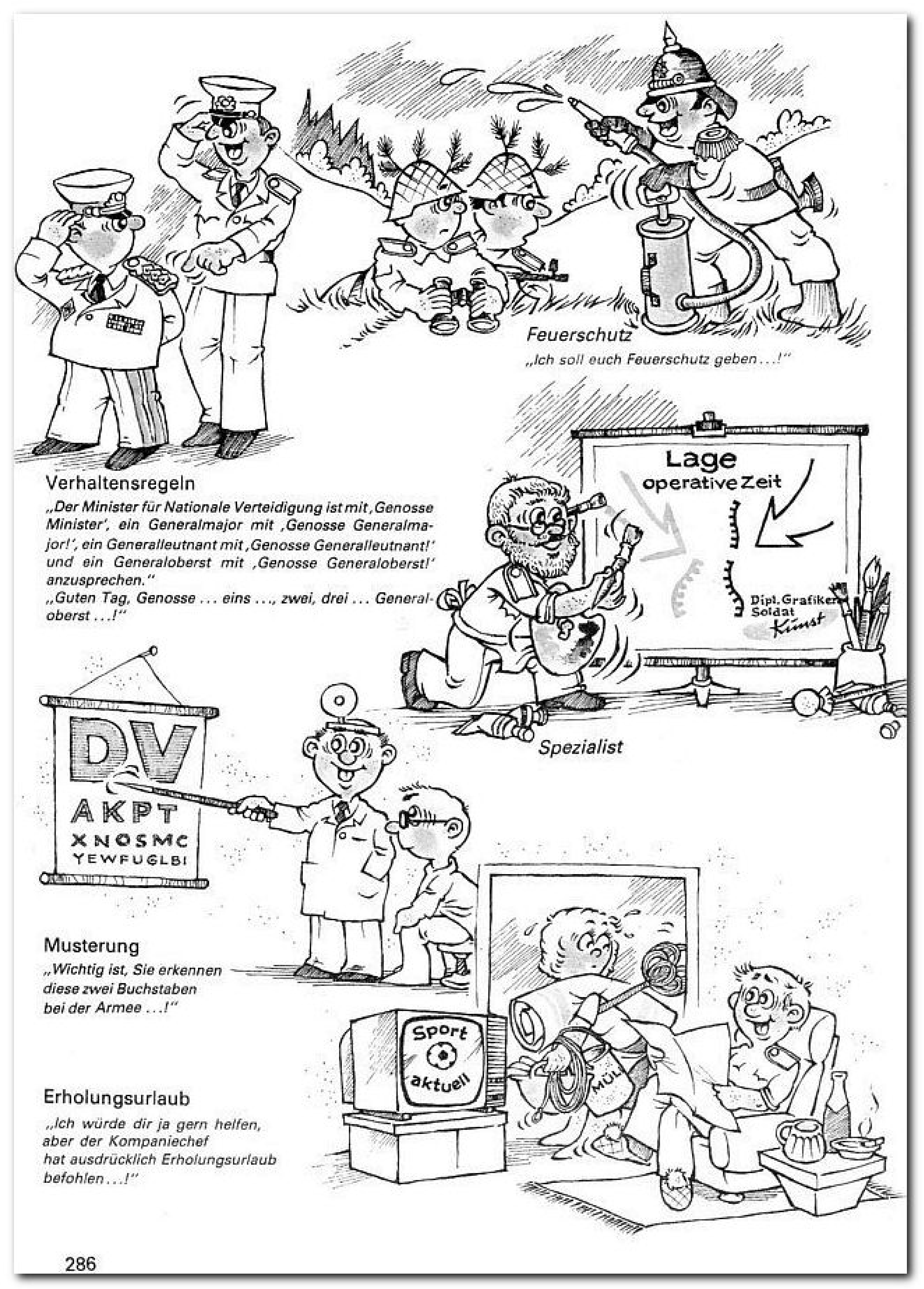
„Mach keinen Mist, in zwei Minuten kommt die Inspektion…!“

Tarnung

„Alle Arten des natürlichen Tarnschutzes allein bieten in den wenigsten Fällen den notwendigen Tarneffekt und müssen deshalb immer durch den künstlichen Tarnschutz ergänzt oder völlig ersetzt werden.“
„Melde Verlegung des Stabes unter Ausnutzung …!“

Jagdflieger

„Na, noch nie einen richtigen Jagdflieger gesehen…?!“



Feuerschutz

„Ich soll euch Feuerschutz geben . . .!“

Verhaltensregeln

„Der Minister für Nationale Verteidigung ist mit ‚Genosse Minister‘, ein Generalmajor mit ‚Genosse Generalmajor!‘, ein Generalleutnant mit ‚Genosse Generalleutnant!‘ und ein Generaloberst mit ‚Genosse Generaloberst!‘ anzusprechen.“
„Guten Tag, Genosse . . . eins . . ., zwei, drei . . . Generaloberst . . .!“

Spezialist

Musterung

„Wichtig ist, Sie erkennen diese zwei Buchstaben bei der Armee . . .!“

Erholungsurlaub

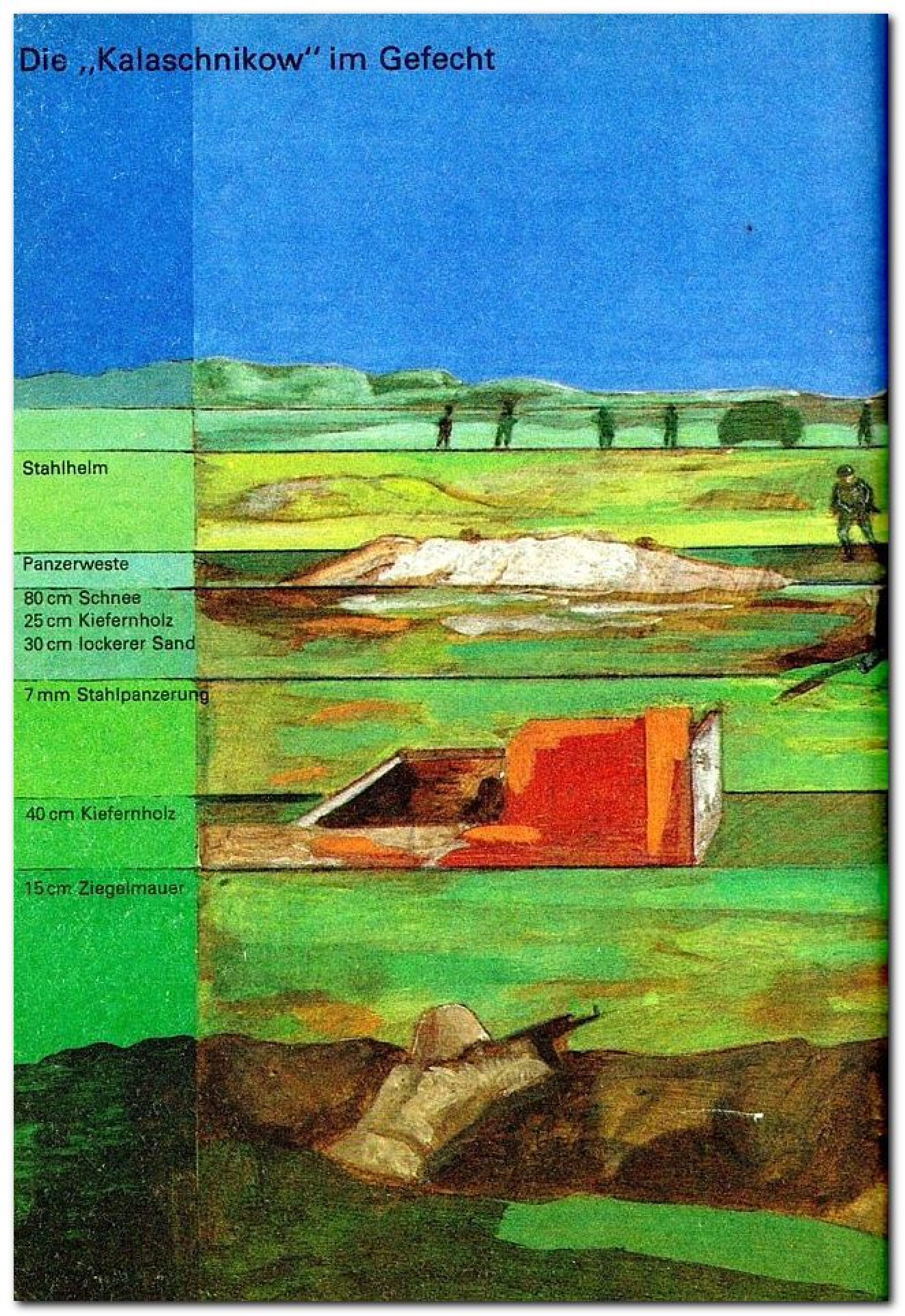
„Ich würde dir ja gern helfen, aber der Kompaniechef hat ausdrücklich Erholungsurlaub befohlen . . .!“

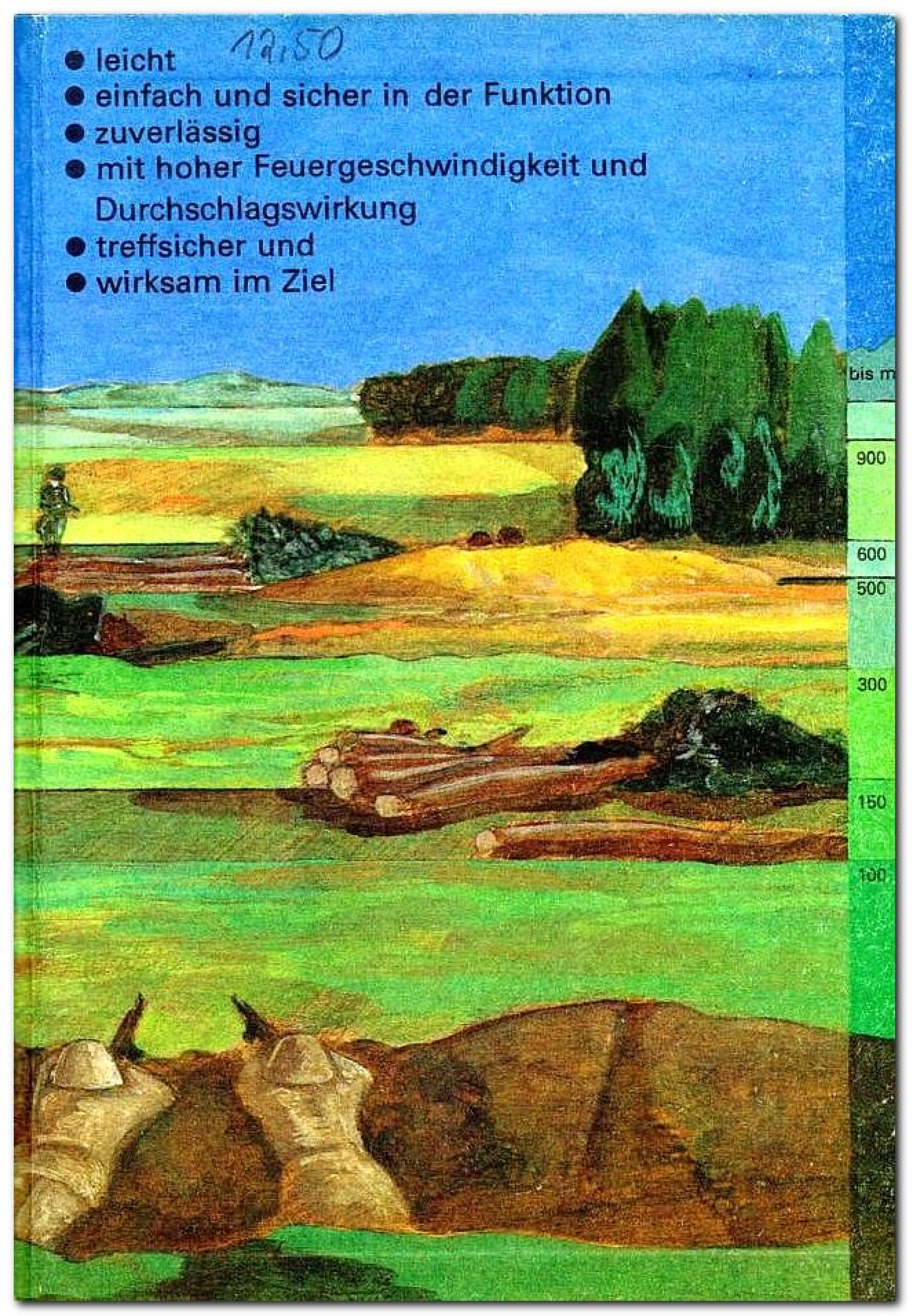
Illustrationen: (Die in Klammern gesetzten Zahlen beziehen sich auf die Seiten im Buch.)
Karlheinz Birkner (134, 135), Wolfgang Freitag (76, 157–161, 252, 253), Heinz Grothmann (273–275), G. Hansens (22), Helmut Lorenz (283–286), Günther Lück (Vorsatz, 173, 211–215, 262), Peter Muzeniek (64–67, 81, 140–143, 245, 280–282), Heinz Rode (206), Wolfgang Schedler (19, 23, 48–53, 83–85, 176, 177, Nachsatz), Georg Seyler (188–191, 220).

Fotos: Archiv (19, 21, 24, 103, 104–106, 107, 123, 124, 136, 180, 181, 202–205, 209, 210, 232–241, 249–251, 255), Red. „Armeerundschau"/Gebauer (55–61, 91–99, 145, 146–149, 154), Red. „Armeerundschau"/Uhlenhut (138, 139), Thomas Billhardt (113–120), Blunck (30), Deutsche Fotothek Dresden (216), GST/Hein (108–111), Institut für Marxismus-Leninismus/Bildarchiv (42), Leonid Jakutin (35–37), Junge-Welt-Bild (26, 27, 30), Junge-Welt-Bild/Reichert (32), Jürgen Karpinski (193–200), Wilfried Kopenhagen (21), Bernhard Krause (164–169), Rolf Martens (276, 277), Militärbilddienst/Fröbus (88), Militärbilddienst/Geißler (122, 123, 125), Militärbilddienst/Patzer (86, 88, 176), Militärbilddienst/Tessmer (49, 87, 88, 89), Militärbilddienst/Zühlsdorf (51), Museum für Deutsche Geschichte (75, 78), Werner Neundorf (101, 102), Hans-Joachim Purwin (104, 106, 107), Robert Rosentreter (145, 150–153, 155), Lutz Schubert (72, 73), Tuschek (70, 71), Red. „Volksarmee"/Bredow (87), Red. „Volksarmee"/Jeromin (21), Red. Wehrpol. Erziehung/Michna (51), Hartmut Wienhöfer (16), Lothar Willmann (132), Zentralbild (10–15, 26, 30, 190).

Reproduktionen: Rudolf Streidt

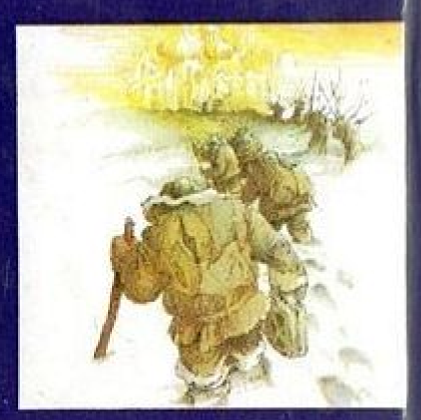
Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik (VEB) – Berlin, 1982
1. Auflage
Lizenz-Nr. 5
LSV: 0589
Lektoren: Hannelore Haelke, Werner Kießhauer, Erika Walter
Gesamtgestaltung: Wolfgang Ritter
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97
Redaktionsschluß: 30. Juni 1981
Bestellnummer: 746 319 2
Der nächste Band, „Arsenal 5", erscheint 1984.
DDR 12,50 M


Die „Kalaschnikow" im Gefecht
Stahlhelm
Panzerweste
80 cm Schnee
25 cm Kiefernholz
30 cm lockerer Sand
7 mm Stahlpanzerung
40 cm Kiefernholz
15 cm Ziegelmauer

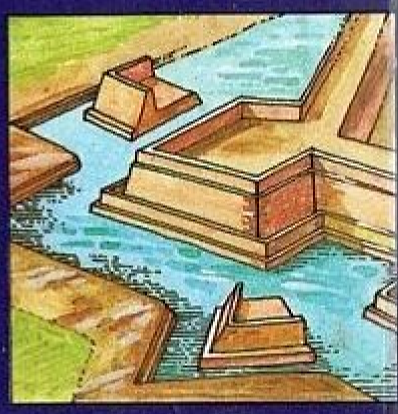

● leicht
● einfach und sicher in der Funktion
● zuverlässig
● mit hoher Feuergeschwindigkeit und Durchschlagswirkung
● treffsicher und
● wirksam im Ziel
bis m
900
600
500
300
150
100











Beim Manöver.
Erlebnis in Wolgograd.
Autodrom Bratislava.
Die Höhlentaucher von Debrecen.
Mario – ein tapferer Sandinist.

Giftmüll in der BRD.
„Wilhelm Pieck" auf Großer Fahrt.
Minen für die Partisanen.
Maßstabmodelle.
Als Arzt in Sambia.
Masse kontra Rückstoß.

Raketen-U-Schiffe der USA.
Vom Feuerrohr zur Makarow.
Garibaldi landet in Sizilien.
Festung Berlin.
Elektronisch gesteuertes Panzermodell.